

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1908  
bd.8

BIBLIOTHEK  
DER  
ERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS



# Die Bücher-Sammlung

von



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Einzig schön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



**Elektrische Dauerbeleuchtungsanlage**  
für 1kerz. Lampe M. 26.—, für 4kerz. Lampe M. 39.50  
Billiger einfacher Betrieb. Prospekt gratis.

**Karl Höhn,** Fabrik elektr. Instrumente,  
Enzisweiler a. B. 46 (Bayern).



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Nebst einem Anhang: **Über künstliche Zähne.** Von Dr. Wilhelm Süersen senior, K. Preussischer Geheimer Hofrat und ehemaliger Hofzahnarzt in Berlin. Gefrönte Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Dreizehnte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Gustav von Walthers-Süersen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit vier Einschalttafeln. Broschiert 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die neue, dreizehnte Auflage dieser gefrönten Preisschrift ist allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung umso mehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

**Erbe**

**Wörterbuch  
der deutschen  
Rechtschreibung**

Das vielseitigste Wörterbuch ist:

**Erbe** Wörterbuch der  
deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. — Zweite, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage durchgesehene und erweiterte Ausgabe. 42.—51. Tausend. Enthält über 100 000 Wörter. Für jeden Schreibtisch unentbehrlich.

In dauerhaftem Einband 1 Mark 60 Pfennig.  
— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

# „Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion  
sofort gerade Haltung ohne Be- erweitert die Brust!  
schwerden. Besten Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.  
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Mass-  
ang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter  
den Armen gemessen. Für Damen ausserdem  
Taillenweite. Bei Nichtkonventionen Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

**E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.**



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Hauschatz des Wissens für jedermann

ist das in unserem Verlag erscheinende neue Werk:

# Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen  
und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Ge-  
lehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von

Gen. Regierungsrat **Max Geitel.**

2000 Seiten Text, über 1000 Abbildungen, 50 Kunstblätter.  
Vollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennig.

Dieses Werk enthält alles das, was der Gebildete unserer Tage aus dem großen Reiche der Erfindungen und Entdeckungen wissen soll, es ist eine Darstellung aller der gewaltigen Errungenschaften des Schaffenden, in die Geheimnisse der Naturkräfte immer tiefer eindringenden Menschengemüthes in Wort und Bild und in interessanter, leichtverständlicher Form. Als neues Hand- und Hausbuch bildet es ein unentbehrliches Rüstzeug für jedermann, der mit der Zeit fortschreiten, sie verstehen und die Kulturfortschritte sich nutzbringend machen will. Und heutzutage muß jedermann in diesen Dingen Bescheid wissen, sei er Fachmann oder Laie, Gelehrter, Fabrikant, Beamter, Soldat, Kaufmann, Landwirt oder Handwerker usw. — es gibt keinen Stand oder Beruf, in dem Kenntnisse der hier gebotenen Art nicht wertvoll und fördernd wären. Das Werk »Der Siegeslauf der Technik« gibt alt und jung Gelegenheit, sich diese interessanten Kenntnisse zu erwerben, sei es, um sich in nützlicher Weise zu unterhalten, wie auch um seine Kräfte zur Mitarbeit an den Aufgaben der Kulturmenschenheit weiter auszubilden.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.





Zu der Erzählung »Die Junggefellentrud'n« von Jenny Limburg. (S. 90)  
Originalzeichnung von Richard Mahn.

# **B**ibliothek der □ □ □ **Unterhaltung** **und des Wissens**

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

**Jahrgang 1908. Achter Band.**



— Stuttgart, Berlin, Leipzig —  
**Union Deutsche Verlags-Gesellschaft**

**Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart**

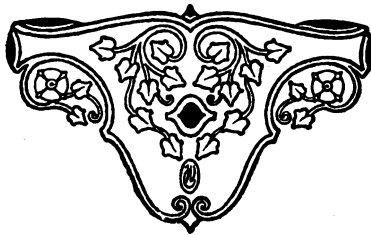




## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
<b>Die verlorene Krone.</b> Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) . . .	5
<b>Die Junggesellentrich'n.</b> Erzählung aus dem Steirer- land. Von Jenny Limburg . . . . .	63
Mit Illustrationen von Richard Mahn.	
<b>Bilder aus Lissabon.</b> Von Dr. Fr. Parkner . . .	92
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Ihre Liebe.</b> Novelle von C. Camill . . . . .	108
<b>Neue Forschungen über das Geistesleben der Tiere.</b> Von Th. v. Wittembergk . . . . .	164
Mit 8 Illustrationen.	
<b>Der letzte Gang.</b> Skizze aus dem ärztlichen Leben. Von Wolfgang Buchwald . . . . .	179
<b>Die Pontinischen Sümpfe.</b> Von Hans Petersen .	189
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Eine Entführung . . . . .	206
Fürstinnen von bescheidener Herkunft . . . . .	211
<b>Neue Erfindungen:</b>	
I. Quendts Leiterstützen . . . . .	213
Mit 2 Illustrationen.	
II. Patentstieb mit auswechselbaren Rosthaarböden	215
Mit Illustration.	
Der Hochschnupfen . . . . .	216
Gesellschaftsstatut vor dreihundert Jahren . . . . .	217
Ein vorsichtiger Käufer . . . . .	219
Aus dem Seelenleben der Bienen . . . . .	220

	Seite
Die nördlichste Eisenbahn der Erde . . . . .	224
Mit Illustration.	
Der Kirchendieb . . . . .	226
Der Corroborti . . . . .	227
Eine Toilettengeschichte . . . . .	229
Der Taler im Sprichwort . . . . .	230
König Eduards Auffahrt zur Eröffnung des Parlaments	231
Mit Illustration.	
Ungleiche Ehe . . . . .	233
Der Hundekönig . . . . .	234
Einträgliche Aufmerksamkeit . . . . .	236
Entstehung eines geflügelten Wortes . . . . .	237
Eine grausame Rache . . . . .	237
Verschwundene Luftfahrer . . . . .	238
Die Antwort des Sennen . . . . .	239
Ein poetisches Kochrezept . . . . .	240





## Die verlorene Krone.

□ □

Roman aus dem Jahre 1866  
von Henriette v. Meerheimb.

□ □

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### Neuntes Kapitel.

**W**ie ausgestorben waren die Straßen von Hannover. Auch die sonst so belebte Herrenhauser Allee blieb leer. Die Linden waren verblüht, und die Bäume ließen, von der großen Hitze vertrocknet, ihre Zweige hängen. Den Boden bedeckte der feine Goldstaub der verwehten Blüten. Ein paar Kinder spielten am Begrande und schwenkten ihre gelbweißen Fähnchen, als sie des Wagens ansichtig wurden, der eben in die Allee einbog.

Erzellenz Heubner nickte den Kindern im Vorüberfahren zu. „Ein unschuldiger Patriotismus, den die Preußen wohl dulden werden,“ sagte er nicht ohne Bitterkeit zu seinem Begleiter.

Rammingen, der ebenfalls wie Heubner Zivillleider trug, nickte stumm. Er schien kein Wort hervorbringen zu können, während Heubner seinen zurückgedrängten Gefühlen augenscheinlich Luft machen mußte.

„Haben Sie bemerkt, wie anders Hannover aussieht? Kein Mensch, den man kennt, läßt sich auf der Straße sehen! Freilich die Hannoveraner bleiben jetzt alle am liebsten in ihren Häusern, seitdem in unseren

Kasernen nur noch preußische Truppen liegen. Und doch glaubt noch keiner an die schreckliche Wahrheit, daß das Königreich Hannover Preußen einverleibt werden soll. Alle hoffen, daß dieser Zustand ein vorübergehender sein wird und wir unter Preußens Oberhoheit doch gewissermaßen unsere Selbständigkeit behalten werden.“

„Dazu würde König Georg sich nie entschließen,“ entgegnete Rammingen ernst. „Für seine Natur gibt's keine solchen Kompromisse.“

„Er hat aber doch zu Gunsten des Kronprinzen verzichten wollen,“ warf Heubner wie entschuldigend ein.

„Auch das wies Preußen ab. Herr v. Bismarck hat nicht einmal unsere Vorschläge entgegennehmen wollen. Ich gebe ja zu, daß Preußen in einer gewissen Zwangslage handelt, denn es kann uns als ‚feindliche Macht‘ nicht in seinem Rücken dulden, und hat jedes Vertrauen zu unserer Politik verloren, vielleicht auch wirklich verlieren müssen.“

„Sachsen bleibt doch trotz aller Feindseligkeiten ein selbständiges Königreich.“

„Ja, weil Frankreich das entschieden verlangte. Nur für uns rührt niemand einen Finger.“

„Warum ging der König auch gleich nach Wien!“ klagte Rammingen. „Graf Hallermund ist nicht von seiner fixen Idee zu heilen, daß Osterreich allein Hannover helfen kann. Und wie ich aus bester Quelle erfuhr, war der Empfang in Wien zwar persönlich herzlich, aber über Politik spricht der Kaiser keine Silbe. Rußland und England, an die wir uns hilfeschend wandten, zucken bedauernd die Achseln. Nein, wir sind und bleiben ganz allein auf uns angewiesen — das müssen wir einsehen.“

Heubner beugte sich vor. Das neuerbaute Schloß

des Königs am Eingang der Herrenhauser Allee, welches an Stelle des alten Stadtschlosses in Hannover für größere Festlichkeiten errichtet worden war, nahte sich seiner Vollendung. Die letzten Arbeiten daran waren freilich vorläufig eingestellt, aber die breite Fassade lag schon stattlich da. Auf dem Hof des Schlosses stand lebensgroß in Erz gegossen das springende Pferd der Welfen.

„Fast ist's vollendet.“ Rammingen deutete auf den stattlichen Bau. „Und wahrscheinlich wird der König nie darin wohnen.“

Heubner nickte trübe.

„Fahren Sie zu!“ herrschte Rammingen den Kutscher an, als der, weil er glaubte, die Herren wollten den Bau eingehender besehen, seine Gänle in gemächlichen Schritt fallen ließ.

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein. In schlankem Trab ging's weiter, die Allee hinunter, bis vor das langgestreckte gelbe Schloß von Herrenhausen, das wie verträumt mit seinen geschlossenen grünen Läden in dem rosenduftenden Park lag.

Breite Sonnenstrahlen fielen über die Freitreppe, die vom Garten aus von beiden Seiten steil zum Schloß hinaufführte. Ein schmerzliches Erinnern durchzuckte Rammingen. Wie oft hatte er die reizenden Gestalten der Prinzessinnen diese zwei Treppen hinunterlaufen sehen; unten angekommen, begrüßten sie sich dann vor der steinernen Sonnenuhr mit tiefen, neckischen Knicksen.

Vorüber — vorbei.

Keine Schildwache stand heute mehr vor der Thür. Die Hannoveraner durften nicht mehr auf Wache ziehen, und preußische Posten hatte sich die Königin verbeten.

Ein Kammerherr empfing die Ankommenden in

der Vorhalle. Sie wechselten einen stummen Händedruck, dann führte er sie lautlos durch die dämmerigen Säle. Ab und zu stahl sich ein Sonnenstrahl durch das grüne Holzgitter der Läden und spielte mit goldenen Lichtern in der schrägen Wolke feiner Stäubchen, die vor den Fenstern flimmerte.

Rammingens Herz schlug laut und schwer. Der alte Heubner stieß den Atem aufgeregt durch die zuckenden Nasenflügel. Sein Mund war krampfhaft zusammengepreßt.

„Auf Befehl Ihrer Majestät verlasse ich die Herren hier,“ sagte der Kammerherr.

Er klopfte leise an die weiß-goldene Schiebetür, die er lautlos zurückzog. Unmittelbar darauf standen Heubner und Rammingen im Salon der Königin, vor der sie sich tief verbeugten.

Die Königin Marie reichte jedem der Herren eine ihrer schmalen weißen Hände hin. Die beiden Prinzessinnen standen etwas hinter ihr. Alle drei trugen tiefe Trauer. Das blonde Haar der Königin war in diesen wenigen Wochen ergraut. Der schwarze Schleier gab ihr etwas Nonnenartiges; sie sah aus wie eine um den Tod ihrer Söhne tieftrauernde Mutter. Ihre Haltung war gebeugt, als ob die Last des Unglücks zu schwer für ihre Schultern sei. Prinzess Friedrike dagegen hielt immer noch mit der ihr eigenen unnachahmlichen stolzen Haltung den braunlockigen Kopf ein wenig in den Nacken geworfen. Jede Gebärde, jede Miene ihres schönen Gesichts drückte Protest aus gegen das grausame Geschick, das Land und Haus der Welfen zerschmettert hatte.

„Nehmen Sie Platz,“ sagte die Königin leise. Auch ihre Stimme hatte den vollen Ton verloren, wie von unzähligen Tränen erstickt klang ihre Sprache. „Sie

werden beide müde sein von der Reise. Der König sendet Sie mir mit Nachrichten?"

„Zu Befehl, Majestät,“ antwortete Rammingen nach längerer Pause, denn Heubner saß vornübergebeugt und in sich zusammengefunken auf seinem ihm angewiesenen Stuhl und schwieg. Die Hände hielt er vor sich auf den Knien gefaltet. Seine Finger preßte er so fest ineinander, daß die Knöchel der braunroten Hand ganz weiß wurden.

„Der König läßt bitten,“ fuhr Rammingen fort, „daß Eure Majestät und die Prinzessinnen sobald wie möglich Herrenhausen verlassen und nach der Marienburg übersiedeln möchten. Seine Majestät fürchtet die schmerzlichen Eindrücke und auch sonstige Unannehmlichkeiten in Hannover. Schloß Marienburg ist Privatbesitz Eurer Majestät und deshalb unantastbar.“

„Also aus unserer eigenen Residenz werden wir ausgewiesen!“ Die Farbe kam und ging auf Prinzess Friedrikes Gesicht. „Erspart uns denn das Schicksal keine Demütigung?“

Prinzess Mary sah sich verwirrt um. „Mama — Herrenhausen, unser schönes, liebes Herrenhausen, gehört uns nicht mehr?“

Die kindliche Frage wirkte erschütternd. Die Königin streichelte zärtlich das blasser Gesicht ihrer jüngsten Tochter. „Der König hat recht,“ sagte sie dann ruhig. „Es ist besser, wenn wir abreisen. Ich kann, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, über keine Rücksichtslosigkeit des Siegers klagen, aber es ist wahr, jede preussische Maßnahme in Hannover ist ein Dolchstoß, eine Demütigung für uns.“

Der alte Heubner richtete sich auf. Er wollte etwas entgegenen, aber mit einem Male verlor er vollkommen die Selbstbeherrschung. Er warf sich in seinen Sessel

zurück, die geballten Hände an die Augen gedrückt, schluchzte er fassungslos vor sich hin.

„Exzellenz — um Gottes willen, Exzellenz, nehmen Sie sich zusammen!“ bat Rammingen. Er beugte sich zu dem laut schluchzenden alten Mann. „Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Majestät. Was soll die Königin von Ihnen denken?“

Aber kein Zureden, kein Mahnen half. In der peinlichen Stille wirkte das stoßweise, krampfhaftes Schluchzen nervenzerreißend. Die Königin wurde noch blässer. Der Jammer des alten treuen Dieners zerriß ihr das Herz, das schon aus so vielen Wunden blutete.

„Verzeihung, Majestät!“ stotterte Heubner endlich. Er ließ die Hände sinken. Sein ganz von Tränen überströmtes Gesicht mit den geröteten Augen sah die Königin bittend an.

Sie reichte ihm stumm die Hand hin, die Heubner in tiefer Bewegung an seine Lippen preßte.

„Ich kann es nicht ertragen!“ stieß er in schmerzlichem Born zwischen den Zähnen hervor. „Mein König, mein armer König — abgesetzt, vertrieben! Warum — warum mußte das alles so kommen?“

„Ja, wie konnte das nur geschehen?“ Prinzess Friedrike richtete ihre großen dunklen Augen in leidenschaftlicher Anklage auf Rammingens ernstes Gesicht. „Wir siegten doch bei Langensalza! Unsere Armee hat sich heldenmütig geschlagen!“

„Das tat sie!“ bestätigte der junge Offizier stolz. „Die Soldaten fochten wie die Löwen angesichts ihres geliebten Königs. Nein — die Truppen trifft keine Schuld.“

„Und die Offiziere?“

„Die jüngeren Offiziere bewiesen den gleichen Heldennut.“



„Aber die Führer?“

Rammingen senkte den Blick zu Boden. „Es steht mir nicht zu, ein Urteil zu fällen,“ wich er zögernd aus.

„Aber ich wage es, meine Meinung zu sagen.“ Der alte Heubner wischte sich mit dem Handrücken über die nassen Augen. „Am Abend der Schlacht fuhr Seine Majestät mit mir im offenen Wagen durch die Stadt. Jubelnd drängten sich die Truppen aus allen Vorstädten und Quartieren, durch die wir kamen, heran, um ihren König zu sehen. Keine Spur von Ermüdung war an ihnen zu bemerken. Alle verlangten stürmisch, nochmals gegen den Feind geführt zu werden. — Hab' ich nicht recht, Rammingen? Sie fuhren ja mit Kohlräusch hinter uns her.“

„Sawohl, Erzellenz, auch ich hatte den Eindruck, daß wir sofort weitermarschieren konnten, um in Eilmärschen die Bundestruppen zu erreichen. Bereits in den nächsten Tagen wurde uns dies dann durch die Preußen unmöglich gemacht.“

„Warum unterblieb der Weitermarsch?“ fragte die Königin lebhaft.

„Weil alle höheren Führer und der Generalstabschef bei der Beratung, die am Abend des Schlachttages stattfand, dem König einmütig auf ihren Eid erklärten, die Truppen seien zu Tode erschöpft, und die Munition verbraucht, die Armee müsse Ruhe haben und könne nicht noch einmal gegen die Preußen kämpfen. Der Kronprinz ist zu jung, und Seine Majestät ist durch sein Unglück nicht im Stande, selbst zu entscheiden. Wir baten daher um Waffenstillstand, den aber der inzwischen herangerückte General Vogel v. Falckenstein ablehnte, da er, weil einmal Blut geflossen sei, mit der hannoverschen Armee nur noch über die Kapitulation verhandeln könne.“

„Das war bitter für unsere Soldaten,“ fiel Rammingen erregt ein. „Dem Feinde, den sie eben erst besiegt hatten, mußten sie sich nun bedingungslos unterwerfen.“

„Wie nahmen die Truppen die Nachricht auf?“

„Als die Soldaten erfuhren, daß die ruhmreiche Armee, der sie mit Stolz angehört hatten, aufgelöst werden sollte, daß sie ihre Fahnen, Waffen, Pferde dem Feinde übergeben mußten, da gerieten alle in eine unbeschreibliche Aufregung. Dieser Ausgang war den einfachen Köpfen unbegreiflich. Alle Bande der Disziplin drohten sich zu lösen. Viele hingen ihr Lederzeug an die Gewehrpyramiden, stießen ihre Rappis auf die Bajonette und warfen sich verzweifelt auf den Boden nieder. Andere hielten laute Reden, denen niemand zuhörte. Auch die Besten vergaßen die gewohnten Formen. Bärtige Männer liefen wie von Angst gefoltert zwecklos hin und her, bis es endlich den ernstern Ermahnungen ihrer bisherigen Vorgesetzten gelang, die Ordnung einigermaßen herzustellen. Kann man sich wundern, daß diese einfachen Leute die Vorgänge nicht begreifen können, denen wir alle noch ratlos gegenüberstehen?“

„Der beste Trost in unserem Unglück ist uns die Liebe unseres Volkes,“ sagte die Königin weich. „Von allen Seiten, vom Adel, von Bürgern und Bauern, werden uns täglich Beweise der Treue und Sympathie entgegengebracht.“

„Wie könnte das auch anders sein!“ rief Rammingen.

„Wie gedenken Sie Ihre Zukunft zu gestalten, Herr v. Rammingen?“ fragte die Königin teilnehmend. „Kehren Sie zu Ihrem Regiment zurück — ach, ich sage noch immer so, ich kann mich noch nicht daran

gewöhnen, daß wir keine Armee, keine Regimenter mehr besitzen!“

„Majestät,“ Rammingens Augen leuchteten, „mein Arm, mein Herz, mein ganzes Sein steht nach wie vor im Dienst des königlichen Hauses! Ich kämpfe mit vielen Gleichgesinnten um die Krone der Welfen, bis die letzte Hoffnung zerbrochen ist.“

Seine Worte waren an die Königin, aber seine glühenden Blicke auf Prinzess Friedrike gerichtet. Ihre Augen hingen ineinander eine kurze, selige Minute lang.

„Ein ritterlicher Windmühlenflügelkampf!“ seufzte der alte Heubner. „Wenn uns damals nach Langensalza, als die Schlacht von Königgrätz noch gar nicht geschlagen war, kein Einspruch half, was soll uns jetzt noch nützen? Preußen in seiner Siegerstimmung lehnt jeden Vorschlag unsererseits glatt ab. Es wird Frieden mit Oesterreich schließen, und dieses wird den Frieden annehmen ohne Rücksicht auf Hannover.“

Die Königin seufzte. „Sie behalten recht, mein alter Freund. Ach, warum ging der König auch so eilig nach Wien! Das mußte ja Preußen noch mehr reizen. Aber was helfen jetzt alle Klagen! Der König wünscht, daß Sie mich nach der Marienburg begleiten, lieber Heubner — nicht wahr?“

„Zu Befehl, Majestät. Aber dann kann der alte Stallmeister gehen, wohin er will. Seine Majestät wird in seiner kleinen Villa bei Wien keinen Marstall, keinen Stallmeister mehr gebrauchen können.“

Die Königin nickte traurig und wendete sich wieder an Rammingen. „Wohin also wollen Sie gehen? Ihr Schicksal liegt mir am Herzen,“ sagte sie gütig. „Viele Offiziere unserer Armee treten gewiß in preussische Dienste. Der König wird alle, die das wünschen, von ihrem Eid entbinden.“

„Davon entbindet mich niemand,“ versicherte Rammingen heftig. „Wie ich bereits sagte, ich lebe und sterbe im Dienst meines Königs. Viele treue Herzen hängen unerschütterter fest an dem Haus der Welfen. Und wenn wir auch jetzt nichts tun können, so wollen wir eben warten und hoffen. Der Friede ist noch nicht gesichert. Aber selbst wenn der Kaiser sich jetzt den Bedingungen, die Preußen stellt, fügen muß, kann nicht bald ein neuer Krieg ausbrechen? Und dann kämpfen wir Hannoveraner Schulter an Schulter mit Oesterreich um unseres Königs Krone.“

„Träume!“ sagte die Königin mit wehmütigem Lächeln. „Ich glaube nicht mehr an einen guten Ausgang für uns. Wir haben in dieser Zeit zu sehr Preußens zielbewußtes Vorgehen kennen und fürchten gelernt. Niemals wird es das so blutig Errungene wieder aufgeben. Und könnten wir im Ernst wünschen, nochmals einen Krieg von Deutschen gegen Deutsche zu erleben?“

„Ich wünsche alles, was uns unserem Ziele näher bringt,“ entgegnete Rammingen finster.

„Wann gedenken Eure Majestät abzureisen?“ fragte der alte Heubner, um das erregte Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„In wenigen Tagen, lieber Heubner. Sie sollen sich doch auch erst mit Ihrer Frau aussprechen, und ich muß vielen lieben Freunden in Hannover Lebewohl sagen.“ Die Augen der Königin füllten sich mit Tränen. „Herr v. Rammingen, Seine Majestät hat mir geschrieben, wie viel Sie ihm in den schweren Tagen gewesen sind. Ich bitte auch Sie, uns nach der Marienburg zu begleiten. Ich weiß, der König wird damit einverstanden sein. Meine armen Töchter haben hier wie die Nonnen gelebt. Ich freue mich, wenn sie mit

Ihnen ihre gewohnten Spazierritte wieder aufnehmen können.“

„Majestät sind zu gnädig!“

Rammingsens Gesicht wurde blaß, daß der Prinzessin Fredrike glühte.

Die Königin bemerkte nichts, aber die kleinen scharfen Augen des alten Oberstallmeisters erfaßten blitzschnell die gefährliche Situation.

„Auch das noch!“ dachte er erschüttert. „Unglücklicher Rammingen — arme Prinzessin!“

Die Königin stand auf. „Grüßen Sie Ihre Frau, lieber Heubner. Ich sehe Ihre Familie noch vor meiner Abreise.“

Rammingen ging rückwärts nach der Tür. Seine Augen hingen wie trunken an Prinzessin Fredrikes schlanker Gestalt. Draußen tat er ein paar laute Atemzüge, wie wenn ihm die Brust zerspringen wollte.

„Rammingen — um Gottes willen, Rammingen!“ Der alte Oberstallmeister schüttelte in der Vorhalle den Arm seines Begleiters. „Sind Sie von Sinnen? Sie dürfen nicht mit nach der Marienburg gehen. Denken Sie sich irgend eine Entschuldigung aus — gleichviel welche.“

„Das tue ich nicht!“ Die Antwort fiel laut und hart von den Lippen des jungen Offiziers. Seine Augen leuchteten wie Stahl. „Diese paar Tage schenkt mir das Schicksal, und kein Teufel soll sie mir rauben. Den ganzen Rest meines Lebens gebe ich gern dafür hin.“

„Sie sind toll! Des Königs Tochter und Sie — ein armer Offizier!“

„Nicht einmal mehr Offizier bin ich jetzt. Das weiß ich alles sehr gut. Trotzdem gestehe ich es jauchzend ein: ich liebe die Prinzessin, ich liebe sie nicht als

Tochter meines Souveräns, sondern mit ganzer Seele, mit allen Sinnen und allem Begehren, das ein Mann für seine Auserwählte empfindet.“

„Und wenn es Ihnen und den anderen gelingen sollte, dem König die Krone zurückzuerobern? Was dann?“

„So lege ich sie ihr zu Füßen.“

„Und verschwinden wieder, ohne jeden Dank zu fordern?“

„Ich fordere und erbitte nichts. Aber was sie mir freiwillig gibt, nehme ich als Gnadengeschenk aus ihrer Hand.“

„Und wenn ich dem König die Wahrheit sagte, Kammingen?“

„Erzellenz v. Heubner ist kein Verräter! Er täuscht kein in ihn gesetztes Vertrauen.“

„Das dachte ich auch von Ihnen, Kammingen!“

Der junge Offizier schlug die Augen zu Boden. Ein finsterner Troß entstellte sein Gesicht, als er es wieder erhob und den Oberstallmeister fest ansah. „Dun Sie, was Sie wollen, Erzellenz. Nach der Marienburg gehe ich mit, und wenn ich wüßte, daß an dem Thor der Burg Folter und Henker auf mich warteten.“

„Ins Narrenhaus gehören Sie!“ antwortete Heubner unwirsch. „Mein armer König! Beraten wird er von Fanatikern, verteidigt von Tollhäuslern — wer kann dabei noch an ein gutes Ende glauben?“

Schweigsam legten sie die Fahrt nach Hannover zurück.

Vor Heubners Haustür trennten sie sich. Der Oberstallmeister hatte eigentlich den jungen Offizier bitten wollen, bei ihm zu wohnen; aber der Arger über dessen wahnsinnige Verblendung schloß ihm die Lippen.

Auch bei sich zu Hause traf der alte Heubner Gram und Verstörung. Bis in die intimsten Familienverhältnisse hinein drang der unselige Zwiespalt der Meinungen.

Der Sturz des Königreichs Hannover zog den Fall zahlloser Existenzen nach sich. Der Hofhalt mußte naturgemäß ganz eng zusammengezogen werden. Die Armee würde gänzlich aufgelöst. Die Offiziere, die kein Privatvermögen besaßen, standen völlig mittellos da. Schon jetzt sprach man von entgegenkommenden Vorschlägen Preußens. Man wolle gern die verabschiedeten hannoverschen Offiziere in die preußische Armee aufnehmen. Wer für eine Familie zu sorgen hatte, erwog ernstlich dieses Auskunftsmittel. Für manchen war es ja absolute Notwendigkeit, sich dem Zwang der Verhältnisse zu fügen.

Und doch — wie viel Bitterkeit, Groll und Feindschaft entfesselten diese Erwägungen zwischen Freunden und Verwandten! Es war ein übermenschliches Verlangen angefißt der sich förmlich überstürzenden Ereignisse dieses Zusammenbruchs, jetzt schon von jedem einzelnen eine vorurteilslose, gerechte Meinung und Stimmung zu fordern. Das lag eben in der Natur der schmerzlichen Vorgänge, daß selbst das gemäßigte Auftreten der preußischen Besatzung in Hannover beständig neuen Groll und Bitterkeit erregen mußte.

Das Lob der Königin war in aller Munde. Sie bewies in dieser schweren Zeit eine Ruhe, Würde und Festigkeit des Charakters, die keiner ihrem bisher schwankend und unentschlossen erscheinenden Wesen zugetraut hätte. Die täglich sich mehrenden Abschiedsbefuche und Audienzen der dem Königshause so nah stehenden Adelsfamilien rissen alle Wunden immer wieder auf und steigerten die Erbitterung gegen den Sieger bei vielen

zu einem fast krankhaft übertriebenen Haß. Nur aus dem Munde der Königin hörte man weder Klage noch Vorwurf. Sie trug ihren Schmerz groß und still. Hauptsächlich litt sie in der Seele ihres Gatten, für sich selbst entbehrte sie den entschwundenen Glanz nicht. Aber das Schicksal der vielen treuen Freunde, die Sorge um die Zukunft des tapferen Heeres erfüllte sie mit heißem Schmerz.

Es war daher fast eine Erlösung, als endlich von Hannover aufgebrochen werden konnte.

Nur die Hofdamen, der Kammerherr v. Stockhausen und Rammingen begleiteten die königliche Familie nach der bei Nordstemmen gelegenen Marienburg.

Der alte Heubner mußte zu seinem zornigen Schmerz im letzten Augenblick zurückbleiben. Die vielen seelischen Erregungen der letzten Zeit, der nagende Kummer waren zu heftig gewesen. Er brach darunter zusammen. In diesem Zustand wäre er für die Königin nur eine Last, keine Hilfe gewesen. Das sah er selbst ein.

Wie ein Verhängnis erschien ihm seine Krankheit zu diesem unglücklichen Zeitpunkt, denn nun konnte er die Augen nicht offen halten, um die Prinzess vor Rammingens Leidenschaft zu schützen. Die Königin blieb gewiß ganz arglos und ließ die beiden ruhig allein in der ländlichen Umgebung reiten und wandern, wohin sie wollten. Um sich selbst zu beruhigen, rief Heubner sich immer wieder die ehrenhafte, königstreue Gesinnung des jungen Offiziers, seine Anhänglichkeit an den unglücklichen blinden König zurück, aber die Prinzess Fredrike war sehr schön — und Rammingens Blut war heiß. War es da nicht besser, vorzubeugen und König Georg auf die Gefahr aufmerksam zu machen?

Freilich gab es dann noch einen Mitwisser mehr, denn der König mußte sich ja jeden Brief vorlesen



lassen, und ein Geheimnis, um das viele wissen, bleibt nicht verschwiegen.

Nach vielen schlaflosen Nächten und unruhigen Tagen, in denen seine verdrossene Laune wie ein Alp über seiner ganzen Familie lag, entschloß er sich endlich, dem Grafen Hallermund einen Wink zu geben. Der Minister mochte politisch kurzsichtig gewesen sein und ahnungslos durch seine verkehrten Ratschläge zu dem Sturz des Welfenhauses beigetragen haben, aber ein feiner, kluger Kopf, ein treuergebener Diener seines Herrn war er trotz alledem. Freilich blieb es ein Wagestück, bei dem scharf ausgeprägten Stolz des Königs ihm eine Andeutung über die Gefahr, in der die Prinzessin schwebte, zu machen. Wahrscheinlich würde Georg V. eine solche gerade in seiner jetzigen Lage als eine unverzeihliche Beleidigung empfinden.

Aber ungeachtet all dieser Bedenken schrieb Heubner seinen Brief, der ihm manchen Stoßseufzer und Schweißtropfen erpreßte. Ein Meisterstück zartverhüllter Andeutungen wurde nicht daraus. Umschweife und politische Feinheiten waren nicht Heubners Sache. Er war auch selber keineswegs damit zufrieden und deshalb doppelt erfreut, als des Ministers Antwort überraschend bald eintraf.

Hallermund schien richtig alles verstanden zu haben, was der alte Oberstallmeister ihm auseinandergesetzt hatte.

„Mein werter Freund und sehr liebe Exzellenz,“ schrieb Graf Hallermund in seiner verbindlichen Art, „Ihr liebenswürdiges Schreiben kam unverfehrt in meine Hände und ist von mir im richtigen Sinn gelesen und gedeutet worden. Ihre darin ausgesprochenen Befürchtungen bestätigen meine eigenen Wahrnehmungen, die ich bereits sehr bald nach Kammingens Ein-

treffen in Herrenhausen machte. Viel Kunst gehörte nicht dazu, ihn zu durchschauern, die Leidenschaft sprang ihm ja förmlich aus den Augen, sobald er einer gewissen hohen Person ansichtig wurde. Damals lächelte ich darüber wie über eine ungefährliche Schwärmerei. Jetzt liegt die Sache anders. Durch den beklagenswerten Sturz unseres Königshauses haben sich die Verhältnisse verschoben, und Rammungen könnte verblendet genug sein, Hoffnungen zu hegen, die sich nie erfüllen dürfen. Auch der Stolz der Prinzessin ist kein genügender Schutz. Die Jugend ist romantisch. Außerdem gleicht der Charakter der Prinzessin dem ihres Vaters Zug für Zug. Alles — oder nichts, so heißt's auch bei ihr. Ich halte sie für fähig, aus ihrer Verbitterung heraus solchen beklagenswerten Schritt zu tun, wie es eine derartige Verbindung wäre. Da man aber so zarte Angelegenheiten vorsichtig behandeln muß, so habe ich mich wohl gehütet, eine Warnung auszusprechen, sondern nur durch die Erzherzogin Mathilde, die fast täglich unser Gast ist, die Bitte um den Besuch der Prinzessin Fredrike aussprechen lassen. Der König sehnt sich selbst nach seiner Familie — vor allem nach seiner Lieblingstochter, er war also den Bitten der jungen Erzherzogin schnell zugänglich. Mit meinem Schreiben zugleich geht ein Brief an Ihre Majestät ab, der ihr den Wunsch des Königs, die Prinzessin Fredrike mit ihrer Hofdame nach Piesing bei Wien zu senden, übermittelt. Sie sehen, diese Sache war leicht gefingert. Möchte ich mit unseren anderen Plänen gleichfalls Glück haben! Seine Majestät ist fest entschlossen, sich nicht tatenlos in sein Geschick zu fügen. Darum geht er auch nicht nach England, weil das einem Aufgeben von Hannover gleichsähe. Wir arbeiten einen Protest aus, der allen Souveränen Europas zugehen wird, in

dem der König erklärt, daß er nach wie vor gegen die Annexion von Hannover Einspruch erhebe und sich im Kriegszustand gegen Preußen befinde. Wer von den Offizieren nicht den Abschied erbittet, dem wird der König aus seinem Privatvermögen einen Teil des Gehalts zahlen. Wie wir dies auf die Dauer ermöglichen sollen, ist freilich ein Rätsel — es kann daher auch nur bei den nachweislich ganz armen Offizieren geschehen und darf nicht die Höhe von fünfhundert Talern überschreiten.

Unser Leben hier hat sich, seitdem wir das viel zu enge Quartier in Wien verlassen haben und in die Villa Braunschweig in Hiezing übergesiedelt sind, leidlich angenehm gestaltet. Die Villa ist ein kleines Juwel von Geschmack und Kunstsinne. Der Park, der sie umgibt, stößt an die Gärten von Schönbrunn. Durch eine unscheinbare Thür in der Straßenmauer, über welche die inneren Gebäude fast gar nicht hervorragen, tritt man in eine lange, nach dem Garten hin offene Halle mit pompejanischer Wandmalerei. Am Ende dieses langen Ganges liegt ein großer Saal, der sein Licht durch die breiten, nach der Veranda des Gartens sich öffnenden Glastüren erhält; die Aussicht auf die kunstvoll angelegten, sorgfältig gehaltenen Blumenparterres erfreut mich täglich. Sie wissen, ich liebe es auch im Freien, überall die pflegende, beschneidende Hand des Gärtners zu spüren. Dieser Saal ist ganz in chinesischem Geschmack ausgestattet. Die Wände bedecken kostbare Seidentapeten, an der die Gesichter der darauf gestickten Figuren durch bemalte Porzellanplatten gebildet werden. An dem Sims der Decke hin läuft eine Reihe hellklingender Glöckchen, am Boden liegen bunte Strohmatten. An den Wänden sitzen feierliche lebensgroße Pagoden, die Kopf und Hände bewegen. Sie sollten

den Kronprinzen und die Erzherzogin Mathilde beobachten, wenn die hier im Saal mit den Glöckchen klingen und alle Pagoden in wackelnde Bewegung setzen! Ja, die Jugend — die glückliche Jugend trauert nicht lange! In diesen schönen, warmen Tagen benützen wir diesen Raum fast ausschließlich. Der König hat schon mehrere kleine Feste gegeben, an denen die kaiserlichen Herrschaften teilnahmen. Erzherzog und Erzherzogin Albrecht, die Eltern der Erzherzogin Mathilde, Prinz Solms kommen häufig — das sind Lichtblicke in unserem Dasein, denn das Schicksal aller verbannter, depossidierter Höfe macht sich auch schon bei uns bemerklich, daß nämlich Neid, Mißgunst, Intrigenspiel dort üppiger wuchern wie in der Umgebung wirklich regierender Herrscher. Jeder beneidet dem anderen die Gunst des Königs, jeder möchte der ‚treueste Höfling des Unglücks‘ sein und als solcher besonders bevorzugt werden.

Unsere Stimmung ist daher meist wie elektrisch geladen. Sie kann sich nicht in Taten äußern. Wir grämeln und nörgeln deshalb laut oder im stillen aneinander herum und schieben in Gedanken jeder dem anderen die Schuld an dem bitter empfundenen Unglück zu.

Nur der König trägt sein Unglück mit der Ergebung eines Märtyrers. Er entbehrt seine Gattin schmerzlich, hält es aber für richtig, daß sie auf der Marienburg aushält. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft macht uns die Gegenwart erträglich. Ich bin Ihnen deshalb aufrichtig dankbar für Ihre Warnung zur rechten Zeit, denn man erwartet für demnächst den Besuch des Königs Ludwig von Bayern. Das wäre eine Verbindung für unsere schöne Prinzessin, die uns auch politisch sehr nützlich werden könnte.

Ihr ergebenster Hallermund.“

Heubner drückte das dünne, mit der eleganten fließenden Schrift des Grafen eng beschriebene Papier in aufwandelndem Ärger zu einem unförmlichen Knäuel zusammen.

„Plänemacher — Phantast!“ schalt er ingrimmig vor sich hin. „Von seidenen Tapeten quatscht er, der schlaue Politiker, der uns alle ins Verderben gerissen hat, Heiratsideen heckt er aus, die sich nie verwirklichen werden! Kein regierender Fürst wird um unsere Prinzessinnen anhalten, solange wir so feindlich mit Preußen stehen. Unser superkluger Herr Minister hat uns so schlau ins Netz verstrickt, daß wir nicht mehr aus den Maschen herauskommen!“

Trotz seines Ärgers hob sich aber die Stimmung des alten Oberstallmeisters doch nach Empfang dieses wichtigen Briefes. Eine schwere Sorgenlast wich von ihm, seit er wußte, daß die Prinzess Friedrike bald nach Hiezing übersiedeln sollte. Das Bewußtsein, seinem geliebten König einen Dienst geleistet zu haben, stärkte und tröstete ihn, wenn der es auch nie erfahren durfte, daß sein alter Oberstallmeister es sich unterfangen hatte, ein wenig die Rolle der Vorsehung zu spielen.

In dieser ausgeglicheneren Stimmung wagte seine Frau ihm dann endlich den Entschluß des Schwiegersohns, in preußische Dienste überzutreten, mitzuteilen. Was sollte der Armste beginnen? Konnte er von den von König Georg in Aussicht gestellten fünfhundert Talern seine Kinderschar erhalten? Die alten Heubners besaßen auch nicht genug, um den Hausstand der Tochter wirksam zu unterstützen.

Trotzdem traf die Nachricht den Oberstallmeister sehr hart. Er sagte zwar kein Wort dagegen, aber er setzte noch in derselben Stunde sein Abschiedsgesuch auf. Der König konnte in Hiezing keinen Oberstallmeister mehr

brauchen. Sein Flügeladjutant genügte für die kurzen Mitre, die er vielleicht noch hin und wieder unternahm. Den Vorschlag seiner Frau, in eine kleine Stadt zu ziehen, der geringeren Ausgaben halber, wies Heubner aber weit von sich. Nie würde er sich von Hannover und den alten Freunden trennen.

Täglich konnte man den alten Stallmeister die Herrenhäuser Allee auf und nieder gehen sehen. Vor dem Marstallgebäude blieb er oft in schwere Gedanken versunken stehen und stapfte dann mit finsternem Gesicht zu Hause. Nur sehr selten traf er bei seinen einsamen Wanderungen Bekannte. Der alte Minister v. Borries hatte den Sturz des Welfenhauses nicht lange überlebt. Ein Gehirnschlag machte seinem Leben ein Ende. Der ehemalige Kriegsminister v. Brandis, Erzellenz v. Tschirschütz zogen sich vollkommen zurück. Der Landadel blieb auf seinen Gütern. Ein Schleier von Tränen und Trauer lag über ganz Hannover. Die meisten Damen gingen in schwarzen Kleidern, um schon in ihrem Äußeren ihre enge Zugehörigkeit zu dem gestürzten Königshause anzudeuten.

Der alte Heubner sehnte sich oft nach einer Aussprache mit guten Freunden. Aber er empfand es täglich deutlicher, daß seit dem Übertritt seines Schwiegersohnes viele Hannoveraner auch ihn als einen Abtrünnigen betrachteten, mit dem sie nicht mehr offen zu reden wagten. Das kränkte ihn bitter, denn seine ganze Liebe und Anhänglichkeit gehörte nach wie vor seinem alten Herrscher. Bei jeder Unterhaltung stieß er aber bei dem Mißtrauen, mit dem man ihm begegnete, auf tote oder wunde Punkte, so daß jedes Gespräch bald wieder stockte, im Sande verlief oder zu Reibereien Veranlassung gab. Der Spalt des gewaltsam auseinandergerissenen Königreichs Hannover klappte in allen

Häusern, Familien und Freunden immer weiter auseinander. Täglich spitzten sich die Konflikte schärfer zu. —

Traurig, mit gesenktem Kopf ging der alte Heubner, dies alles erwägend, eines Morgens seinen bekannten Weg. Ein goldenes Lindenblatt fiel, sich langsam drehend, vor ihm nieder. Die erste müde Herbststimmung breitete sich über dem verödeten Herrenhausen aus. Er schrak zusammen, als er in dem sonst völlig menschenleeren Park einen Herrn vor sich her gehen sah. Den federnden Gang kannte er doch, die straffe Haltung der schlanken Gestalt! Jetzt nahm er seinen Hut ab. Der warme Wind strich über das kurzverschnittene dunkelblonde Haar. Kein Zweifel — Rammingen war es!

„Halt! Laufen Sie doch nicht so!“ schrie Heubner laut.

All sein Groll gegen den jungen Offizier verschwand bei den vielen Erinnerungen, die ihn sofort bei dessen Anblick überwältigten. Unzählige Fragen brannten ihm auf der Zunge.

Rammingen wandte sich um. Ein leichtes Erschrecken ging über seine Züge.

Der Oberstallmeister lächelte bitter. „Wollen Sie mich auch schneiden,“ fragte er scharf, „weil mein Schwiegersohn preußischer Hauptmann geworden ist? Immerhin — ich bin das schon gewöhnt! Also recht guten Morgen!“

Rammingen streckte dem alten Mann die Hand hin. „Ich dachte, Exzellenz sollten mich besser kennen!“ sagte er herzlich. „Ich war nur so in Gedanken, daß ich wohl unwillkürlich ein erstauntes Gesicht geschnitten habe.“

Heubner schob schnell versöhnt seinen Arm in den des jungen Offiziers. „Ja, hier umspinnen einen die

Erinnerungen," sagte er wehmütig. „Wissen Sie, daß ich alter Narr oft durch den Marstall gehe und in die leeren Stände hineingucke? Fast schäme ich mich, es zu gestehen, aber manch liebes Mal heule ich dabei wie ein altes Weib! — Nun aber zu Ihnen! Was treiben Sie hier? Ihr Aufenthalt auf der Marienburg war nicht von langer Dauer? Die Prinzessin Fredrike reiste nach Hiezing, und für Prinzessin Mary allein tat's wohl auch der alte Bereiter — was?“

„Ja — die Prinzessin Fredrike reiste ab.“

„Na, mein Lieber, das war das Beste, was Ihnen passieren konnte. Sie hätten sonst womöglich noch einen dummen Streich gemacht.“

„Ja — es war wohl gut so.“

„Wiederholen Sie nicht meine Worte wie ein Papagei, sondern erzählen Sie mir, wie Sie alle in der Marienburg lebten!“ drängte Heubner ungeduldig.

Ein seltsames Lächeln ging über Rammingens Gesicht. In seinen Augen lag ein verträumter Ausdruck. „Nein, von diesen Tagen kann ich zu niemand reden, auch zu des Königs besten Freunden nicht," sagte er endlich leise. „Über der kurzen Zeit liegt die Heiligkeit eines großen Schmerzes, eines schnell verschwundenen und doch unendlichen Glücks.“

Er blieb in dem Buchengang stehen und sah auf die gelben Sonnenflecke, die zu seinen Füßen unruhig durcheinanderzitterten. Der Schlußvers einer alten, schwermütigen Ballade ging ihm durch den Sinn:

„Ich küßte heut einer Fürstin Mund

Beim Reiten auf der Heide.

Ihr blasser Mund ward rot im Kuß —

— — Und wollt ihr das Ende wissen?

Es schweigt mein Mund, weil er schweigen muß

Von einer Königin Küßen —“



Er konnte nicht weitersprechen und schlug den Blick zu Boden, als ob er da etwas suche.

„Ich hatte meine Hand ein wenig im Spiel, daß die Prinzessin nach Hiezing berufen wurde,“ gestand Heubner, dessen geradem, ehrlichem Sinn es unmöglich war, die gutgemeinte Intrige zu verschweigen.

Er erwartete, einen zornigen Ausruf auf dies Geständnis hin von dem jungen Offizier zu hören, aber der blieb merkwürdig gelassen. „Das dachte ich mir schon, Erzellenz,“ meinte er nur. „Aber lassen wir das alles. Zwischen mir und der Prinzessin handelte es sich nur noch um einen Abschied fürs Leben. Das war uns beiden klar, als noch einmal ihre Hand in meiner lag an jenem letzten Abend in der Marienburg.“ Er biß die Zähne aufeinander vor innerer Bewegung, seine Züge wurden hart, die Muskeln am Unterkiefer traten scharf hervor. „Sprechen wir von etwas anderem — bitte!“

Das kam so gequält heraus, daß der alte Heubner mißbilligend und mitleidig zugleich den Kopf schüttelte. „Meinetwegen. Also — was gedenken Sie anzufangen? Eine Armee gibt's nicht mehr in Hannover, und der Posten eines Begleiters bei den Ritten der königlichen Herrschaften ist gleichfalls zu Ende —“

„Das ist er. Sie werden aber wissen, daß Seine Majestät den unbemittelten Offizieren, die ihren Abschied nicht erbitten wollen, fünfhundert Taler aus seiner Privatschatulle bewilligt hat. Damit schlage ich mich durch, so gut es geht.“

„Davon schrieb mir Graf Hallermund. Aber was bezweckt man denn damit? Das kann der König auf die Dauer ja gar nicht durchführen! Die Kosten sind zu groß für seine so geschmälernten Einnahmen.“

„In Hannover hat sich ein Komitee gebildet, das

seine Verzweigungen durch das ganze Land zieht. Alle getreuen Welfen werben heimlich für die Organisation unseres kleinen Heeres, das vorläufig aus hundert Offizieren und tausend Unteroffizieren besteht. Wir nehmen den althistorischen Namen der ‚Ehrenlegion‘ wieder auf und werden mit Todesmut und Verachtung kämpfen, wenn der Augenblick gekommen ist. Zu verlieren haben wir nichts — zu gewinnen alles! — Wenn uns die preußische Regierung, die uns mißtrauisch beobachtet, unbequem wird, verschwinden wir ins Ausland, stehen aber in steter Verbindung mit der Heimat schlagfertig da.“

„Großer Gott da oben!“ Der alte Heubner sah zu dem stahlblauen, von wenigen rasch segelnden Wolken durchzogenen Himmel auf. „Habt ihr denn noch nichts gelernt? Wollt ihr mit einer Handvoll Leuten Krieg gegen das mächtige Preußen anfangen?“

„Wir wollen für die Rechte unseres Königs kämpfen, siegen oder untergehen.“

„Wissen Sie, was Sie erreichen werden? — Nichts weiter, als daß auch Ihre Majestät die Königin die Marienburg verlassen und als heimatlose Fremde ins Ausland wandern muß! Der König Wilhelm von Preußen ist groß- und edel denkend, aber eure Politik, euer Heßen und sinnloses Ankämpfen gegen das Geschick kann er von seinem Standpunkt aus nicht dulden. Das muß ihn zu strengen Maßregeln treiben.“

Rammingen zuckte die Achseln. „Ein König darf den anderen nicht entthronen. Er verletzt damit die Gesetze der Legitimität, ja er hebt sie gewissermaßen damit auch für sich selbst auf,“ sagte er störrisch. „Wir stellen uns eben auch außerhalb der Gesetze.“

„Das Schicksal wird euch zertreten und gleichgültig über euch hinwegschreiten.“ Der alte Heubner warf

einen schmerzlichen Blick zu dem verödeten Schloß hinauf. Die große Fontäne plätscherte nicht mehr. Eine förmlich greifbare, drückende Stille lag über dem schweigenden Schloß.

„Ich wollte nur Herrenhausen noch einmal sehen,“ sagte Rammingen nach längerer Pause in kaltem Ton. „Voraussichtlich werde ich viel reisen müssen in nächster Zeit.“

Heubner nahm seine schlaff herunterhängende Hand. „Was Sie mir gesagt haben, bleibt unter uns. Ich bin verschwiegen wie dieser stumme Garten hier. Im übrigen — Gott befohlen! An dem Rat eines alten Mannes liegt Ihnen ja doch nichts. Die Jugend ist immer klüger! Erreichen werden Sie und die übrigen Hitzköpfe nichts, nur alles verderben, was sich vielleicht noch bessern und ausgleichen ließe. Das ist meine feste Überzeugung.“

Rammingen antwortete nicht. Er ließ die Hand des Oberstallmeisters nach flüchtigem Druck aus der seinen gleiten und wandte sich kurz um.

Heubner sah ihm eine Weile still nach. „So — das war der letzte. Nun wendet auch der sich von mir ab!“ sagte er mit einer dumpfen Ergebung vor sich hin. „Ich werde nicht mehr hierher gehen — das tut jetzt alles zu weh!“

Ein Windstoß fuhr durch die große Tanne, die vor den königlichen Wohnzimmern stand. Die Wipfel rauschten. Still lag der Schloßhof da — totenstill. Keine Wagenspur führte vom Eingang des goldenen Gitters zur Freitreppe, kein Hufschlag tönte mehr im Marstall.

Hinter einem offenen Fensterflügel, den man wohl zu schließen vergaß, wehte der Luftzug eine weiße Gardine leise heraus und herein — wie einen letzten, stummen Abschiedsgruß.

## Zehntes Kapitel.

Hell schmetterten die Trompeter den alten Hohenfriedberger Marsch. Heller Sonnenglanz lag über Böhmens alter Hauptstadt. Lustig zog das preußische Dragonerregiment durch die Straßen von Prag. Siegerstimmung, Siegerjubel glänzte auf allen Gesichtern.

Der Kommandeur des Regiments, eine straffe, sehnige Reitergestalt, hob sich in den Bügeln. Mit stolzem Blick musterte er die hinter ihm reitende erste Schwadron. Die Pferde alle glatt und rund, kein Stäubchen auf den Uniformen.

Der Waffenstillstand war geschlossen. Der Friede konnte jeden Tag verkündigt werden. Der „sieben-tägige Krieg“ war nach der großen, blutigen Schlacht von Königgrätz so gut wie beendet.

Oberst v. Baluseck nickte dem neben ihm reitenden Adjutanten freundlich zu. „Solch einen Krieg lasse ich mir gefallen! Was meinen Sie, Königseck, hier in der alten Stadt Prag soll's uns schon gefallen nach den letzten Schandquartieren! Wir sind im Palais Waldstein einquartiert. Sind wir bald da?“

„Sofort, Herr Oberst. Noch über die Nepomukbrücke, dann die nächste Seitengasse,“ antwortete Königseck. „Aber vorsichtig, Herr Oberst, die Brücke ist naß und glitschrig!“

Die Warnung kam zu spät. Vielleicht hielt Baluseck auch seinen tänzelnden Fuchs zu kurz. Das Pferd glitt auf den nassen Steinen aus und brach in die Kniee.

Königseck wollte abspringen, um dem Kommandeur zu helfen, aber im nämlichen Augenblick war es, als ob seinem eigenen Pferde alle vier Beine weggezogen würden, denn auch sein Brauner glitt aus und lag eine Sekunde später auf der Seite.

Königssee sprang in die Höhe. Der Oberst raffte sich ebenfalls schnell auf. Die Pferde hatten keinen Schaden genommen. Man konnte wieder aufsitzen. Königssee rief eine laute Warnung zurück. Aber trotzdem die Dragoner so vorsichtig wie möglich ritten, stürzten noch viele Pferde auf der schlüpfrigen Brücke.

„Beinahe könnte man abergläubisch werden,“ meinte der Oberst kopfschüttelnd.

Doch es ging alles gut ab, und gleich darauf bog der Regimentsstab in den Schloßhof des Waldsteinschen Palastes ein.

„Der Herr Graf ist wohl nicht anwesend?“ wandte sich Königssee an den ihm wohlbekannten Diener, der im Eingang des Schlosses die feindliche Einquartierung empfing.

„Nein. Der Herr Graf ist in Schönbrunn bei Seiner Majestät. Aber die gnädige Gräfin ist hier.“

Königssees Gesicht glühte vor Überraschung. Das hatte er nicht erwartet.

„Das ist ja scharmant!“ fiel der Oberst ein. „Ist diese Gräfin Gisela, die Sie wohl von Wien her kennen, die Frau oder die Tochter des Besitzers?“

„Seine Tochter, Herr Oberst.“

„Um so besser. Sowie wir salonfähig sind, wollen wir der Dame des Hauses unseren Besuch machen.“

„Melben Sie das der Gräfin!“ befahl Königssee.

„Die Gräfin empfängt keine Besuche,“ entgegnete der Diener mit unbeweglicher Miene. „Ich bin beauftragt, den Herren die Zimmer anzuweisen und Befehle entgegenzunehmen, wenn Änderungen gewünscht werden. Um sechs Uhr wird im Wallensteinssaal gespeist, wenn die Stunde angenehm ist.“

„Ja — ja, wir sind mit allem einverstanden,“ antwortete Baluseck leichthin.

Der Diener verneigte sich und ging mit einer einladenden Gebärde voraus.

„Sehr liebenswürdig ist der Empfang gerade nicht,“ flüsterte der Oberst Königseck zu, während sie die Treppe hinauffstiegen. „Aber freilich, wir sind ja hier in Feindesland, und mit jungen Damen und ihren patriotischen Launen darf man nicht rechten. Auf Wiedersehen bei Tisch! Schmecken wird uns das ‚ungegönnte‘ Brot des alten Waldstein immerhin.“

Mit gemischten Gefühlen stand Königseck in seinem Zimmer, das nach dem Garten hinausging. Eine drückende Hitze herrschte in dem hinter den geschlossenen Läden nur dämmerigen Raum. Oder war nur sein Blut so heiß in dem Gedanken, mit Gisela unter einem Dach zu sein, ohne sie sehen zu dürfen? Er biß die Lippen zusammen vor Schmerz und Born. Ihre feindselige Haltung türmte die Scheidewand zwischen ihnen immer höher auf.

Trotz dieser peinlichen Erwägungen empfand er doch auch wieder eine gewisse Erleichterung, daß Gisela dem lebhaften Treiben, welches sich bald in dem Palais Waldstein entwickelte, vollkommen fernblieb.

Das Essen vereinigte alle in dem großen Speisesaal. Auch Offiziere anderer Truppengattungen, die in Prag lagen, kamen aus ihren weniger schönen Stadtquartieren herauf.

Bald sprach sich das herum, und es kamen täglich mehr Gäste. Das Palais Waldstein war ja eine historische Merkwürdigkeit, die jeder gesehen haben wollte, ehe er Prag wieder verließ.

Die Diener zeigten bereitwillig das ganze Schloß, ausgenommen wurden nur die Wohnzimmer der jungen Gräfin, die wie eine freiwillig Gefangene ihre Räume nur in aller Morgenfrühe und spät Abends zu verlassen

schien, um einen kurzen Spaziergang durch den Garten zu machen.

Wenigstens glaubte Königssee sie öfter zu dieser Zeit im Garten aus der Ferne gesehen zu haben. Er trat aber dann immer sofort von seinem Beobachterposten am Fenster zurück.

Die ersten Tage vergingen ohne Störung. Trotz der drückenden Hitze fuhren die Offiziere Abends nach der Sophieninsel hinüber, wo Konzert war und sich auch häufig gefangene oder rekonvaleszente österreichische Offiziere einfanden, mit denen bald ein freundlich harmloser Verkehr sich entwickelte.

Beunruhigend wirkten aber bald die sich täglich mehrenden Cholerafälle, die unter den in den engen Straßen Prags einquartierten preussischen Truppen rasch zunahmen. Die schlechtgereinigten Gassen der Altstadt mit den verwahrlosten Wohnungen bildeten eine wahre Brutstätte für die entsetzliche Krankheit, bei der die Ärzte noch völlig im Dunklen tappten, wodurch und wie sich die Ansteckung eigentlich übertrug. Die ganze Stadt roch übel. Kein Wind wehte — eine glühende Hitze herrschte.

Auch im Palais Waldstein klagte alles über benommenen Kopf und Magenverstimmung.

„Das Wasser aus dem Brunnen riecht abscheulich,“ meinte Oberst v. Balusek. „Ich mag's kaum zum Waschen verwenden und habe den Leuten schon streng verboten, davon zu trinken. Sie wissen doch, daß unser Schreiber erkrankt ist, Königssee?“

„Sawohl, Herr Oberst. Ich war heute früh bei dem Manne. Er sieht schlecht aus. Die Gesichtsfarbe ist bläulich. Die Oberlippe zuckt krampfhaft. Alle Cholerakranken haben dies fatale Lächeln.“

„Herr des Himmels — Königssee! Er wird doch

nicht die Cholera haben? Es ist jedenfalls nur eine Kolik?"

„Das hoffte der Doktor. Aber mir gefällt die Geschichte gar nicht.“

Das Gesicht des Obersten verfärbte sich. Er war ein mutiger, unerschrockener Soldat, aber vor dem greulichen Gespenst der Cholera, das schattenhaft wie ein Phantom des Todes hinter den preussischen Truppen her zog, graute ihm.

„Auf alle Fälle muß die Gräfin Gisela sofort das Palais verlassen,“ meinte Königseck ablenkend, denn mit Entsetzen wurde ihm klar, in welcher Gefahr die immer noch so heiß Geliebte hier schwebte.

„Ach, lassen Sie die junge Dame nur für sich selber sorgen! Die Hauptsache sind unsere Soldaten. Am besten wär's, wir räumten sofort das Palais und quartierten uns anderswo ein.“

Der Oberst zog heftig an der Klingelschnur.

„Meine Ordonnanz soll kommen!“ rief er dem Diener zu, der mit seltsam verstörtem Gesicht in der Tür erschien.

„Die Ordonnanz des Herrn Obersten ist vor einer halben Stunde bewußtlos auf der Treppe zusammengestürzt. Jetzt hat der Mann furchtbare Krämpfe,“ berichtete der Diener mit zitterndem Unterkiefer. „Die Preußen haben uns die Cholera mitgebracht.“

„Dummkopf — in euren krummen Gassen haben wir sie uns geholt!“ stieß der Oberst zornig hervor. „Mensch, stehen Sie nicht da und schlottern wie ein altes Weib! Schaffen Sie Eis — einen Lazarettgehilfen! — Kommen Sie, Königseck, wir wollen selber sehen, ob die Kranken alles haben, was sie brauchen.“

„Es ist bereits für alles Nötige gesorgt worden, Herr Oberst.“ Der Diener suchte gewaltsam seiner



zitternden Stimme Festigkeit zu geben. „Die gnädige Gräfin ordnete selbst alles an.“

„Die Gräfin Gisela ist bei den Kranken gewesen?“ Königsecks Gesicht wurde totenblaß. „Großer Gott, wenn sie sich ansteckt! Sie muß fort — jetzt in dieser Stunde! Ich will sie sofort sprechen und, wenn's nicht anders geht, sie mit Gewalt fortjchaffen.“

Er ging zur Thür. Der Oberst folgte ihm. Er war über den plötzlichen Ausbruch der unheimlichen Krankheit zu erschrocken, um sich über Königsecks sonderbares Benehmen zu wundern.

Der Diener ging voran, aber nur bis zur Thür am Ende eines langen Ganges. „Die Gräfin hat sofort befohlen, daß die Kranken abge sondert liegen,“ flüsterte er.

„Sehr verständig von ihr. Sie brauchen uns nicht erst anzumelden.“

Der Oberst klopfte nicht an, sondern drückte die Klinke nieder. Gefolgt von Königseck trat er ins Zimmer.

Eine schlanke Mädchengestalt, eine große weiße Schürze über das blaßblaue duftige Musselinkleid gebunden, beugte sich gerade über ein Bett und legte dem Kranken, der, in den Kissen aufgerichtet, sein verzerrtes Gesicht der sich öffnenden Thür zuwandte, einen Umschlag auf die Stirn.

Mit wenigen Schritten war Königseck neben dem Bett und faßte die Hand der jungen Dame mit unbewußt hartem Druck. „Gräfin Gisela — was tun Sie hier?“

Ihre tiefschwarzen Augen sahen mit ernstem Blick in sein erregtes Gesicht. „Was ich hier tue? — Meine Pflicht!“ antwortete sie einfach und rang ihre Hand aus der seinen.

„Gibt's keine Diensthöten im Palais Waldstein, keine Krankenpflegerinnen in Prag?“ herrschte er sie in seiner Sorge fast brüsk an. „Wir haben, wenn das nicht der Fall ist, selber Hilfe genug, um unsere Soldaten zu pflegen. Gehen Sie, ziehen Sie sich um — und reisen Sie noch in dieser Stunde nach Wien zu Ihrem Vater!“

„Ich bleibe hier.“

„Herr Oberst, helfen Sie mir!“ Königsbeck wandte sich in seiner Aufregung nach seinem Regimentskommandeur um, der mit stummem Staunen dem erregten Wortwechsel zuhörte, während der Kranke mit dem krampfhaften Nöcheln, das bei dieser tödlichen Krankheit so schauerlich wirkt, teilnahmslos an seiner Decke zupfte. „Helfen Sie mir die Gräfin zu bewegen, so schnell wie möglich das Palais Waldstein zu verlassen!“

„Gnädigste Gräfin, ich muß Königsbeck recht geben — reisen Sie ab!“ bat der Oberst.

„Ich stehe hier an der Hausherrin Stelle,“ entgegnete das junge Mädchen ruhig. „Ich weiß, was meine Pflicht mir gebietet. Mehrere unserer Leute sind aus Angst vor Ansteckung schon weggelaufen. Um den übrigen ein gutes Beispiel zu geben, ist mein Hierbleiben durchaus notwendig.“

„Wie kann nur Ihr Vater das dulden!“ rief Königsbeck außer sich.

„Mein Vater wünschte mein Aussharren im Palais Waldstein. Er hängt an seinem Besitz, und in Kriegszeiten läßt man sein Heim nicht gern ohne Aufsicht.“

„Wir sind keine Mordbrenner und Räuber,“ entgegnete der junge Offizier bitter. „Ich dachte, das könnte selbst der Graf zugeben. Den Platz an diesem Bett nehme ich jetzt ein und verlange, daß Sie mir den überlassen. Bedenken Sie denn gar nicht, daß es ein Feind Ihres Landes ist, dem Sie sich ganz nutzlos aufopfern?“

„In diesem Augenblick ist niemand mein Feind. Dies ist ein Kranker, ein in unserem Hause Erkrankter, den zu pflegen ich mich für verpflichtet und berechtigt halte.“

Von der Nebenstube her unterbrach lautes Stöhnen und Jammern den Streit. Gisela überließ den Herren den Platz am Bett und ging sofort zu dem anderen Erkrankten hinein, zu der unglücklichen Ordonnanz des Obersten, der sich in fürchterlichen Krämpfen auf seinem Lager wand. Königseck sah durch einen Spalt der offen gebliebenen Thür, wie Gisela sofort mit Hilfe eines noch gefundenen Soldaten dem Unglücklichen heiße Umschläge auf den Leib legte.

Mit zusammengebißnen Zähnen, fast stumpfsinnig vor Angst um ihr Leben, blieb er selber die Nacht über mit dem Obersten bei den Kranken, deren Leiden immer entsetzlicher wurden.

Als der Arzt endlich eintraf, erklärte er beide für unrettbar verloren.

„Kommen Sie mit mir in den Garten, Königseck,“ bat der Oberst. „Mir ist sehr schlecht — ich muß einen Augenblick frische Luft schöpfen. Lassen Sie die Gräfin ihre Pflicht weiter tun. Wenn es viele solche Frauen in Oesterreich gibt, so ist es ein beneidenswertes Land.“

Er verbeugte sich tief vor dem jungen Mädchen, das mit ruhiger Selbstverständlichkeit den beiden Sterbenden die aufopferndsten Dienste leistete.

In dem helleren Licht des Ganges bemerkte Königseck mit Entsetzen, wie gelb und verfallen das Gesicht des Obersten aussah.

„Wir müssen so schnell wie möglich hier heraus,“ sagte Baluseck draußen. Er schöpfte tief Atem. „Schicken Sie sofort zur Kommandantur um neue Quartierbillette.“

Königseck ordnete das Befohlene an. Aber die ausgeschiedte Ordonnanz kam ziemlich niedergeschlagen wieder. Man war auf der Kommandantur sehr schlechter Laune gewesen. Die paar Quartierbillette, die er erhalten hatte, reichten in keiner Weise aus; außerdem sollten alle in Häusern dicht am Palais Waldstein in Kellerwohnungen untergebracht werden, in denen gleichfalls die Cholera herrschte.

„Das kann uns nichts nützen,“ sagte Baluseck dumpf. „Königseck — ich habe solch sonderbares Vorgefühl, als kämen wir nicht lebend aus diesem Palais Waldstein, in das wir so fröhlich einzogen, wieder heraus.“

„Aber Herr Oberst!“ Königseck versuchte die Sache leicht zu nehmen, obgleich das Aussehen des Kommandeurs ihn lebhaft zu beunruhigen begann. Wie wenn eine kalte Hand sein Herz umklammerte, so schreckensvoll durchzuckte ihn der Gedanke, auch der Oberst könne bereits angesteckt sein — und was war dann mit Gisela?

In demselben Moment meldete der Diener zwei neue Erkrankungen und den Tod der Regimentsordonnanz.

„Mein guter Kramer!“ sagte der Oberst wehmütig. „Versuchen Sie, die Erkrankten ins Lazarett schaffen zu lassen, Königseck. Ich lege mich zu Bett, ich kann nicht mehr.“ Seine Stimme klang hohl. „Sie wissen, daß ich keine Angst vor dem Tode habe, aber ein furchtbarer Gedanke ist's doch, nach solcher Schlacht, nach solchem Sieg — kurz vor dem Friedensschluß an dieser tödtlichen Seuche hier elend zu verenden.“

Königseck half dem Obersten beim Ausziehen. Fieberfrost schüttelte ihn schon — der Vorbote der qualvollen Krämpfe.

Den ganzen Tag über saß er an dem Bett des kranken Kommandeurs, bei dem der Arzt sofort eine

Choleraerkrankung feststellte. Doch hoffte er bei der starken Natur des Patienten auf einen glücklichen Ausgang.

Stündlich kamen Berichte über neue Erkrankungen im Schloß. Jedesmal hob ein befreiender Atemzug Königsseck's Brust, denn bei jeder Meldung hatte er auch von Gisela's Erkrankung zu vernehmen gefürchtet.

Er fragte den Arzt nach dem Gesundheitszustand der Gräfin.

„Vorläufig geht es ihr ausgezeichnet. Das ist eine tapfere Dame. Ich wüßte nicht, was wir ohne sie anfangen, denn die Dienerschaft hat vollständig den Kopf verloren. Ich bin überzeugt, daß alle in sinnloser Angst davonlaufen würden, wenn die Gräfin nicht so fest auf ihrem Platz geblieben wäre.“

„Sie ist die einzige Tochter des Grafen Waldstein und ein unerseßlich kostbares Leben für — viele!“ sagte Königsseck traurig.

Schmerz und Wonne, Stolz und verzweifelte Angst zugleich durchbebten ihn bei dem Bericht des Arztes.

Die sich erschreckend häufenden Krankheitsfälle bestätigten die Vermutung des Doktors, daß das ganze Palais Waldstein verseucht sei und so schnell wie möglich geräumt werden müsse. Für die Überführung der Kranken ins Lazarett, bei denen ein Transport noch lohne, versprach er zu sorgen.

Königsseck atmete auf. Wenn die Einquartierung abbrückte, und das Palais Waldstein auf ärztlichen Befehl geräumt werden mußte, würde wohl auch Gisela endlich dies Haus des Todes verlassen.

Der Oberst diktierte seinem Adjutanten trotz seiner entsetzlichen Leiden einen Brief an den General Vogel v. Falkenstein, um dem die schreckliche Lage hier vorzustellen und ihn um andere Quartiere zu bitten. Ein

Leutnant jagte damit nach dem Grabschm hin auf. Dort lag der Stab des Generals einquartiert — zur Empörung der Böhmen, die dies als eine Entweihung der alten Burg betrachteten.

In peinlicher Erwartung vergingen etwa zwei Stunden, bis der ausgesandte Bote wiederkam.

„Nun?“ fragte Königsed gespannt.

Leutnant v. Dalwig zuckte die Achseln. „Nichts zu machen! Der Friede ist abgeschlossen. Der General Vogel v. Falkenstein reist um zehn Uhr ab. Er sagte, er habe jetzt in Böhmen nichts mehr zu befehlen. Bis zu einem bestimmten Termin müßte Böhmen von den Preußen geräumt sein, wir würden daher auch sehr bald abmarschieren. Was könne da noch eine Umquartierung nützen, da es in den meisten Häusern von Prag nicht viel anders wie im Palais Waldstein aussehe. Um Sie persönlich schien der General sehr besorgt zu sein, als ich ihm erzählte, Sie pflegten unseren Obersten wie eine barmherzige Schwester. Sind Sie vielleicht mit dem General verwandt?“

„Er ist der Bruder meiner Mutter,“ antwortete Königsed kurz. „Gehen Sie fort, Dalwig. Die Luft hier ist verpestet.“

„Wie geht's dem Obersten?“

„Ich fürchte das Schlimmste. Seine hohle Stimme, sein Aussehen sind entsetzlich. Er ist ein verlorener Mann. Der Arzt will's nur nicht zugeben, um uns nicht mutlos zu machen.“

„Wie furchtbar traurig! Balused hat eine noch junge Frau und drei kleine Söhne.“

„Und war ein tapferer Soldat, der gütigste Vorgesetzte — ein herrlicher Mann! — Ich muß wieder zu ihm hinein und darf nicht weich werden.“

„Morgen werden Sie wohl selbst die Cholera haben,“

meinte Dalwig gemüthlich. „Sie sehen aus wie dünnes Weißbier.“

„Sehr verbunden. Halten Sie nur die eigenen Ohren steif, mein Bester. — Was machen unsere übrigen Kranken?“

„Sie sterben!“ entgegnete Dalwig lakonisch.

Königsed zog die Thür hinter sich zu und eilte an das Lager seines Kommandeurs.

Der Oberst versicherte auf seine und des Arztes besorgte Fragen, daß es ihm merkwürdig viel besser gehe. Königsed sah den Arzt mit einer aufleuchtenden Hoffnung fragend an.

Der schüttelte traurig den Kopf. „Das ist oft so — vorm Ende,“ antwortete er ganz leise. „Sehen Sie nur, wie sein Gesicht sich verfärbt! Nichts mehr zu machen, und wie gern hätte ich ihm geholfen!“

Königsed bemerkte jetzt auch, daß das Gesicht des Kranken bläulich wurde, die Nägel schimmerten fast schwarz an den gelbweißen Händen. Das Blut stockte dort bereits.

Der junge Offizier wollte den Sterbenden fragen, ob er noch etwas seiner Frau bestellen solle, aber die Stimme versagte ihm. Regungslos blieb er neben dem Bett sitzen. Nur wenn der Kranke stöhnte, beugte er sich zu ihm und sprach ein paar tröstende Worte.

Ein langer, fürchterlicher Tag, gewitterschwül, von lähmender Hitze, der kein Ende nehmen wollte.

Endlich versank die Sonne wie ein feuriger Glutball hinter den dunklen Baumkronen. Königsed riß die Fenster auf. Ein kühlerer Luftzug wehte herein.

In den Eimern mit Eis, die er im Zimmer aufstellen ließ, um die Hitze etwas zu mildern, war nur noch ein trüber Brei schlammigen Wassers übrig geblieben.

Er klingelte, um neues Eis zu fordern. Da er

gerade dem Kranken die Kissen anders legte, sah er nicht die leise eintretende Person an, sondern rief seinen Wunsch, ohne sich umzudrehen. Er hörte keine Antwort, sondern nur, daß die Thür sich wieder fast geräuschlos schloß.

Nach einer kleinen Weile öffnete sie sich wieder. Gisela selbst war es, die hereintrat und eine mit Eisstücken gefüllte Schale auf den Tisch neben das Bett des Kranken setzte.

Der Oberst lag mit halbgeschlossenen Augen, laut röchelnd, in den Kissen, die Hände fest ineinandergekrampft.

Königsed fuhr herum und umfaßte die reizende Gestalt des jungen Mädchens, das jetzt regungslos, mit gefalteten Händen, auf den Kranken heruntersah, mit schmerzlichem Blick. „Wer hat Sie hierher gerufen?“ fragte er heiser vor Erregung. „Gehen — gehen Sie! Wollen Sie mich foltern mit dieser ewigen Angst um Ihr Leben?“

„Ich bleibe bei Ihnen. Ich lasse Sie nicht allein in diesen schrecklichen Stunden, in denen Sie einen teuren Freund verlieren,“ antwortete sie bittend.

„Sie vermehren meine Qual nur tausendfach!“

„Mein Leben und das Ihre stehen in Gottes Hand. Wenn ich mich anstecken soll, wird diese Nacht auch nichts mehr daran ändern. Lassen Sie allen Streit, sprechen Sie keine harten Worte jetzt! Sehen Sie denn nicht, daß er stirbt?“

Sie kniete neben dem Bett nieder und schob ihren Arm unter das Kissen.

Königsed trat an die andere Seite. Seine lebenswarmen Finger umschlossen die kalte Hand Balusecks, die, von konvulsivischen Bewegungen durchzuckt, unruhig auf der Bettdecke hin und her fuhr.



Stundenlang warteten sie so auf den letzten schweren Seufzer. Die Nacht brach an.

Im Schloß wurde es totenstill. Nur vom Garten her hörte man das feine dünne Zirpen der Grillen. Von der frisch gemähten Wiese des Parks wehte ein leichter Heubduft durch das offene Fenster herein. In der Ferne rauschte die Moldau, und auf der Straße sang irgend ein einsamer Wanderer ein altes schwermütiges Volkslied.

Nur zwei Kerzen brannten im Zimmer. Ein zitternder kreisrunder Schein tanzte hoch oben an der weißen Decke. Licht und Schatten spielten über das spitze, wachsgelbe Gesicht in den Rissen.

Königssee legte seine Hand sanft auf die gebrochenen Augen. „Er ist erlöst!“ sagte er ernst und zog Gisela in die Höhe. „Komm ans Fenster — in reinere Luft!“

Schweigend standen sie und sahen in den mond hellen Garten hinaus. Einen silbernen Vorhang webten die blassen Strahlen um die Bäume und Sträucher. Ein wunderbarer Zauber, gemischt aus Todesgrauen und wild aufschäumender Lebenshoffnung, lag in dieser stillen Nachtstunde. Sie waren beide allein, umgeben von Krankheit, Gefahr und Tod.

„Gisela — Gisela! Jetzt fallen die Schranken, die Krieg, Feindschaft und väterlicher Starrsinn trennend zwischen uns aufbauten! Wir sind vielleicht dem Tode näher wie dem Leben, aber gleichviel — wir sind eins, nichts und niemand darf uns auseinanderreißen!“

Königssee zog Gisela so eng an sich, daß ihr der Atem fast verging. Ihr schöner, schwarzlockiger Kopf lag an seinem laut schlagenden Herzen.

„Dein!“ sagte sie ganz leise. „Ob wir leben oder sterben — wir sind eins! Du hast recht. Meines Vaters Widerspruch, die Feindseligkeiten — all das liegt jetzt

so weit weg von uns — ganz fern wie im Nebel. Mir ist, als hätte ich erst in diesen Tagen, da ich so viele sterben sehen mußte, den wahren Wert des Lebens, die Unzerstörbarkeit unserer Liebe, unseres eigentlichen Wesens, die Nichtigkeit aller Streitigkeiten einsehen gelernt.“

„Geliebte!“ Er nahm ihre Hände. „Wenn du ahntest, was ich um dich gelitten habe und noch leide!“

Sie strich sanft über seine Stirn. „Ich mußte dich auch in den Krieg gehen und hier deine kranken Freunde und Untergebenen pflegen lassen, Bodo. Durfte ich mich da durch deine Angst in meiner Pflicht beirren lassen?“

Er seufzte, indem er ihr blaßes Gesicht mit ängstlicher Sorge prüfend ansah. „Du fühlst dich doch wohl, Liebling?“

„Ganz gesund bin ich, Bodo. Aber selbst wenn ich krank werden und sterben sollte — das wäre mir leichter wie ein Leben ohne dich.“

„Das Leben trennt uns nicht mehr, Gisela. Ich will auf alle deine berechtigten Ansprüche verzichten — sag das deinem Vater — wenn du nur mein wirst und sofort aus diesem Hause gehst.“

„Wenn du gehst — nicht eher!“

„Schon morgen früh brechen wir auf mit allen leichter Erkrankten, die ich transportieren lassen kann. Der Gradschin ist leer, da die preussische Besatzung abgerückt ist. Im Guten oder Bösen schaff' ich uns da Raum. Die Schwerkranken kommen ins Lazarett. Mein armer Oberst wird in Prag in fremder Erde liegen. — Wirst du zu deinem Vater reisen, Gisela?“

„Nein — Papa ist Gast in Schönbrunn beim Kaiser. Ich gehe zu meiner Freundin, der Erzherzogin Mathilde, nach Hiezing bei Wien. Aber erst, wenn ihr fort seid.“

Dann habe ich meine Pflicht hier getan. Unnütz ängstigen will ich dich nicht, Bodo — kannst du mir böse sein, daß ich blieb, solange du hättest hier krank werden können?“

„O du!“ sagte er nur und umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen. „Du süße, besiegte Feindin bist ja doch in allem die Siegerin geblieben. Wirfst du mir bald und oft schreiben, Gisela? Auch wenn dein Vater es dir verbieten sollte?“

„Ja, Bodo. Nach Wien zur Botschaft kommst du wohl nicht wieder?“

„Nein, das ist zu teuer für mich — jetzt, da ich ernstlich an einen eigenen Hausstand denken muß. Eine Schwadron in einer kleinen Garnison ist das Ziel meiner Wünsche. Für meine stolze Gräfin freilich ein bescheidenes Loß.“

„Mit dir ist's überall schön für mich. Wie wir vom Glück träumen — und sind dem Tode so nah!“

„Geh jetzt, Liebling!“ bat er erschrocken. „Ich bin egoistisch, dich hier zu behalten.“

„Schick mich nicht fort, laß mich bei dir bleiben! Ich könnte jetzt nicht allein sein!“ Sie schmiegte sich fester an ihn. „So möchte ich bleiben in deinem Arm —“

Halb träumend, halb wachend, eng umschlungen, saßen sie die lange Sommernacht hindurch am offenen Fenster. Die Kerzen waren heruntergebrannt. Ein blaues Rauchwölkchen kräufelte sich in der Luft über dem Bett des Gestorbenen, auf dessen erst so entstellten Zügen jetzt der tiefe Friede, die feierliche Hoheit des Todes ausgebreitet lag.

Der Morgen dämmerte rosig herein, die Hähne krächten auf dem Hof, man hörte Pferdegetrappel — Menschenstimmen.

Gisela richtete sich aus Königsecks Armen auf. Mit einem langen Kuß, einem innigen, stummen Händedruck verließ sie ihn.

### Elftes Kapitel.

Die Erzherzogin Mathilde legte einen Arm um Prinzeß Fredrikes, den anderen um Giselas Hals und sah beiden mit strahlenden Augen ins Gesicht. „Da wären wir also glücklich wieder zusammen — nur Mary fehlt noch!“

Prinzeß Fredrikes Mund blieb ernst. „Glücklich?“ sagte sie leise. „Für mich ist das Wort nicht gut gewählt, Mathilde. Was ist seit unserem letzten Zusammensein alles geschehen! Wir sind heimatlos geworden und müssen geduldete Gäste sein! Welche Stellung für unseren Stolz!“

„Fredrike, wie kannst du das sagen! Wie glücklich ist der Kaiser und die Kaiserin, euch hier zu haben! König Ludwig von Bayern ist hauptsächlich euretwegen jetzt hergekommen.“

Ihr Gesicht glühte, als sie den Namen aussprach.

Prinzeß Fredrike streichelte ihr die Locken. „Du meinst es gut, Mathilde. Aber du kannst dich doch nicht ganz in unsere Empfindungen hineinversetzen. Ich habe es selber nicht gewußt, wie verwachsen ich mit der Heimat bin — bis ich sie verlassen mußte.“

„Es ist doch aber so schön hier!“ Erzherzogin Mathildes Blicke richteten sich auf die zartgeschwungene Linie der blauschimmernden Berge des Wiener Waldes, die man vom Fenster aus sehen konnte. Die Bäume im Garten vor der Villa Braunschweig leuchteten in den bunten Farben des Herbstes vom lichten Gold bis zum tiefen Orange.

„Ja — sehr schön! Aber es ist nun einmal nicht meine Heimat, Mathilde. Nachts kann ich nicht schlafen, weil ich das eintönige Plätschern der Fontäne in Herrenhausen vermissen. Viel mehr wie die Berge liebe ich die Ebene mit ihren weit ausgespannten Feldern, dem freien Blick in unbegrenzte Fernen hinein. — Können Sie meine Sehnsucht verstehen, Gisela? Aber Sie waren wohl noch niemals lange aus Ihrer Heimat fort?“

„Ich glaube, ich hänge mehr an den mir lieben Menschen, als an der Gegend, in der ich wohne,“ meinte Gisela nachdenklich. „Mit einem geliebten Menschen zusammen würde meine Seele sich überall heimisch fühlen.“

„Beides gehört für mich zusammen,“ sagte Prinzess Friedrike und trat aus der Glastür des chinesischen Saales hinaus ins Freie.

Die anderen folgten ihr. Geranien, Astern, Georginen leuchteten in bunter Farbenpracht auf den Beeten. Die Wiese, in die der Park überging, der mit den Gärten von Schönbrunn zusammenstieß, war mit Herbstzeitlosen reich bestückt. Lange Mariensäden wehten wie zerrissene Schleier durch die reine, klare Luft.

Die Erzherzogin Mathilde schlug lachend mit der Hand nach solch einem Silberfaden. „Altweibersommer! Wenn wir erst selber alte Weiblein sind, Gisela — kannst du dir das ausdenken? Ich möchte nicht alt werden — nein, immer jung und hübsch will ich bleiben, wie heute! — Wie schön alles ist! Sieh mal, die Birke regnet Gold. Alle Märchen werden heute wahr — auch das von dem Bäumchen, das andere Blätter haben wollte. Die Blätter sind wirklich zu Edelsteinen und Gold geworden. Ach, die dummen Menschen, die

nicht an Wunder und Märchen glauben — das ganze Leben ist doch ein wundervolles Märchen!“

Sie tanzte unter den Bäumen hin wie ein großer weißer Schmetterling. Die Sonne spann lauter Goldfäden aus ihren langen blonden Locken.

Die beiden anderen folgten langsamer.

„Wie süß sie ist — immer fröhlich, und doch führt sie eigentlich ein trauriges Leben bei dem strengen Vater und der unangenehmen Stiefmutter!“ sagte Prinzess Fredrike gerührt.

Als sie an der Wiese ankamen, kniete Mathilde schon im Grase und pflückte eifrig einen großen Strauß Herbstzeitlosen. „Hilf mir, Gisela!“ bat sie. „Wir wollen heut zur Tafel alle drei Kränze von den hübschen Blumen tragen. Fredrike, du auch!“

Prinzess Fredrike schüttelte den Kopf. „Ich trage keine Blumen. Ich gehe nur in schwarzen Kleidern, solange wir Verbannte sind.“

„Wir aber huldigen dir, schöne Königstochter!“ Mathilde hielt ihr einen Blütenstrauß entgegen. Ihr Frohsinn sprudelte über. Jedes traurige Wort verwandelte sie zum Scherz.

„Mathilde, nimm dich in acht!“ warnte Gisela. „Herbstzeitlosen sind giftig, und du hast keine Handschuhe an.“

„Wie ängstlich du für mich bist und hast dabei in Prag Cholerafranke gepflegt, ohne dich vor Ansteckung zu fürchten. Mich friert, wenn ich nur daran denke.“

„Arme Gisela, Sie haben wirklich schwere Tage durchgemacht!“ sagte Prinzess Fredrike mitleidig. „Graf Hallermund hat uns davon erzählt. Wir bewundern alle Ihren Mut.“

„Es waren schwere, aber doch schöne Tage,“ wies Gisela etwas kurz ab. „Komm, Mathilde, wir

haben jetzt Blumen genug, um zehn Köpfe damit zu schmücken.“

„Buntes Laub muß ich noch haben. Ich will den dicken häßlichen Pagoden im chinesischen Saal Kränze von Buchenblättern aufsetzen. Die knistern so hübsch, wenn die Köpfe wackeln.“ Sie lachte hell auf und griff nach den tief herabhängenden Zweigen. „Die kann ich erreichen! Aber hier die Blutbuche hebt ihre Äste zu hoch. Wie schade — gerade das rote Laub ist so schön!“

Sie blieb mit erhobenen Händen stehen. Die weiße, zierliche Gestalt mit den goldflimmernden Locken hob sich mit den wie sehnsüchtig erhobenen Armen in unbewußter Anmut malerisch ab.

„Kann ich helfen?“ fragte da eine tiefe weiche Stimme.

Die junge Erzherzogin fuhr erschrocken herum. Die Hände fielen schlaff herunter, ihr Gesicht glühte. „König Ludwig —“ sagte sie leise.

Gisela knickte tief. Prinzess Fredrike, die den anderen den Rücken gewandt hatte, hatte schon längst die hohe, kräftige Männergestalt in dem grünen Jagdanzug, das Gewehr über der Schulter, auf sich zukommen sehen. Sie gönnte aber der Freundin den kleinen Schrecken — und dem König den reizenden Anblick. Seinem künstlerischen Blick gefiel das Bild auch sichtlich. Seine großen dunkelblauen Augen mit dem schwermütig-schwärmerischen Blick leuchteten auf.

„Majestät waren auf der Jagd?“ fragte die Prinzessin.

„Ja — ich wollte gern ganz früh die Herbstnebel um die Berge ziehen sehen. Am Schießen lag mir weniger,“ antwortete König Ludwig. „Ich gehe gern im Nebel wie mit einer Tarnkappe — man sieht alles,





trodnet aus. Die Blätter sind tot, nur die Sonne gibt ihnen den Anschein der Frische — ein Bild unseres Daseins. Die Dinge stellen sich so dar, wie unsere Stimmung sie uns zeigt; die allein gibt ihnen Farben und Glanz, an sich sind sie leblos und kalt. Darum rette ich mich immer in die Kunst, weil die uns eine zauberhaft schöne Welt zeigt, während die der Wirklichkeit grau und öde ist.“

„Aber das Erwachen aus solchen Träumen muß dann doppelt hart sein,“ wandte Prinzess Fredrike ein.

„Manchmal — ja. Aber gar nicht in der Phantasie, gar nicht im Reich des Schönen zu leben, erscheint mir doch das trostloseste Los von allem.“

„Wie recht haben Eure Majestät!“ Erzherzogin Mathilde sprach die förmliche Anrede mit solcher Hingebung aus, als wolle sie am liebsten in die Kniee dabei sinken.

„Aber Mathilde, wir sind doch nahe Verwandte!“ verwies der König. „Sie haben mich doch früher anders genannt. Können Sie keine hübschere Anrede mehr finden?“

Neben seiner hohen Gestalt erschien die zarte, feingliederige Erzherzogin noch ätherischer. Wie ein Sonnenstrahl gaukelte sie neben ihm her.

Giselas Augen glänzten, wenn sie den König und ihre Freundin ansah. Zarte Fäden, so fein und durchsichtig wie das Marienhaar in der Luft, spannen sich in diesen goldbeglänzten Herbsttagen zwischen diesen beiden an.

Gemeinsam beendeten sie den herrlichen Morgen-spaziergang.

König Ludwig kam sehr oft nach der Villa des Erzherzogs Albrecht und nach der Villa Braunschweig herüber. Er erwies dem entthronten König Georg jede

zarte Aufmerksamkeit und Rücksicht, aber die Politik wurde auch zwischen ihnen nie erwähnt. König Ludwigs Interesse an dem unglücklichen Welfenhaus war ein rein menschliches, staatsumwälzende Pläne gebieten nicht hinter seiner schönen, genialen Künstlerstirn.

Prinzeß Fredrike hatte eine energischere Anteilnahme an dem Geschick von Hannover seitens der Beherrscher von Oesterreich und Bayern erwartet. Sie empfand diese Gleichgültigkeit sehr bitter, und ihre verletzten Gefühle trugen nicht dazu bei, ihr den Aufenthalt angenehmer zu machen. Ihre liebste Beschäftigung war es, ihrem blinden Vater vorzulesen und Briefe für ihn zu schreiben. Allmählich diktierte ihr der König auch seine geheime politische Korrespondenz. Sie war daher vollkommen orientiert über die Ziele und Maßnahmen der „Ehrenlegion“, deren Organisation rüstig vorwärts schritt.

Dadurch hörte sie auch oft von Rammingen. Seine Briefe berührten zwar stets nur dienstliche Fragen und Antworten, aber sie wußte doch immer, wo er war; sie konnte hoffen und vertrauen auf den Zeitpunkt, da durch die Hilfe dieses „Getreuesten aller Getreuen“ die verlorene Krone zurückerobert werden würde.

Herr v. Medem schüttelte zwar zu all diesen Hoffnungen bedenklich den Kopf, und Graf Hallermund lag hauptsächlich daran, ein geheimes Bündnis mit Frankreich zu stande zu bringen. Dazu bedurfte man aber Geld — immer wieder Geld. Die Gefahr lag nahe, daß Preußen, wenn es von all diesen Plänen etwas erfuhr, auch auf das königliche Privatvermögen Beschlag legte. Das war jedenfalls das sicherste Mittel, um die welfischen Bestrebungen zu unterbinden.

Von all diesen Dingen wurde natürlich in der Villa Braunschweig nur im allerengsten Kreise gesprochen.

Sogar die Anwesenheit König Ludwigs, des Erzherzogs Albrecht mit Gattin und Tochter verboten jede Anbeutung, obgleich der Erzherzog Albrecht ein grimmiger Preußenfeind war und den verlorenen Krieg bitterer empfand wie der lebensfreudige Kaiser selber. Nur selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, wenn er irgend einer preußischen Maßnahme oder Persönlichkeit einen Hieb versetzen konnte.

Darin harmonierte er vorzüglich mit dem alten Grafen Waldstein, der heute ebenfalls Gast an König Georgs Tafel in der Villa Braunschweig war.

„Mein ganzes Palais haben die Preußen mit verfeucht!“ behauptete er, als nach beendetem Mahl die Herrschaften in dem durch bunte Lampen malerisch beleuchteten chinesischen Saal beim Kaffee herumstanden. „Eine Kommission untersucht das ganze Gebäude und behauptet, ein Brunnen stünde direkt mit den Kloaken von Prag in Verbindung. Dadurch sei der Seuchenherd entstanden. Diese Narren! Sie sind wahrscheinlich von den Preußen bestochen worden.“

„Aber lieber Freund, mit dieser Annahme gehen Sie doch wohl etwas zu weit,“ begütigte Graf Hallermund. Er nahm König Georg die geleerte Mokkatasse aus der Hand und schob sie zwischen die Pagoden auf den Sims.

Die Erzherzogin Mathilde gab dem Kopf des ihr zunächst sitzenden Gözen einen Stoß. Sie und Prinz Ernst fanden ein uner schöpliches Vergnügen daran, die Köpfe der Pagoden wackeln, die Glöckchen klingeln zu lassen.

Die Erzherzogin Albrecht warf ihrer Stieftochter einen strafenden Blick zu. Anders wie mißbilligend sah sie das reizende kleine Wesen überhaupt niemals an, obgleich sich nichts Holderes denken ließ als die Erz-

herzogin in ihrem weißen, lustigen Spitzenkleid, einen Kranz roter Buchenblätter und lila Herbstzeitlosen in den blonden Locken. Sie saß auf einem der niedrigen chinesischen Hockerchen, den Kopf ein wenig gesenkt, und kimperte lustig mit den Glöckchen. Der Blütenstrauß an ihrer Brust hob und senkte sich leise bei jedem Atemzuge.

„Mathilde!“ Die Stimme der Erzherzogin Albrecht klang dünn und essigsauer. „Du störst die Unterhaltung!“

Mathilde ließ den Faden, der die Glocken bewegte, los, ein feiner silberheller Ton schwirrte nachsummend durch den Raum. „Setz dich ein bißchen vor mich hin, Ernst!“ bat sie den Prinzen leise. „Ich muß eine Zigarette rauchen — ich halt's nicht länger aus. Nur schad', daß dein Rücken so schmal ist!“

„Der vom König Ludwig ist freilich breiter!“ scherzte Prinz Ernst. „Soll ich den holen?“

„Nein — nein!“

Aber der Prinz hatte bereits dem König, der nicht weit von ihm stand, die Bitte ins Ohr geflüstert.

„Als Wandschirm soll ich also benützt werden?“ König Ludwig lachte gutmütig, indem er herantrat. „Ist denn das Rauchen gar so streng verboten, Mathilde?“

„Die Frau Stiefmama will's absolut nicht leiden. Mein Mütterchen aber hat immer geraucht. Finden Sie es auch häßlich, Ludwig?“

„Gar nicht.“ Der König sah mit zärtlichem Lächeln in ihre fragend zu ihm aufgeschlagenen Augen. Wie süß die waren, groß und lichtblau wie Berggipfeln. Seine stattliche Figur verdeckte die Erzherzogin Mathilde vollständig.

Prinz Ernst wollte sich totlachen, wenn sich ab und zu ein kleines blaues Rauchwölkchen zwischen des Königs

Arm hindurchstahl, und die Erzherzogin Albrecht witternd die Nase hob.

Auch Mathilde und sogar der sonst so ernste König Ludwig konnten das Lachen darüber nicht unterdrücken.

König Georg hielt seinen Kopf nach der Seite hin, von der die vergnügten Töne kamen. Sein Gesicht trug jetzt oft einen horchenden Ausdruck. Er wollte so gern die Stimme, das Lachen seines Liebling's Fredrike aus dem fröhlichen Konzert heraushören. Vergeblich! Sie war ernst und stumm aus der Marienburg zu ihm zurückgekehrt. Sie trug den Verlust der Heimat schwerer als der Sohn, der doch eigentlich am tiefsten davon betroffen ward.

König Georg seufzte. Bitterer wie alles andere war ihm die ungewisse Zukunft seiner Kinder. Hätte ihn nicht der feste Glaube an die einstige Wiederherstellung seines Königreichs immer wieder aufgerichtet, er wäre zusammengebrochen. Aber allein wollte und mußte er sich helfen. Fremde Mächte würden wenig tun, und sein Stolz hätte derartige Einmischungen auch schlecht vertragen. Es widerstrebte ihm, durch die Hilfe anderer zurückzuerhalten, was ihm erb- und eigentümlich gehörte. Nur sein treues Volk allein sollte seinem vertriebenen König die Krone wieder schaffen. Dieser Gedanke, diese Hoffnungen machten ihn jeder ruhigen, vernünftigen Überlegung immer unzugänglicher, sie wurden schließlich fast zur fixen Idee.

Prinzeß Fredrike mit ihrem felsenfesten Glauben an die zusammengetretene Ehrenlegion bestärkte ihn mit dem Enthusiasmus der Jugend in diesen aussichtslosen Träumen. Um das Unerreichbare wiederzugewinnen, gingen so alle Möglichkeiten, das Erreichbare zu erlangen, langsam aber sicher zu Grunde.

Die Prinzessin erriet jede Miene ihres Vaters. Sie

trat leise hinter seinen Stuhl. Er fühlte sofort, daß es ihre Hand war, die seine Schulter berührte. Ein zärtlicher Ausdruck glitt über sein vergrämtes Gesicht. Sie ließ ihre Hand auf seiner Schulter liegen, während sie, aufrecht stehen bleibend, der erregten Auseinandersetzung des Grafen Waldstein lauschte. Jeden Einwurf, jeden leisen Zweifel, den die Zuhörer zu äußern wagten, wies er mit Entrüstung ab. Er steigerte sich immer mehr in seinen Behauptungen, schließlich hatten die Preußen ihm nicht nur sein Palais verfeucht, sondern auch auf jede Weise beschädigt.

„Ärger wie Türken und Kosaken haben sie in meinem Schloß gehaust,“ erzählte er. „Der Kastellan sagt, alle Tapeten müßten herunter, alle Teppiche und Möbel gereinigt werden.“

„Welch ein Vandalismus!“ bedauerte der Erzherzog Albrecht. „Nicht einmal vor historischen, unerseßlichen Kostbarkeiten hatten sie also Achtung?“

„Vor nichts! Wallensteins Trinkglas und mein Familiensilber hab' ich vorher zum Glück eingeschlossen, sonst würden sie's wohl eingesteckt haben.“

Gisela wurde bei diesem Gespräch, dem sie erst nur mit zerstreuter, dann mit immer schärferer Aufmerksamkeit folgte, abwechselnd rot und blaß. Sie krampfte die Hände zusammen. Sollte sie diese Schmähungen ruhig hinnehmen? Nein! Jeder Blutstropfen in ihr empörte sich dagegen. Wenn man bei einer Beschuldigung, von der man weiß, daß sie falsch ist, schweigt, so macht man sich gewissermaßen zum Mitschuldigen der Verleumdung.

„Das ist nicht wahr, Vater!“ Laut und ernst klang die Mädchenstimme durch den großen Saal.

Ein plötzlich überraschtes Verstummen trat ein. Der blinde König neigte seinen Kopf erstaunt lauschend vor.

König Ludwig trat unwillkürlich näher zu der Sprechenden heran. Die Erzherzogin Mathilde, die verbotene Zigarette zwischen den rosigen Lippen, wurde dadurch allen sichtbar.

Die Stiefmama nahm sofort ihre Lorgnette vor die kurzsichtigen Augen und richtete sie mit unaussprechlicher Empörung bald auf ihre Stieftochter, bald auf deren Freundin Gisela. Sie wußte nicht, was sie mehr entrüstete, das verbotene Rauchen der Stieftochter, oder Giselas kühner Widerspruch.

Graf Waldstein fuhr mit rotem Kopf herum. „Willst du mich vielleicht Lügen strafen?“ schrie er die Tochter an. Sein Ton war in diesem Augenblick kaum salon-, geschweige denn hoffähig.

Graf Hallermund zuckte nervös zusammen. „Recht schlechte Manieren hat der gute Waldstein manchmal. Man kann doch sehr gut ärgerlich werden, ohne deswegen gleich zu brüllen,“ flüsterte er seinem Nachbarn zu.

„Lügen strafen will ich dich nicht, aber deinen Irrtum berichtigen,“ entgegnete Gisela. Leise Röte stieg in ihr zartes Gesicht. „Ich bin während der ganzen Einquartierungszeit im Palais Waldstein gewesen, du aber nicht, also kann ich allein beurteilen, wie es dort zuging.“

„Du hast deine Zimmer kaum verlassen bis zum Ausbruch der Cholera, wo du verrückt genug warst, dich selbst an die Krankenbetten zu setzen.“

„Sehr anerkennungswert!“ König Georg war eine zu ritterliche Natur, um nicht eine angegriffene Dame sofort in Schutz zu nehmen. „Gräfin Gisela hat sich geradezu heroisch benommen.“

„Majestät sind sehr gnädig!“ Giselas Mund zuckte. „Man muß auch dem Feinde gegenüber gerecht sein können — nicht wahr? Ich habe in der schweren Zeit die preußischen Offiziere und Soldaten achten gelernt.“

Sie sind nicht vom Bett ihrer Kameraden gewichen. Sie haben auch kein Wort gesprochen, das mich verletzen konnte, sondern haben sich stets ritterlich und vornehm benommen. Du hättest dein Haus ganz, wie du es verlassen hast, wiedergefunden, Vater, wenn die Ärzte nicht alle die Änderungen, der Ansteckungsgefahr wegen, verlangt hätten. Natürlich müssen der baulichen Umgestaltungen halber auch einige Zimmer umgeräumt und die Möbel desinfiziert werden.“

„Das ist nur eine bequeme Ausrede. Da sehe ich dann die vielen Schäden nicht,“ beharrte der alte Graf eigensinnig.

„Wahrscheinlich schieben deine Dienstboten alles, was sie selbst seit Jahren zerbrochen oder vernachlässigt haben, jetzt auf die preussische Einquartierung. Ich dünkte, du könntest mir mehr glauben, als ihnen. Wenn ich auch zuerst viel in meinen Zimmern geblieben bin, so habe ich doch täglich frühmorgens einen Rundgang durchs Schloß gemacht und niemals einen von den Preußen verursachten Schaden entdecken können.“

„Natürlich, die sind alle Engel in deinen Augen — das weiß ich!“ höhnte der alte Graf.

„Welches Regiment lag denn im Palais Waldstein?“ fragte König Ludwig und wollte dabei seinen schützenden Platz vor der Erzherzogin Mathilde wieder einnehmen.

Aber die wehrte lächelnd ab. „Bin doch schon entdeckt — und Schelte gibt's fürchterliche!“ Sie zog die Schultern hoch, mit einer kleinen Gassenbubengrimasse, die ihrem süßen Gesicht sehr drollig stand.

„Die Gardedragoner, Majestät,“ antwortete Gisela. „Der Kommandeur starb im Palais an der Cholera. Sein Adjutant, Herr v. Königseck, und ich wachten in der letzten Nacht bei ihm.“



„Königssee, der in Wien zur Botschaft kommandiert war?“ fragte Graf Hallermund lebhaft.

„Derfelbe, Herr Graf.“

„Ein peinliches Zusammentreffen!“ murmelte der Minister.

„Für mich nicht,“ entgegnete das junge Mädchen gelassen.

Diese Mitteilung berührte den Minister sehr unangenehm. „Sie sind von Tadel nicht ganz freizusprechen, lieber Freund,“ wandte er sich etwas spitz an den Grafen Waldstein. „Warum ließen Sie Ihre Tochter in solcher Zeit allein in Prag, allen Gefahren der Ansteckung, allen peinlichen Situationen ausgesetzt?“

„Meinen einzigen Sohn mußte ich in den Krieg schicken,“ antwortete Graf Waldstein hitzig. „Warum kann da meine Tochter nicht auch ihre Pflicht tun und wenigstens das Haus hüten? Konnte ich vielleicht wissen, daß die Cholera ausbrechen, und Königssee bei uns einquartiert werden würde? Übrigens höre ich heute zum ersten Male von dieser Begegnung. Wir sprechen später noch darüber, Gisela.“

„Das ist auch mein Wunsch, Vater. Bisher fand ich noch keine Gelegenheit, dir meine bestimmten Entschlüsse auseinanderzusetzen.“ Gisela sah sehr blaß, aber vollkommen gefaßt aus. Ihr war ordentlich eine Last vom Herzen gefallen, daß der Vater nun von Königssees Anwesenheit in Waldstein wußte.

„Willst du vielleicht barmherzige Schwester werden?“ spottete Graf Waldstein. „Hat dir das Pflegen so gut gefallen?“

„Aber, lieber Graf, Sie sind wirklich etwas hart mit Ihrer Tochter,“ mischte sich die Erzherzogin Abrecht ein. „Sie sollten doch froh sein, daß Gräfin Gisela ihre Pflichten so ernst nimmt. Ist das nicht besser,

als den ganzen Tag Unsinn zu treiben, Zigaretten zu rauchen, Blumen zu pflücken und keinen ernstern Gedanken im Kopf zu haben?“

Erzherzogin Mathilde machte ihrer Stiefmutter einen tiefen Knicks. „Die gnädige Frau Mama hat recht, ich bin halt ein unnützes Kraut! Aber ein bisschen singen kann ich doch — außer dem Unsinn treiben.“

„Wollen Sie mir nicht das Lied vorsingen, um das ich Sie vorhin bat, Mathilde?“ fragte König Ludwig schnell.

„Gern. Gisela begleitet mich.“

„Was willst du singen, Mathilde?“ mischte sich die Erzherzogin Albrecht sofort wieder ein. „Meistens wählst du Lieder, die dir gar nicht liegen, oder deren Text wenig passend für eine junge Dame ist.“

König Ludwig zuckte nervös zusammen. Seiner sensitiven Seele tat jeder Mißklang weh.

„Komm, Gisela!“ bat Mathilde.

„Gestatten Königliche Hoheit?“ wandte sich Gisela an Prinzess Friedrike.

„Bitte sehr.“ Die Stimme der Prinzessin klang kalt. Um ihren Mund lag ein gezwungenes, förmlich eingefrorenes Lächeln. Die Verstimmung, die sie empfand, steigerte sich mit jeder Minute. Es kam ihr vor, als wenn ihr Vater und sie selber in diesem fremden, bunten Saal nicht die Rolle der Festgeber, sondern die wenig beachteter Gäste spielen müßten. Die Abende in Herrenhausen traten vor ihre Seele. Damals leitete und belebte König Georg allein die Unterhaltung, alles, was gesprochen und getan wurde, hatte auf ihn Bezug. Hier gingen die Stimmen wirr durcheinander, so daß er bei seiner Blindheit gewiß kaum folgen konnte. Die erzherzogliche Familie hatte nur Augen und Ohren für König Ludwig. Graf Haller-

mund hing an Giselas Lippen, oder führte mit Graf Waldstein Gespräche über die preußische Einquartierung, ein Thema, das den entthronten König peinlich berühren mußte. Er saß denn auch stumm in seinen Stuhl zurückgelehnt da und verriet mit keiner Miene seines blassen, angespannten Gesichtes, ob ihn das Gesprochene interessiere. Am liebsten hätte Prinzess Friedrike sofort das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Aber da fing Gisela bereits an zu spielen. Natürlich Wagner! König Ludwig schwärmte ja für diesen Komponisten.

Mathilde stand neben dem Flügel; das Gesicht ins Innere des Saales gewandt, stimmte sie die wunderbare Erzählung Lohengrins an:

„In fernem Land —  
Unnahbar euren Schritten —“

Obwohl für eine Männerstimme komponiert, künzte der überirdisch schöne Gesang, von der weichen, frühlingssrischen Mädchenstimme gesungen, nichts von seinem geheimnisvollen Märchenzauber ein. Sie sang mit heißer Andacht, mit voller Hingabe.

König Ludwig versank in Träume. Seine Phantasie zauberte ihm wundervolle Bilder vor. Hoch oben, in die Felsen hineingebaut, schroff zum Sommerhimmel aufragend, stand die Gralsburg mit ihren schimmernden Zinnen und Türmen, ihn selber umwallte der weiße Mantel, die goldene Rüstung blinkte darunter, an seiner Seite klirrte das Schwert, mit dem er die bedrängte Unschuld schützen wollte. Leise glitt sein Kahn, von Schwänen gezogen, über den dunklen See — das Schilf flüsterte.

In der Musik wird jeder Begriff zum Gefühl. Darum lebte seine phantastische Seele so ganz in dieser

Kunst und flammte zum hellsten Enthusiasmus für den Meister auf, der diesen Zauber in noch ungehörten Melodien und Märchenbildern schuf. Ein Wonneschauer durchrieselte ihn in dem Bewußtsein, diesem Genie zum Siege verhelfen zu können. Immer höher flogen seine Gedanken im unermesslichen Reich der Phantasie, sie schuf ihm Schlösser, in denen er seinen Herrschergedanken Ausdruck gab — einsame Burgen, tief in den Bergen versteckt, wo niemand seine heilige Einsamkeit, seine weltfremden Neigungen störte. In München mußte ein Wunderbau entstehen, in welchem des Meisters geniale Werke ganz so, wie der es wünschte, aufgeführt wurden vor einem Publikum, das wenigstens annähernd die geheimen Seelentämpfe, den Werdegang dieses genialen Künstlers durch seine Musik begriff —

„Mein Vater Parzival trägt seine Krone,  
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt.“

König Ludwig schreckte aus seinen Gedanken auf. Er nahm die Hand der Sängerin und preßte seine Lippen auf das feine Gelenk. „Ich danke Ihnen für diese Stunde, Mathilde! Sie empfinden die göttliche Schönheit, den tiefen Welt Schmerz, der in dieser Musik liegt, mit mir?“

„Ja. Wenn ich diese Melodien singe, vergesse ich alles andere, sie tragen mich fort in unermessliche Fernen.“ In ihren Augen glänzte dieselbe Begeisterung wie in König Ludwigs Blicken.

(Fortsetzung folgt.)





## Die Junggesellentruch'n.

Erzählung aus dem Steirerland. Von Jenny Limburg.

Mit Illustrationen  
von Richard Mahn.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**F**ell tönte der Jodler einer kräftigen Knabenstimme durch die naßkalte Luft.

Der Lehnhofbauer auf dem Sarstein hob aufhorchend den Kopf mit den scharf durchfurchten Zügen und paßte ein paarmal aus seiner kurzen roten Tonpfeife. Darauf schritt er bedächtig über den Hof zum Gattertor, öffnete es weit und schob mit dem Fuß einen Stein davor, damit es nicht wieder zufalle. Wieder ein gellender Jodler — nun schon ganz nahe.

Auf dem den steilen Fahrweg heraufkommenden Wagen stand ein etwa sechzehnjähriger Bursche und knallte jetzt lustig mit der Peitsche. Vor den Ochsen schritt die rüstige Bäuerin einher, den Kopf mit einem schwarzseidenen Tuch umwunden. Die breite schwarze Seidenschürze gab ihr ein festliches Aussehen.

Die Lehnhoferin trat mit einem „Grüaß Gott, Botta!“ durch das offene Tor, ihr nach die Ochsen in schwerem Trott, mit nickenden Köpfen.

Binzenz schwenkte noch ein paarmal die Peitsche in kunstgerechtem Bogen und schrie: „Großmuatta! Kathrin! Sepp! Kumm't's auf! Dö Truch'n sein da!“

Erst erschien die Kathrin und schlug beim Anblick der fünf Särge die Hände zusammen.

„Jessa, mir wer'n do nit alle sterb'n auf 'n Winter?“

„Dumm's Geschwäg! Muß denn eins glei sterb'n, wann sei Truch'n hergericht' is?“ versetzte die Bäuerin. „Der Hochwürd'n hat halt g'moant, wann der Hof da herob'n seine vier, fünf Monat' eing'schneit wird, da heißt's a Vorsorg' treff'n — auf alle Fäll.“

„Freili! Is eh wahr!“ gab jetzt die Kathrin zu.

„Dös is mei Truch'n!“ sagte der Vinzenz und tippte mit dem Peitschenstiel auf einen reichverzierten, silbergraulackierten Sarg.

„Der Bua hat ka Ruah nit geb'n. Justament auf den da war er veress'n,“ erzählte die Lehnhoferin mit Mutterstolz. „No, und weil der Moaster g'sagt hat, der Bua wird amol stoanalt, wann sei Truch'n in Bereit is, hob' i eahm's halt ein'kauft.“

Mit gerunzelten Brauen musterte der Bauer die verschiedenen Särge. „Was is denn dös für a Truch'n? Wer braucht denn noch a Truch'n mit Silber — han?“ Und er klopfte mit dem Finger hart auf den Nidelbeschlag eines hellbraun gestrichenen Sarges.

„Aber Botta,“ entgegnete die Bäuerin, „mir wer'n uns no scho a bisserl a Silber auf unser Truch'n vergunna därf'n — als Lehnhoferleut'! Da wird m'r do nit gar a so herkumma bei seiner Reich', als ob m'r aus 'n lekt'n Heustabl her wär'!“

„Die Weiberleut' san halt alleweil aus der Weis'! Nur 's Geld aufischmeiß'n!“ brummte der Bauer und kratzte ärgerlich die Asche aus seiner ausgebrannten Pfeife.

„Der welche is denn nachher der mein?“ fragte der alte Knecht Sepp, der aus dem Stall hervorgestapft war und, auf die Mistgabel gestützt, mit gespreizten Beinen neben dem Leiterwagen stand.

Vinzenz wies auf eine einfache gelbgestrichene Truhe. Die sah sehr bescheiden aus.

Der Sepp verzog sein mit Bartstoppeln übersätes Gesicht in hundert Falten; die winzigen Augen zwin-



fecten den armseligen Sarg geringschätzend an. „A so was! Is denn dös a Leuttruch'n?! Dös schaut aus wie a Fuaderkast'n! Hätt' do nit g'mant, daß die Bäuerin gar a so schundig is und an armen Knecht, der sich zwanzig Jahrl auf 'n Hof radern tuat, nit amal a politierte Truch'n vergunnt. I bin a Lediger, i brauch' a silberige. — Behalt's enfer Armeleuttruch'n!“

Die Lehnhoferin stemmte beide Arme in die Hüften und schrie: „Sirt's, da hast's! Giazt is eahm dö Truch'n nit recht! A so a Gallodri! — Dös hat m'r für sei Guatheit! — Wie kummen denn mir dazua, für sei Leich' z' sorg'n? — Hab'n eh g'nua z' leisten für sein' lebendig'n Leib, der eh bald so viel fass'n tuat als wie a Habernsack.“

„No, no, no — hob' eh nig g'sagt. Waß eh, daß für an olt'n Knecht olles guat sein därf,“ murrte Sepp, doch schon etwas gedämpfter; er wußte, daß, sobald die Bäuerin zu zanken anfang, an kein Aufhören zu denken war.

Sie fuhr auch unentwegt fort: „No jo, freili — 's muaf an Unterschied geb'n auf dera Welt. Was für d' Herrenleut' g'härt, is nit für 'n Knecht oder die Dirn. Dös is no ollweil die Ordnung g'west und wird's a bleib'n.“

„Weg'n meiner kann dö Truch'n sein wia's will,“ erklärte lachend die Kathrin. „I brauch's eh nit. Werd' nit so dumm sein und sterb'n. Glei nach Ostern heirat' i mein Wasil — und guat is!“

Mit einem letzten Blick voll Verachtung auf die „Armeleuttruch'n“ wandte sich Sepp den Ochsen zu und löste das schwere Holzjoch von ihren feisten Hälsen. Erst als er mit gebogenen Knien schwerfällig vor den Tieren der Stalltür zustapfte, in Gang und Gesichtsausdruck ihnen nicht unähnlich, ließ er seinem Groll freien Lauf. Er spuckte in weitem Bogen aus: „A so a Schundigkeit! Möcht'n unferans in a Armeleuttruch'n einischupf'n.“

Hestig stieß er die Holzgabel ins Heu, das in der Ecke aufgeschichtet lag, und warf es in die Heuraufe über der Futterkrippe, daß sie in allen Fugen krachte. „Dös is a G'lumpert, gelt's?“ fragte er seine Ochsen.



„Bei oller Schinderei von der Fruah bis auf d' Nacht vergunnen's unferans nit amal döz bißl Fress'n und a politierte Truch'n! Kruzitürken no amal!“

Die Ochsen kauten ihr Heu in unerschütterlicher Ruhe. Was scherte sie Menschenhader und Menschenleid?

Auch die alte Großmutter war voller Eifer aus der warmen Stube hervorgehumpelt. „Do frag' i! So scheen san's! — Jesses na, dera glanzete g'härt mei? Do frag' i!“ murmelte sie kindisch froh mit ihrem zahnlosen Mund. Eine schöne Leich' war ja noch ihr einziger Wunsch.

„Sakra, a so a Heidengeld! — So san d' Weiberleut'! Nur ollweil 's Geld außischmeiß'n! Ollweil 's Geld außischmeiß'n!“ knurrte der Bauer wieder und kratzte sich den Schädel.

„Jo, jo, a Geld kost's scho,“ murmelte die Alte bedauernd.

„Hiazt fangt d' Muatta a no an! Unferans kann's neamd nit z'rechtmach'n. Da tuat man's nach Rechtem und kummt z' Haus: do is der Mann nit zufried'n, der Knecht nit zufried'n und d' Frau Muatta hußt a no!“ ereiferte sich die Bäuerin.

„Do frag' i! Hob' i denn a Wörtl g'redt? Nit a Wörtl hob' i g'redt. I waß scho: hiazt soll i 's Bad ausgiaß'n. Da geh' i glei in mei Kammerl.“

Eilig humpelte die Alte ins Haus zurück.

Die Särge wurden im Schuppen untergebracht, der Streit beigelegt. Nach Bauernart, die nie viel überflüssige Worte macht, war die Sache erledigt.

---

Gemäß den Wetterberichten in der „Steierischen Alpenpost“, die noch vom letzten Talgang herstammte,

mußte man sich auf einen langen, harten Winter gefaßt machen. Das prophezeite auch die alte Großmutter, die es in ihren mürben Knochen spürte.

Die Bäuerin richtete sich danach ein.

In der Vorratskammer roch es nach Selchfleisch, Speck, Sauertraut und Bierkäse. Gefüllte Mehlsäcke standen in der Ede. Im Keller lagen Riesenhansen Erdäpfel und Rüben aller Art, weiße, gelbe und rote für Mensch und Vieh; im Verschlag wohlverwahrt volle Bier- und Mostfässer.

„Guat is!“ sagte die Lehnhoferin. „M'r san versorgt. Die Säu' im Roder, Viech und Fuader im Stabl, Mehl und G'selchts in der Kammer, dö Truch'n im Schuppen!“ Sie bekreuzigte sich. „Na, die soll kaner nit brauch'n. — Oba hiazt därf's schneib'n und g'frier'n meinetweg'n.“

Und es froh und schneite denn auch auf dem Sarstein.

Erst fußhoch, dann meterhoch, dann haushoch lag der Schnee. Die Männer hatten zu tun, Hausdach und Hof halbwegs von Eis und Schnee zu säubern und die Wege im engen Bereich des Gehöftes freizumachen, um sie gangbar zu erhalten. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war ausgeschaltet.

Wie eine Wüste sah die Umwelt aus; nur nicht flach und gelb, sondern blendend weiß und mit tausend mächtigen Spizen und Buckeln. Die endlosen Bergwälder versanken tief im Schnee.

Die einzige farbige Abwechslung boten Krähen und Dohlen, die hungrig krächzend das Gehöft umschwärmten. Schließen die, war ein großes Schweigen, ein heiliges, ein ergreifendes, ein erschütterndes Schweigen. Nur manchmal gab's ein dumpfes Krachen, ein Rollen und Donnern. Eine Lawine war in der Nähe niedergegangen. Zu fürchten hatten die Bewohner des Lehn-

hofes aber nichts, denn der lag sicher gebettet unter einem massigen Felsvorsprung.

Ruhig und still wie die Umwelt waren auch die Menschen da oben. Bloß der Binzenz pfiß manchmal durch das Haus, oder die Kathrin sang. Nach und nach wurden aber auch diese beiden schwerblütiger, träger und wortfarger. Der hohe, undurchdringliche Schneewall, der sie viele Wochen lang dicht umfing, machte alle dumpf und stumpf und leidenschaftslos.

Dezember und Januar waren auf diese Weise vergangen. Die Eingeschnitten lasen es von einem bilderreichen Wandkalender ab, den der Binzenz im Herbst vorsorglich fürs neue Jahr eingekauft hatte. Tag für Tag entfernte er pünktlich die Abreißblätter. Dieses Abzählen der Zeit, bis er wieder in die Kirche und von dort ins Wirtshaus zu Kegelspiel und Tanz gehen konnte, war für den jungen Burschen die einzige Abwechslung den Winter über.

In jeder Hand einen gefüllten Melkkübel, trat die Kathrin aus dem dunstigen Kuhstall, klapperte in ihren Holzpantoffeln über den langen Gang und trat in die warme Küche. Sie seihete die Milch in weite irdene Schüsseln. Hernach setzte sie sich neben den Binzenz auf die Herdbank, wo sich der die Zeit mit Holzbirnen schmausen vertrieb. Ohne zu fragen, griff sie in des Jungen Lodenhut, in dem er einen ganzen Vorrat dieser herben Baumfrucht hatte, und holte sich eine Handvoll heraus. Der Bursch, der die Dirn von seinem zehnten Lebensjahr her kannte und gut leiden mochte, ließ es sich gern gefallen.

Auf der braunen Holzbank unter dem Hausfegen saß der Bauer, hatte beide Arme auf der Tischplatte aufliegen, einen Moskrug vor sich und die Pfeife im Mund. So saß er schon stundenlang, paffte dicke Rauch-

kringel vor sich hin und trank schweigsam den sauren Apfelmost.

Neben ihm lag, schläfrig blinzelnd, die graue Hauskaze.

Da kam die Bäuerin herein und sagte zum Bauern: „I waß nit, bei Muatta g'fallt m'r nit. Ollweil schlaf'n, ollweil schlaf'n is nit guat für so an ol't's Menschl.“

Geschäftig nahm sie einen Napf vom Geschirrspind, zog einen flachen Löffel aus dem Wandblech und begann die Milch vom Vortag, die seitwärts auf dem Herd in irdenen Töpfen stand, abzurahmen.

Sie war schon beim zweiten, als der Bauer endlich die Pfeife aus dem Mund nahm und bedächtig fragte: „Schlast's denn no ollweil?“

„Jo,“ versetzte die Bäuerin und fuhr unvermittelt fort: „Die Säu' kriag'n heint wieder a saure Milli. An Topfen ess'n m'r eh nit; dös fress'n nur dö Stadt-leut' z'samm auf 'n Sommer. Darweil soll'n halt unsere Säu' an Speck davon oafetzen.“

Die frühe Dämmerung kroch langsam durch die angelaufenen Fensterscheiben.

„Binzenz,“ rief die Bäuerin, „geh eini zur Großmuatta und weck s' auf. I bring' ihr glei die Supp'n.“

„Geh mit eini!“ wandte sich der Bub an die Kathrin, denn er langweilte sich bei dem alten Weiberl.

Beide gingen in die Stube der Alten.

„Votta — Muatta! Kummt's eini! Die Großmuatta tuat sterb'n!“ schrie auf einmal der Binzenz und riß die Stubentür auf.

Die Frau warf den Holzlöffel auf den Herd und lief hinein. Gemessener folgte der Bauer. Schließlich schlürfte auch der Sepp, mit der Müge in der Hand, herbei.

Alle knieten und beteten ein Vaterunser ums andere, um der scheidenden Erdenpilgerin ein rechtes Geleite mit auf den Himmelsweg zu geben. Eintönig hoben und senkten sich die Stimmen. Feierlich klangen sie



in dem beklemmend warmen Raum, durch dessen kleine Fenster Scheiben der Winterabend, von bleichem Schneesglanz verklärt, hereinleuchtete. Keines weinte, keines regte sich auf, obzwar sie jahrelang mit der Alten zusammen gelebt hatten. War's doch so selbstverständlich, daß dem alten Mutterl keine Zeit um war. Das war nur die natürliche Ordnung der Dinge.

„Aus is — Amen!“ schloß die Bäuerin halblaut,

nachdem sie sich durch einen flüchtigen Aufblick vom eingetretenen Tod der Schwiegermutter überzeugt hatte. Dann legte sie ein kleines schwarzes Holzkreuz auf die Brust der Toten, steckte zwei lange geweihte Kerzen in die Zinnleuchter und entzündete sie.

Unterdessen hatte der Bauer der toten Mutter die Augen zugebrückt. — —

Noch schweigsamer als sonst saßen die Leute vom Sarstein eine Stunde später beim Abendbrot. Sie ließen sich's aber auch heute schmecken.

Am nächsten Morgen wurde die Leiche gewaschen, mit dem längst bereitgehaltenen, vergilbten Totenhemd bekleidet und in einen der braunpolierten Särge gebettet.

Nach Verrichtung der Andacht trugen sie die alte Lehnhoferin zur Überwinterung in den Schuppen, wo die anderen Särge standen.

Bei dieser Gelegenheit, da ihm das Sterben so nahe vor Augen trat, erwachte Sepps schlummernder Groll ob der ihm zugedachten Armeleuttruhe von neuem. Solang die Bauerleute zugegen waren, hielt er noch an sich, sobald er aber mit der Kathrin allein im Schuppen zurückblieb, begann er lästerlich zu schimpfen. Und als ihm die Magd Borwürfe machte mit dem Hinweis auf die Ruhe der Toten, ging er vor das Schuppentor und schimpfte draußen weiter.

---

Der Winter währt im Gebirge länger als in der Ebene. Wohl schmilzt oben in der Höhe der Schnee so gut wie unten; aber bis die Sonne sich durch die haushohen Schichten durchbeißt, braucht sie bedeutend länger. Denn was sie tagsüber mit ihrem warmen Odem weghaucht, ersetzt sich oft des Nachts; und während es im Tal regnet, schneit es dort oben, so daß

die geschmolzenen Lücken immer wieder nachgefüllt werden.

Erst Mitte März blies ein anhaltender Tauwind, der auch den Untergrund der Schneemassen zum Weichen brachte.

Da war es denn für eine Weile vorbei mit dem heiligen Schweigen der Bergwelt. Wimmernd, stöhnend, fauchend und brüllend umtobte der Südwind das einsame Gehöft auf dem Sarstein. Unter donnerndem Gepolter rollten die Lawinen talab, in ihren weißen Totenfängen entwurzelte Bäume, loses Felsgestein und Erdreich mit sich reißend. Mitunter auch Sennhütten und anderes Menschenwerk.

Der mächtige Felsblock, dessen Grundstoß tief im Berginnern fußte, schützte aber den alten, von Wind und Wetter braungebeizten Lehnhof nach wie vor. Von allen Seiten strömten die Wildwasser talab und ergossen sich in schäumenden Katarakten in den metallisch glänzenden Hallstädtersee, dessen tiefer Schoß auch schon die Lawinen in sich aufgenommen und aufgesogen hatte.

Tagelang bahnten die Lehnhoferleute mit Spaten, Haxe und Schaufel Weg und Steg abwärts; denn alles war von Lehmerde, Schutt und Geröll verlegt, verwischt und verschüttet.

Bis zum nächsten Gehöft, dem Burmeierhof, mußten sie den Pfad ebnen; von da an hatten die Burmeierischen weiter talwärts die Pionierarbeit verrichtet.

Beim ersten Talgang bestellten der Bauer und die Bäuerin im Pfarramt zu Obertraun das Begräbniß für die alte Lehnhoferin.

Mit schwerer Mühe hatte die Bäuerin, der die Haus- ehre über alles ging, ihrem Mann ein erstklassiges Leichenbegängniß abgerungen. Auf dem dreistündigen

Weg vom Lehnhof zum Pfarramt hatte sie unaufhörlich in ihn hineingerebet, daß er als erbgesehener Sarsteiner Bauer verpflichtet sei, seiner Mutter ein feines Leichenbegängnis zu bieten — schon wegen der Leute.

Am achtzehnten März, einem Sonntag, gebot der Lehnhofer seinem Knecht Sepp, den Sarg zuzunageln und auf den mit Tannenreisig ausgelegten Leiterwagen zu heben.

Das tat denn auch der Sepp mit des Vinzenz' Hilfe. Bedächtig zogen die Ochsen dann den grünen Leichenwagen mit dem schwarzverhängten Sarg abwärts.

Still folgten die Lehnhoferleute. Wo sie an Wohnstätten vorbeikamen, schlossen sich ihnen die Insassen mit frommem Gruß an: „Gelobt sei Jesus Christus — in Ewigkeit, Amen!“

Unter Beten und Singen und feierlichem Glockenklang, der von Obertraun emporhallte, gelangten sie zur Kapelle am Fuße des Sarsteins, wo der Pfarrer mit dem Kooperator und zwei Ministranten nebst der Veteranenmusikkapelle den Leichenzug erwartete. Hier wurde die erste Einsegnung vorgenommen.

Es war ein ansehnlicher Leichenzug. Das Großmutterl würde ihre helle Freude an dem Anblick gehabt haben, wenn sie ihn hätte sehen können. Nun, an ihrer Stelle freute sich der Sepp. Er, der seit seinem fünfzehnten Lebensjahr oben auf dem Sarstein lebte und diente, konnte die paar Festlichkeiten, an denen er teilgenommen, an den Fingern herzählen. Dafür blieben sie ihm aber auch fest im Gedächtnis, so daß er lange an diesen lichten Erinnerungen zehren konnte — ein Vorzug, den er vor jenen voraus hatte, bei denen ein Erlebnis das andere verwischte. Die Leichenfeier der alten Lehnhoferin, mit der zweiten Einsegnung in der



Dorfkirche und dem rührenden Sängerkhor, war ein Erlebnis für den Sepp, und im stillen dachte er, es verlohne sich wohl zu sterben, wenn einem eine solche „letzte Ehr“ zu teil wurde. Was aber wartete seiner? Die „Armeleuttruch'n“ oben auf dem Lehnhof! Sein Ersparthes langte nicht zu einer polierten, denn er hatte noch eine alte Mutter zu unterstützen.

Als ihm die „Armeleuttruch'n“ einfiel, ballte er die Faust im Sack, öffnete sie aber sofort wieder, als das neu einsetzende Orgelspiel ihm zum Bewußtsein brachte, wo er sich befand.

Auch die Bäuerin kam durch den schönen Gesang in die ohnehin schidliche Lage, ihre tropfenden Augen zu trocknen.

Nach dem Begräbnis ging man ins Wirtshaus zum Leichenschmaus. Da mußte der Lehnhofer anzapfen, aufstischen und austragen lassen, was nur über die Gurgeln rinnen und in den Mägen Unterkunft finden konnte. Und steierische Bauerngurgeln und Bauernmägen vertragen bekanntlich ein tüchtiges Stück.

„Laß aufhau'n, daß olles kracht, Lehnhofer! Laß di nit schmuß'n! Hast eh g'nua Dukat'n z'sammg'spart übern Winter. No ja, hast's leicht g'habt, 's Sparen. Na Wirtshaus nit weit und breit. Herentgegen mir Obertrauner wiss'n vor lauter Wirtshäusern rechts und links nie nit, wo ein und aus. — Kuck außi mit denen Goldfuchseln, sakrawalt! M'r hab'n an damischen Durcht!“

So stichelte ein Talbauer, der des Lehnhofers Geiz kannte und sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, ihn zu außergewöhnlichen Ausgaben zu reizen.

Das gelang ihm aber nicht, denn der Lehnhofer öffnete den Geldbeutel nicht um eines Haares Breite mehr, als es durchaus nötig war.

Die niedrige Wirtsstube war gesteckt voll. Vom Pfeifenrauch und der Ausdünstung so vieler Menschen war die Luft schwer und stickig; dennoch fühlten sich die Dorfleute sehr behaglich darin.

An einem langen Tisch saß der Lehnhofer mit Weib und Kind und seinen Leichenschmausgästen. Ganz unten die Kathrin und der Sepp. Und das kam dem Sepp zu gute. Denn was die Dirn nicht aß, aß er, und was sie nicht trank, trank er. Die Kathrin aber hatte weder großen Hunger noch Durst. Daran waren nur die Kaiserjäger schuld. Die hielten ihren Waschl, der als Reservist eingezogen war, noch immer fern.

Es war also nichts Besonderes, was der Lehnhofer seinen Gästen bot. Ein jedes bekam einen bis zum Rand gefüllten Teller Rindsuppe mit zwei Leberknödeln darin, so groß und fest wie zwei Kanonenkugeln; dann ein Rindfleisch mit Semmelfren. Zur Anfeuchtung Bier und Most. Auch dies eher unter, als über dem üblichen Maß.

„Du, Botta, härst, eppa lass'n m'r no an Sterz oder an Kaiserschmarrn aufstisch'n,“ sagte die Bäuerin, nicht sowohl, weil sie selber Verlangen danach trug, als weil sie sich vor den Leuten schämte, daß sie, die Lehnhoferschen, einen so gewöhnlichen Leichenschmaus abhalten sollten wie Kleinbauern oder Knechte.

Eine lange Pause entstand. „Schmarrn!“ sagte drauf der Bauer, weiter nichts. Und das bedeutete so viel als nichts.

Die Lehnhoferin gab sich noch nicht zufrieden. „Gelt, Binzenz, du hättest Lust auf an Sterz?“ stichelte sie über den Tisch.

„Jo — jo,“ stimmte der Junge zu.

„Schmarrn!“ sagte der Bauer wieder und dampfte ruhig weiter. Bald darauf hob er die Tafel auf.

Seit der Leichenfeier der alten Lehnhoferin war der Sepp nicht recht beisammen.

Erst begann es mit Gliederreißen, dann band er sich Kopf und Hals in dicke wollene Tücher ein. Ihm, dem sonst bloß die kleinen Bissen nicht mundeten, schmeckten jetzt auch die großen nicht.

Bei der Arbeit ging's noch an; in der Nacht aber stöhnte und schimpfte er auf seinem Lager im Stall so laut, daß es selbst seinen geduldigen Ochsen zu viel wurde, die, im Wiederkäuen innehaltend, die dicken Nacken brummend nach ihm wandten.

„No, halt jo, dös is die giftige Infalenza. Affkurat a so hat's bei mei'm Vatter selig ang'fangt, und nach a paar Täg' war's aus mit eahm. Am End' gehst a schon auf d' lezten Füaß, Sepp,“ meinte die Kathrin voller Mitleid.

Trotz dieser trüben Aussicht versuchte sie aber ihre ganze ärztliche Kunst an ihm, kochte ihm einen Kessel voll Hollertee, schleppte das heiße Gebräu herbei und redete ihm so lange zu, bis er alles austrank. Darauf grub sie ihn bis zur Nasenspitze ins warme Heu ein.

Achzend brummelte er: „Merk't's, in dö Armeleut-truch'n leg' i mi nit! Daß ös wißt's!“

„Na, na, laß mi nur mach'n. I werd' 'n Bauer schon 'rumkrieg'n,“ tröstete die gutmütige Kathrin.

„Und a Musi will i a. Affkurat a so wie bei der olten Lehnhoferin. 's Geld findst in mei Tobatsbeutel unter der Britschen. Drei Silbergulden,“ sagte er mit dumpfer Stimme, denn das Heu erstickte jeden lauten Ton.

„Jo, jo, sollst a Musi hab'n, Sepp!“ —

Am nächsten Morgen lag er fiebergelühend auf seiner Britsche im Stall, während die anderen das Haferfeld bestellen gingen.

Gegen zehn Uhr kroch er von seinem Lager, schlurste, wie von magischer Kraft gezogen, in den Schuppen und setzte sich den Särgen gegenüber auf einen niederen Klotz, der zum Holzspalten dort stand.

Unausgesezt ließ er seine trüben Augen über die drei schönen nickelbeschlagenen Truhen wandern; besonders über die silberweiße.

Halt ja, dachte er, wer eine so schöne Truch'n haben könnt'! — Die reichen Bauern hatten's freilich gut; die konnten sich so was vergönnen. Ums Sterben war's dem Sepp nicht bang. Wenn man sich fünfzehn Jahre beim Burmeier, zwanzig beim Lehnhöfer abgeplagt hatte, hat man vom Leben so ziemlich genug. Aber in Ehren aus dieser Welt scheiden, in einen feinen Sarg gelegt, mit Musik und Predigt und reichem Gesolge — das, ja das war seine unstillbare Sehnsucht.

Deshalb ergriff ihn, da er sich seinem Ende nahe glaubte, ein heftiger Unwille, wenn sein Blick auf den ihm zugeordneten Sarg fiel. Er spuckte verächtlich zur Seite. Der Born übermannte ihn mehr und mehr. Trotz der Gliederschmerzen stand er plötzlich auf, griff nach der Holzhacke, die neben dem Hackstock lehnte, und schlug mit ihr blindwütig auf den wehrlosen Sarg los, bis er in Trümmer ging.

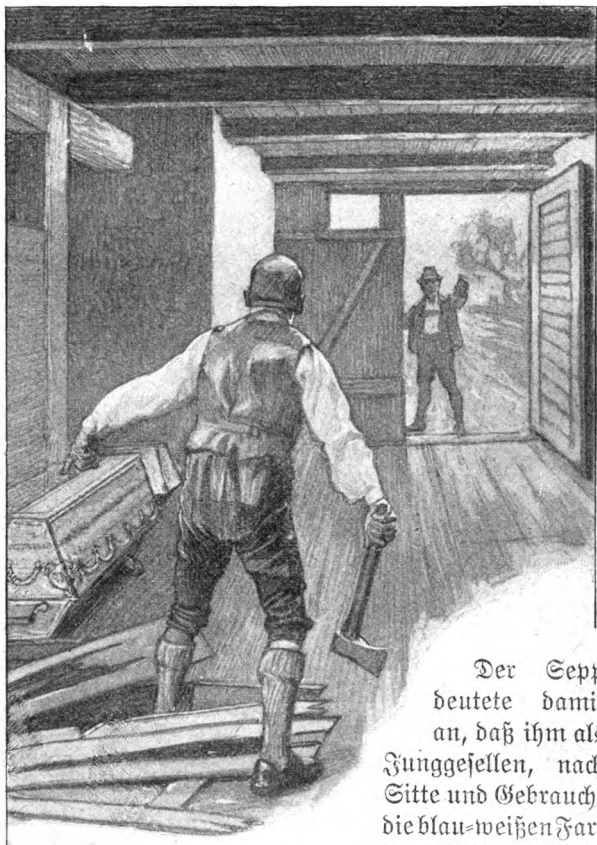
„Giazt därf'n s' mi nimmer einised'n!“ knurrte er tiefbefriedigt.

Er hatte noch die Hacke in der Hand, als der Vinzenz eintrat, der vom Vater nach einem Werkzeug geschickt worden war.

„No wart, Sepp, i sag's dem Botta und der Muatta, daß du die Truch'n z'sammg'schlag'n hast!“ rief der Junge.

„Weil i mi nit einileg'n will in dera elendige Truch'n!“ gab der Knecht grollend zur Antwort und stieß mit dem Fuß verächtlich an das Trümmerwerk.

„Wo willst di denn einileg'n — han?“ fragte der Bub.  
 „In dera silberig'n dort'n. I bin a lediger Bua.“



Der Sepp deutete damit an, daß ihm als Junggesellen, nach Sitte und Gebrauch, die blau=weißen Farben gehörten.

„Schneck'n! Die g'härt mei,“ erklärte der Vinzenz. Da geriet der Sepp in eine sinnlose Wut. „Her=geb'n wirst's, Bua, vermaledeiter! Du brauchst's eh

nit. I aber i brauch's! Hergeb'n wirft's, kruzitürk'n no amal!" brüllte er und stürzte mit geschwungener Haße auf den Jungen los.

„Botta — Muatta!" schrie Vinzenz und wandte sich zur Flucht.

Zu spät. Wie ein junger gefälltter Baum fiel er hin. Die nach ihm geschleuderte Haße hatte ihn am Hinterkopf getroffen.

Mit starren, vorquellenden Augen, den Schaum vor dem Munde, stand Sepp ein paar Augenblicke.

„Da hast's, du Hallodri. Hiazt wirft mir dö Silbertruch'n scho hergeb'n — gelt?"

Sprach's, wischte sich mit seinem roten Schnupstuch über das glühende, schweißtriefende Gesicht, zog den Sarg hervor und schleppte ihn aus dem Schuppen. Draußen am Flurgang blieb er wieder stehen, unsicher, was er beginnen sollte. Auf einmal hellte sich seine Miene auf. Er schwippte mit den Fingern und grinste über das ganze Gesicht, daß die kleinen grünlichen Augen tief unter den buschigen Brauen verschwanden und bloß wie zwei Lichtpünktchen aus dem fieberroten Gesicht hervorschimmerten.

„No wart's! I werd's scho mach'n!" brummelte er.

Als die Bauersleute mit Kathrin gegen elf Uhr zum Mittagessen eintrafen, fanden sie das Schuppentor von oben bis unten mit weißer Kreide beschrieben. In großen ungelenten Buchstaben stand dort: „I hob' 'n Vinzenz derschlag'n, weil er dö Silbertruch'n nit hergeb'n hat wol'n. I bin a Lediger, i brauch' a Silbertruch'n. Und a Musi sol spül'n. 's Geld hob' i in mei tobaksbeitl. Katrin waß eh. Pfit enk got

Sepp Kirmaier.“

„Jesses, Marand, Joseph!" schrie die Bäuerin und riß das Schuppentor auf, an dem der Hoshund winselnd

krakte. Sie fanden denn auch sogleich den blutenden Binzenz und führten ihn auf dem Leiterwagen nach Obertraun zum Doktor.

Durch das Rütteln kam der Junge unterwegs zu sich. Sein in nasse Tücher gewickelter Kopf lag auf dem Schoße seiner jammernden Mutter.

Vor den Zugochsen lief der Bauer einher, schrie unausgesetzt „Hüo!“ und knallte mit der Peitsche, um die schwerfälligen Tiere zu immer größerer Eile anzutreiben. Schon am Vormittag hatte ein rauher Nordwest stahlgraue Wolken über den Märzhimmel gesetzt, die sich nun in einem dichten Wirbelschnee entluden.

Raum zwanzig Schritte vor sich konnte man sehen. Nur dem Umstand, daß der Bauer und seine Ochsen jeden Baum und Fels am Wege kannten, war es zu danken, daß der Leiterwagen nicht in einen Abgrund geriet. Der Verletzte stöhnte und wimmerte.

Als sie am Burmeierhof vorbeikamen, hielt der Lehnhofer einen Augenblick an und schrie mitten durch das Gestöber mit heiserer Stimme ins Gehöft hinein: „Burmeiersleut', kummt's außa! Der Sepp hat mein Buab'n bereschlag'n!“

Da stürzten sie alle herbei und hörten das Wehklagen der Bäuerin und das wilde Fluchen des Bauern an.

„Sucht's 'n Raubersbuab'n, dö's elendige Mordsviech! An Schandarm schick' i. I führ' nur mein Buab'n zum Doktor Moser!“ schrie der Lehnhofer und trieb die Ochsen weiter ins Schneewetter hinein. „Hüo! Hüo!“

Die Zurückbleibenden befreuzigten sich und horchten dem mählich verhallenden Wagenrasseln nach. —

Um zwei Uhr langten die Eltern mit dem Verwundeten in Obertraun an.

Der Gemeindearzt untersuchte die Wunde eingehend.

Während dies geschah, drehte die Bäuerin schluchzend den Rosenkranz zwischen den Fingern. Der Bauer stand mit dem Hut in der Hand an der Tür und sah dem Siantieren des Doktors bekümmert zu.

Endlich hob der Arzt den Kopf. Seine Miene hatte sich aufgehellt. „Ist keine Gefahr, Deutln. Geht ihm nit an den Kragen,“ sagte er und zwinkerte über die Brille hinweg dem Ehepaare zu. „Euer Vinzenz hat einen richtigen steierischen Mostschädel, den so ein Hackenstiel noch lang nit aus der Fassung bringen kann. Da hätt's schon mit 'm Eisen auffallen müssen, was zum Glück nicht g'schehen ist. In vierzehn Tag'n ist er wieder herg'stellt. Wenigstens habt's jetzt was bei der Assentierungskommission zu vermelden.“

Als das die Lehnhofersleute hörten, waren sie rasch beruhigt. Die günstigen Assentierungsaussichten verführten sie sogar völlig mit dem Geschehenen.

„Wär' scho recht, wann mein anziger Bua dahoam bei der Arbeit verbleib'n kunnt'. Unser Herr Kaiser hat eh gnuua Kanonensuader,“ meinte der Bauer schmunzelnd. Und hätte er nicht schon vorhin im Vorbeifahren beim Gendarmeriepostenkommando die Anzeige erstattet, jetzt würde er sie wahrscheinlich unterlassen haben.

Nachdem Doktor, Apotheke und Wirtshaus erledigt waren, begab sich das Ehepaar mit seinem sorgsam verbundenen Sprößling auf den Heimweg.

Nur vor der Hütte der alten Wab'n, einer Naturdoktorin, wurde noch halt gemacht, und die Alte herausgeklopft. Sie sollte den Verband des Gemeindefarztes untersuchen, ob der in der Ordnung war. Denn aufs Kurieren verstand sich die alte Wab'n weit besser als alle Doktoren bis nach Graz hinunter. Das war bekannt in der ganzen Sarsteiner Gegend. Und wären die Lehnhofersleute nicht der Meinung gewesen, daß



ihr Binzenz sicher sterben müßte, wären sie mit ihm gewiß nicht zum Gemeinbearzt, sondern von vornherein zur Wab'n gefahren.

Die Alte schüttelte bei der Überprüfung den grauen Kopf gar bedenklich und meinte: „No jo ... jo, jo ... G'schehn is g'schehn. I hätt' dö G'schicht' ganz onderscht g'macht; hätt' a Kiniglschmalz\*) aufg'schmiert — und guat wär's g'west. Ober Jessas na! I rühr's nit an! Nit mit 'm klanen Finger. Der Moserdotter liebet mi glei einspirr'n. Dös is aner! A recht a Reibischer! Is eh harb auf mi, weil d' Leutln wiss'n tuan, daß i um so viel mehr versteh' wia er. Ober na! I rühr' 'n Bua nit an. Nit um a G'schloß!“

Aber um eine Silberkrone gab sie der Lehnhoferin ganz heimlich eine Geierkralle und ein Büschel dörres Kraut mit. Das solle sie in die essigsaurer Tonerde stecken, die Doktor Moser zum Auflegen auf die Kopfwunde verordnet hatte, denn sonst könnte der Binzenz am Ende doch noch sterben.

Die Lehnhoferin versprach's hoch und heilig und fuhr erst ab, als die Wab'n fest zugesagt hatte, gleich morgen nach dem Patienten zu schauen.

„Du darfst dich auf 'n Lehnhof aufisühr'n lassen. M'r zahl'n scho die Fahrg'legenheit,“ schrie sie der schwerhörigen Alten ins Ohr.

Nach sechs Uhr hatte das Gestöber aufgehört. Der lockere Schnee, der den Boden bedeckte, erschwerte zwar die Bergfahrt, erhellte jedoch den ganzen Heimweg. Um zehn Uhr Abends trafen sie im Gehöft ein.

Vom Sepp keine Spur. Mitsamt dem silbergrauen Sarg war er verschwunden.

---

\*) Kaninchenschmalz.

Bergebens streiften zwei Gendarmen und die Burmeierleute die Waldungen bis zur Hüttelalpe ab.

Über seine Tat empfand der Sepp keinen Schreck, keine Reue. In seinem verworrenen, fieberschwülen Kopf hatte nur ein Gedanke Raum: in einen Armeleutfarg ließ er sich nicht stecken. Ihm, als ledigem Burschen, gehörte der Silberweiße, und vom Binzenz war's eine Schlechtigkeit, daß er ihm den nicht gutwillig überließ. Aber Sepp wollte es ihnen allen schon zeigen. So weit weg wollte er gehen mit dem erbeuteten Sarg und sich so gut verstecken, daß sie ihn nicht finden würden.

Keuchend, fiebernd, in Schweiß gebadet, schleppte er die Truhe auf der Schulter fort. Mit der unnatürlichen Kraft und Ausdauer Fiebernder stieg er zum Bergrücken hinan. Von dort wollte er über die vordere Sarjeinalpe und die Pfeiferalpe nach Ruffee hinabsteigen. Kein Mensch würde ihn in dem großen Markt suchen. Aber die Ruffeer würden ihn in seinem schönen Silberfarg begaben, noch obendrein mit Veteranenmusik. Das Geld hierzu trug er im Tabaksbeutel am Leibgurt.

Der Sepp grinste über das ganze glühendrote Gesicht. Dabei setzte er mühsam Schritt vor Schritt.

Nicht nur die Gliederschmerzen, auch der Sturmwind, der sich um die Mittagszeit eingestellt hatte, bereitete ihm arge Schwierigkeiten. Aber er ließ sich nicht aufhalten. Nur vorwärts! Sonst fanden sie ihn und nahmen ihm seine schöne Truhe ab. Und das gab's nicht. Das ließ er nicht zu.

Das Schneetreiben begann. Stundenlang stapfte er vorwärts, nun nicht mehr bergauf, sondern fast

eben über den Sarsteinrücken, im weichen, schlüpfrigen Schnee.

Aber es ging immer schwerer, immer langsamer. In dichten Flocken wirbelte der Schnee und legte sich auf die alten Fichten, die buschigen Zwergkiefern und massigen grauen Felsen. Er umwirbelte den einsamen Wanderer mit seiner seltsamen Last auf dem Rücken. Schon lag eine dicke weiße Schicht auf dem Sargdeckel und auf Sepps Achseln und Armen. Es fiel ihm nicht ein, sie abzuschütteln.

Nur vorwärts, vorwärts, damit sie ihn nicht fanden!

Mählich legte sich der Sturm. Still rieselte es aus eintönig grauen Wolken.

Schwerfällig wurden Sepps Schritte, keuchender sein Atem. Endlich konnte er nicht weiter. Die Kniee knickten ihm ein, die Hand sank schlaff hinab. Der Sarg rutschte von seiner Achsel.

Eine Weile kauerte er im weichen Schnee. Nach den qualvollen Anstrengungen der letzten Stunden empfand er ein gewisses Behagen. Die Ruhe tat ihm wohl. Und blitzartig leuchtete es in seinem fieberhaft kreisenden Hirn auf, daß es ganz gut wäre, sich Rast zu gönnen. Vom Lehnhof war er doch schon weit genug entfernt. Die würden ihn heute nimmer finden.

Sepp sann nach. War da nicht in der Nähe die Gwaden Alm? Ja, da herum mußte sie sein. An der schief aus dem Felsen hervorstachsenden Kiefer dort um die Wegbiegung erkannte er's. In der Sennhütte wollte er übernachten und morgen in aller Herrgottsfrüh nach Ruffee hinabsteigen. Also vorwärts!

Mit großer Anstrengung erhob er sich und versuchte, den Sarg wieder auf die Schulter zu bringen.

Es ging nicht. Seine Kraft langte nicht aus.

Brummend schleifte er ihn hinter sich her. Da aber

brachen die Sargfüße weg. Macht nichts, beruhigte er sich. Unten in Auffee gab's Schreiner genug. Für Geld und gute Worte wird der eine oder andere schon neue Füße an seine schöne Silbertruhe machen.

Sepp kam aber nicht mehr weit. Gerade unter jenem Felsen, neben dem die Kiefer schief hervorstach, brach er wieder zusammen. Es ging eben ganz und gar nicht mehr. Seine Kräfte waren erschöpft.

Der Durst peinigte ihn schrecklich. Er griff in den weißen Schnee und führte eine Handvoll an die heißen, verdorrten Lippen. Ah, wie das wohl tat! Wie das erfrischte! Sepp wiederholte es so lange, bis er genug hatte. Das Glühen im Kopfe ließ nach, Hände und Füße kühlten ab. Um so besser. Da empfand er wenigstens nicht mehr die Höllenschmerzen wie vorhin.

Immer kälter wurde ihm, immer eifiger. Sein Körper schütterte im Frost; zwischen den blauweißen Rippen klapperten die Zähne. Da kam ihm eine Eingebung. Wie dumm von ihm, daß er im Schnee neben dem Sarg kauerte! Er konnte sich doch in seine schöne, weiße, glänzende Truhe hineinlegen. Dort drinnen gab's keinen eiskalten Schnee, und er würde trocken und warm liegen wie auf seiner Britsche im Stall.

Mühsam öffnete er mit den erstarrten Fingern den Sargdeckel. Da zeigte sich's, daß sogar Stroh im Sarg war. Das war dem Sepp sehr willkommen. Der Vinzenz hatte nämlich den Winter über Holzbirnen darin aufbewahrt, um sie mürb und weich zu machen. Leicht konnten noch einige darin sein, sagte sich Sepp und stöberte mit zitterigen Fingern im Stroh herum. Er fand nur eine. Und auch die warf er weg, nachdem er sie angebissen hatte. Sie schmeckte ihm nicht. Ueberhaupt empfand er nicht den geringsten Hunger; nur



eine große, große Müdigkeit und Schwäche, die jede Bewegung zur Qual machte.

Es dauerte eine Weile, bis er unter Achzen und Stöhnen die eisstarrten Glieder in die Truhe bekam.

Endlich lag er drin, zog den Deckel bis auf eine kleine Spalte zu und seufzte befriedigt: „Guat is! Drinn' bin i! — Den möchtet i sehn, der mi von da außischmeiß'n tuat!“ knurrte er mit dem sicheren Rechtsbewußtsein eines Menschen, der von seinem Eigentum endgültig Besitz ergriffen hat.

Ein Gefühl stumpfen Wohlbehagens durchrann den erschöpften Körper. Die Schmerzen waren erloschen. Er dehnte und streckte sich, so weit es die steifen Arme und Beine zuließen.

Eine Weile dachte er dann an gar nichts, schaute nur mit stillem Blick durch den Spalt in das Schneegeriesel.

Etwas Dunkles huschte von dem Felsen mitten auf den Weg, stuzte sekundenlang vor dem seltsamen Anblick und sprang erschreckt in großen Säßen davon.

Sepps Augen, die schwach und wie verschleiert waren, konnten nicht genau wahrnehmen, was es gewesen war, aber er vermeinte, daß es ein Reh gewesen sei. Er bedauerte, keinen Stutzen bei sich zu haben, denn Sepp war einmal ein großer Wildschütz gewesen. Gleich aber fiel ihm wieder ein, wozu er wohl einen Stutzen gebraucht hätte. Es ging ja zu Ende mit ihm. Jetzt hatte er anderes zu tun.

Von irgendwoher schnitt der gelle Schrei eines Raubvogels durch die Luft; das dünne Quielen eines Siskäpchens antwortete verängstigt.

Dann war es wieder still wie in einer weiten, weiten Tempelhalle. Eine weiche Mattigkeit beschlich ihn, machte seine Glieder ganz fühllos, die Lieder schwer. Nur der Kopf war noch ein wenig tätig. Die Gedanken gingen langsam, traumhaft verschwommen.

Das Heubad fiel ihm ein, das ihm die Kathrin bereitet hatte. Ja, die Kathrin! Was die zu seiner

schönen Reich' sagen wird? ... Und der lange Toni, der Burmeierknecht? ... Und der Wirtschani? ... Denn hören werden sie davon, ein solches Gerücht geht weit. — Neiden werden sie's ihm. Das war so gewiß, wie er Sepp Kirmaier hieß.

Aber einen Menschen wußte er doch, der es ihm nicht neiden wird. Das war seine alte Mutter, die unten in Kainisch im Armenhaus ihre letzten Tage beschloß. Die wird sich freuen und stolz zu den anderen Spittelweibern sagen: „Gelt's, der Bua, mei Sepp, der hat's weit 'bracht. — Da schaut's her! A so a Silbertruch'n! Und a Veteranermußi a! ... Da frag' i! ... Hob' i nit ollweil g'sagt, mei Sepp wird's no amal weit bringa auf dera Welt? ... Hob' i's nit g'sagt? ... Freili, freili hob' i's g'sagt! ... Jesses na, a so a Truch'n!“

So hörte Sepp sein altes Mutterl reden und sah, wie sie dazu mit dem Kopfe wackelte.

Schade, schade, daß sein Geld nicht auch für seine Mutter langte. Gern wollte er ihr eine so braunglanzete Truch'n spendieren wie der alten Lehnhoferin ihre. — Doch halt! Er hatte ja noch seinen letzten Monatslohn beim Lehnhofer stehen. Drei Gulden. Die wollte er seiner Mutter verschreiben. Sie soll sich dafür eine „politierte Truch'n“ kaufen, so eine „glanzete“ ...

Weiter dachte er nicht. Die Lider fielen ihm zu. Dicht und dichter rieselten die großen stillen Flocken. Sie rieselten nieder auf Sepps weiße bligende Silbertruhe dort oben auf dem Sarsteinrücken, unter Gottes hohem, freiem Himmel.

Durch die verschneiten Fichten- und Lärchenbäume ging ein leises Rauschen.

---

Als die Märzsonne am nächsten Tag den frischen Schnee hinweggeschmolzen hatte, fanden sie ihn.

Auf seinen wächsernen Zügen lag noch der Widerschein seiner letzten wohligen Gedanken.

Bewundert umstanden die Bauern den Toten. Vor Staunen vergaßen sie, ein Vaterunser zu beten, wie sich's doch gehörte.

„So a Schlanf, der Sepp! — Ganz affkurat hat er sich einig'legt! — Da schaut's 'n nur an! Er lacht meiner Sir!“ scholl es durcheinander.\*)

„No alsdann, Lehnhofer, was wirft denn hiazt anfanga?“ fragte der Burmeier herausfordernd.

Als der Lehnhofer nach seiner Gewohnheit sich gründlich ausschwieg, bevor er zu einem Entschluß kam, fing der Burmeier hitzig noch einmal an.

„Härst, Lehnhofer, so viel sag' i dir: wann der Sepp amal drin is, soll er a drin bleib'n! — Dös is mei Meinung. Und wann dir gar a so viel dran liegt an die paar lumpigen Gulden für 'n Sarg — da hast's! I zahl's!“ Er griff in den Sack seiner zerschundenen Lederhose und hielt dem Nachbarn eine Handvoll Silbergeld hin. „Und wannst grad willst, nimm i eahn a auf 'n Burmeierhof und bestell' die Leich'. Der Sepp hat eh sei fufzehn Jahrl auf mei'm Hof 'dient. Soll mir's nit drauf ankumma, wann's a a bißl was kost'. — No jo, warum denn nit?“

Dieser in einem selbstbewußten, höhnischen Ton gemachte Vorschlag ging dem Lehnhofer denn doch wider die Ehr' und den Bauernstolz. Auch war er ein guter Rechner.

In aller Eile berechnete er, wieviel er ersparte, wenn er seinen Vinzenz mit Hilfe des Loches, das ihm der

\*) Siehe das Titelbild.



Sepp in den Schädel geschlagen hatte, vom Militär freibekam. Die alte Wab'n mußte nur helfen, daß die Narbe recht ansehnlich blieb.

Der Lehnhofer ging sogar noch weiter: wenn das Erhoffte richtig eintraf, wollte er dem Sepp ein vergoldetes Kreuz setzen lassen. Jawohl, das wollte er.

„Steck bei Geld ein!“ fuhr er den Burmeier grob an. „I lass' m'r von dir nix schenk'n. I waß a, was an anständige Leich' is! — Pack'n m'r eahn z'samm'! Der Sepp g'härt auf 'n Lehnhof!“ —

So kam es, daß schließlich die beiden wohlhabenden Bauern sich noch um das Vorrecht stritten, dem armen Knecht die letzte Ehre zu erweisen.

Ob das der Sepp am Ende hörte?

Es schien fast, als ob er grinste in seinem silberigen Junggesellenfarge.





## Bilder aus Lissabon.

Don Dr. Fr. Parkner.

Mit 7 Illustrationen.

□ □

(Nachdruck verboten.)

In Portugal wurden schon seit Monaten Stimmen laut, die verkündeten, daß die Tage König Karls I. als Herrscher gezählt seien, und daß er mindestens zu Gunsten seines Sohnes, des Kronprinzen Louis Philipp, werde abdanken müssen, wenn er nicht seine Person und den Bestand der Monarchie gefährden wolle, aber auf der anderen Seite wies man darauf hin, daß die Revolutionspartei nur klein sei und es ihr an Tatkraft fehle. Jetzt haben sich die Prophezeiungen der Warner und Mahner leider in schrecklicher Weise erfüllt: König Karl ist mit dem Kronprinzen, als er sich mit diesem, der Königin Marie Amalie und dem zweiten Sohn, dem Infanten Manuel, auf der Fahrt nach dem Schlosse befand, in Lissabon erschossen worden. Der König war sofort tot, und auch der Kronprinz starb nach wenigen Minuten. Der Infante Manuel wurde nur leicht am Kinn und Arm verwundet.

Wie die Ereignisse gezeigt haben, ist der Herd der revolutionären Umtriebe Lissabon. Hier werden daher auch, sollte das Attentat weitere Folgen haben, die Flammen des Bürgerkrieges am heftigsten emporlodern.

Ein alter portugiesischer Spruch besagt: „Wer Lissabon nicht gesehen hat, weiß nicht, was schön ist.“ Ohne Zweifel hat sich hier der Nationalstolz eine Übertreibung zu schulden kommen lassen, aber immerhin muß man zugestehen, daß Lissabon durch seine Lage, seine eigenartigen Straßenbilder und die zauberhafte Üppigkeit

und Pflanzenpracht seiner öffentlichen Anlagen einen Vergleich mit den schönsten Städten der Welt nicht zu scheuen braucht.

Mit einer Bevölkerung von 357,000 Einwohnern breitet sich Lissabon am nördlichen Ufer des zu einer

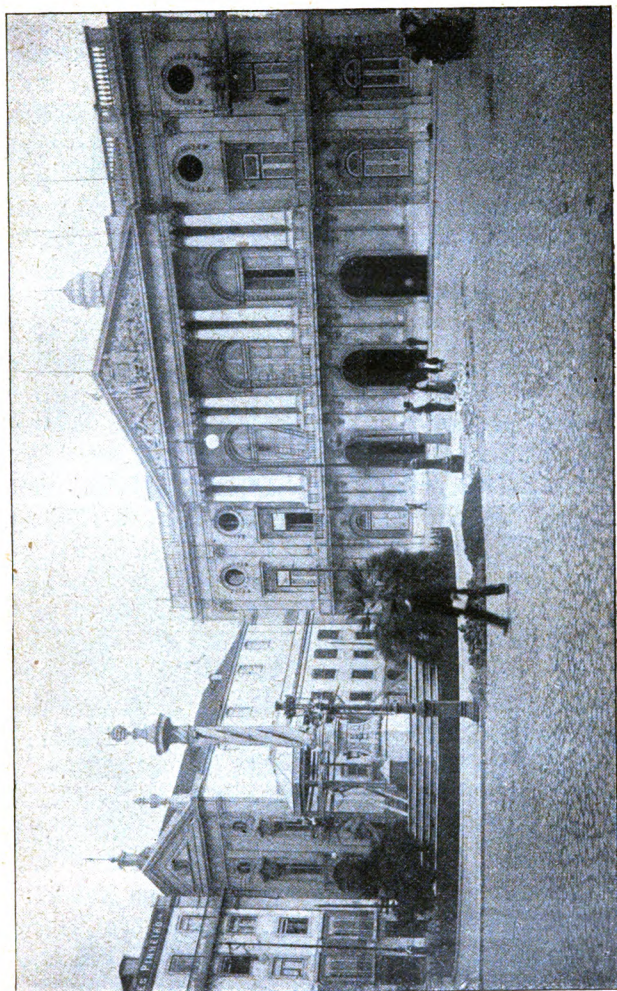


Der Zentralbahnhof.

seeartigen Bucht erweiterten blauen Tejo aus. Den fesselndsten Eindruck empfängt man von der Stadt, wenn man sich ihr von der See aus nähert. Hat man die Barre des Tejo passiert, dann entrollt sich das Panorama der stolzen lusitanischen Hauptstadt und ihrer Umgebung immer deutlicher und prächtiger. Über den welligen, mit zahlreichen Windmühlen besetzten Höhen

am nördlichen Ufer steigen die zackigen Gipfel der Gebirge von Cintra auf, die sich zu einer Kette kühngeformter Spitzen zusammenschließen. Bald gleitet der Vorort Belem mit seiner uralten Kathedrale, dem königlichen Schloß Ajuda und dem viereckigen, zinnengekrönten Turm des heiligen Vinzent, der sich auf einer weit vorspringenden Plattform als Wächter der Einfahrt des Hafens erhebt, neuerdings freilich durch die Umbauung mit Fabriken viel an malerischer Wirkung eingebüßt hat, an uns vorüber. Dampfer, Segelschiffe und Boote durchschneiden in rastloser Emsigkeit die blauschillernde Tejobucht, und nun können wir den staffelförmigen Aufbau der Stadt mit einem Blick überfliegen. Eine glänzendweiße Häusermasse mit flachen roten Dächern von schweren Röhrenziegeln deckt das Tal und die Hügelhänge bis zur Höhe hinauf, aus der sich Paläste, Kirchen und Klöster wuchtig herausheben, und die durch das Grün der Palmenwipfel, der Feigenbäume, der immergrünen Traubentirschen und lorbeerblättrigen Erdbeerbäume durchbrochen und umrahmt wird.

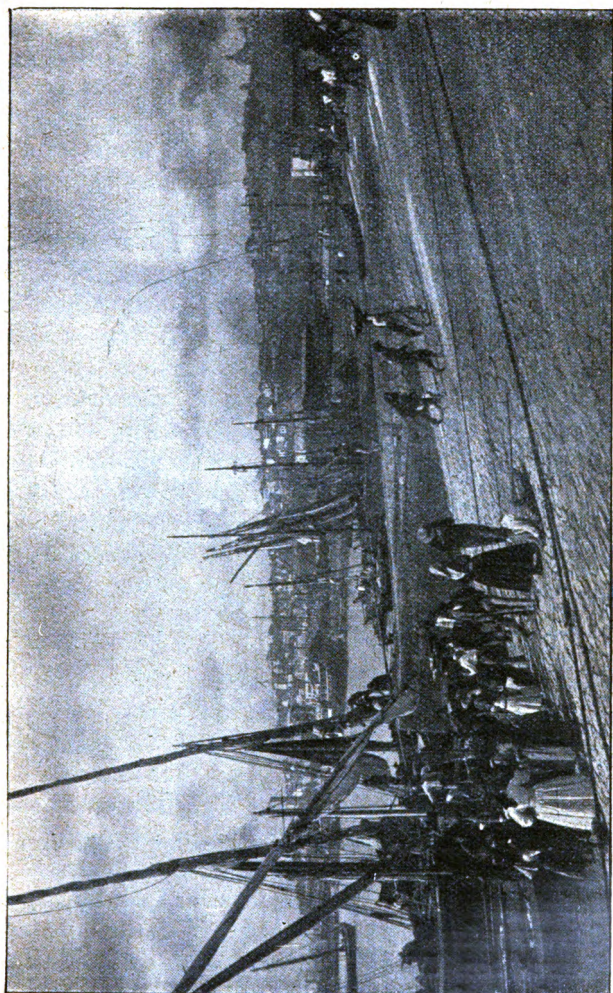
Bei der Ankunft mit der Eisenbahn auf dem Zentralbahnhof, der ziemlich in der Mitte der Talstadt liegt, ist durch die örtlichen Verhältnisse ein derartiger umfassender Überblick nicht möglich, und demgemäß erscheint das Stadtbild auch nicht annähernd so imposant. Dafür empfängt man, wenn man den Bahnhof durch einen der im maurischen Stil gehaltenen Bogenausgänge verläßt und die Rua de Principe betritt, wenigstens den Eindruck, daß Lissabon eine reinliche Stadt sein muß. Und das ist es auch in der Tat, denn es zeichnet sich im Gegensatz zu den meisten südeuropäischen Städten infolge einer vortrefflichen Kanalisation durch eine angenehm berührende Sauberkeit aus.



Der Rathausplatz mit der Richtsäule und dem Rathaus.

einen anderen stattlichen Platz, den Largo do Municipio — Rathausplatz —, in dessen Mitte sich eine gewundene Säule, ein sogenannter Pelourinho, erhebt. An dieser Schand- oder Richtsäule war die Stätte, an der früher die Hinrichtungen der Adeligen vorgenommen wurden. Außer dem Marinearsenal und der Kapelle der Deutschen ist das bemerkenswerteste Gebäude an ihm das Rathaus, das in den Jahren 1865 bis 1880 nach Plänen von Parente da Silva ausgebaut wurde. Der feingegliederte Portikus der Fassade findet im Inneren ein harmonisches Gegenstück in dem geschmackvollen Treppenhaus und dem reichgeschmückten Hauptsaal.

Immer in nördlicher Richtung weitergehend, steigen wir jetzt die Rua do Carmo und sodann die Rua Garrett hinauf, in denen wir uns, wie schon die vielen Läden bekunden, in dem Geschäftsviertel der Stadt befinden. Nahe dabei liegt die baumbepflanzte Praça de Camões — der Camõesplatz —, die nach dem größten portugiesischen Dichter Luiz de Camões benannt ist. Die Mitte des Platzes ziert ein Denkmal des Sängers und Helden. Er steht auf einem achteckigen Sockel und hält in der Rechten das gezückte Schwert, in der Linken die große epische Dichtung der „Lusiaden“, in denen er den Unternehmungsgeist Portugals im sechzehnten Jahrhundert verherrlichte. An der teilweise zerstörten Kirche Igreja do Carmo vorbei, deren ehemaliger Kirchenraum jetzt das Archäologische Museum mit urgeschichtlichen, römischen und portugiesischen Altertümern birgt, gelangen wir zur Praça de Dom Pedro — dem Petersplatz —, die mit einem eigenartigen wellenförmigen Mosaikpflaster belegt ist. Der Platz wird von zwei Bronzefontänen und der auf hoher Säule stehenden Bildsäule Peters IV. geschmückt.



Partie am Hafen.

Wir wandern nun an dem am Nordende des Platzes gelegenen Theater der Königin Maria II. vorüber und erblicken in kurzem die langgestreckte, herrliche Avenida da Liberdade -- die Freiheitspromenade --, an deren Eingang ein 30 Meter hoher Obelisk mit den Bronzefiguren der Freiheit und des Sieges am Sockel an die im Jahre 1640 errungene Abschüttelung des spanischen Joches erinnert. In dieser unergleichlich schönen Anlage, die auch einen prächtigen Blick auf die umliegenden Höhen gestattet, können wir so recht die schöpferische Kraft der südlichen Pflanzenwelt und ihren strotzenden Gestaltenreichtum bewundern. Ragende Palmen aller Art wechseln mit Zypressen, Ulmen, Eufalypten, immergrünen Eichen und Edelkastanien ab. Hochblühende Aloen, üppige Kakteen, Asphodelosbüsche, duftende Lilienbeete, brennende Nelken und wahre Rosendidichte prangen auf den grünen Rasenflächen, die von Myrten, Pistazien und Lorbeerbüschen eingefasst werden, und überall leuchten aus den glänzenden Blattbüscheln die großen, weißen Blüten der Magnolien auf, die, bei uns mäßige Sträucher, hier zu breitkronigen Bäumen heranwachsen.

Jetzt kehren wir um und lenken unsere Schritte nach Lissabon-Ost, der Altstadt, die uns in die Vergangenheit der Metropole zurückführen, mehr aber noch interessante Einblicke in das Leben und Treiben der unteren Stände eröffnen wird. Die beiden bemerkenswertesten Bauwerke der Altstadt sind die Kathedrale Sé Patriarchal und das Castello de São Jorge. Die Kathedrale ist das älteste kirchliche Gebäude Lissabons. Sie wurde im Jahre 1150 nach der Vertreibung der Mauren von Alfonso Henriques aus einer Moschee umgebaut. Im Laufe der Jahrhunderte hat indessen das ursprüngliche Bauwerk durch Erdbeben und Feuers-



brünste mancherlei Einbuße erlitten, wodurch dann spätere Wiederherstellungen nötig wurden, die das Gesamtbild wesentlich umgestalteten. Zu den ältesten Teilen gehören die Westfassade und die erste Kapelle im linken Seitenschiff. Steigen wir nun einige steile Straßen hin-



Das königliche Palais mit der Schloßwache.

auf, so gelangen wir zu dem Castello de São Jorge — dem Georgskastell —, und damit betreten wir den geschichtlich denkwürdigsten Boden Lissabons. Denn wir befinden uns jetzt auf dem Burghügel der Stadt, der schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt war, und auf dem sich später, wie die ausgegrabenen Reste eines Tempels, Theaters und Bades erweisen, die römische

Niederlassung erhob. Auf derselben Stelle legten nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel die Mauren ihre Zwingsburg an. Als ihre Herrschaft endlich wieder gebrochen war, erbaute König Alfons III. um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf dem Platz der alten Maurenburg den Paço de São Bartholomeu, die älteste königliche Residenz in Lissabon. Sie ist dann später bis zu dem heutigen Georgskastell wiederholt umgebaut worden.

Das aber, was die Altstadt besonders kennzeichnet, sind die schmalen, steilen, vielfach von Treppen durchsetzten Straßen und Gassen mit ihren dicht aneinandergedrängten Häusern, deren Fronten oftmalig mit blau- oder grün- oder gelbgemusterten Tonfliesen belegt sind. Verwunderlich erscheinen uns die vielen Hausnummern an den Häuserfassaden. Aber es ist hier üblich, einen jeden Eingang und sogar ein jedes Fenster im Erdgeschoß mit einer besonderen Nummer zu bezeichnen, so daß ein recht schmalbrüstiges Haus vier, fünf fortlaufende Nummern aufweisen kann.

Hier in der Altstadt wohnen die Arbeiter, Handwerker und kleinen Geschäftsleute, und darum sind ihre Gassen auch reich an Werkstätten und bescheidenen Läden aller Art. An den Manufakturwarenläden hängen dicke Bündel buntfarbiger Kopftücher, der Lenços, die von Frauen der Arbeiter und Bauern stetig getragen werden. Ein dichtes Gewimmel von Männern und Frauen, Käufern und Verkäufern, erfüllt die besuchteren dieser Straßen. Anscheinend werden hier ganz bedeutende Summen umgesetzt, denn man hört alle Augenblicke Zahlen wie 300, 700 und 2000 Reis nennen. Der wahre Sachverhalt wird uns aber klar, wenn wir uns erinnern, daß eine einzige Mark unseres Geldes den Wert von 225 Reis hat.

Der Portugiese ist äußerst anspruchslos. Dennoch ist man überrascht, wenn man einen Blick in die Wohnräume dieses Viertels wirft. Die engen, niedrigen Stuben enthalten meist nichts mehr als einen Tisch, ein paar Stühle und steinharte Betten. Kein Bild an



Ruffahrt der Hofwagen bei einem Empfang.

der Wand oder sonstiger Zimmerschmuck ist zu bemerken. Die Küche hat zwar ihre Herdstelle, aber ein Herd fehlt fast immer.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in den dichtbevölkerten Straßen am Hafen. Die Szenerie erhält hier ihr Gepräge durch den regen Handelsverkehr, an dessen Spitze zumeist Ausländer, und zwar Engländer und

Deutsche, stehen. Alljährlich besuchen gegen 3000 Schiffe den Hafen, wovon über 400 die deutsche Flagge führen. Neben den Männern sind bei der Ausladung und Beladung der Schiffe auch die Frauen rüstig mit tätig. Es ist fast unglaublich, was diese kleinen, zierlichen Gestalten, die mit nackten Füßen lautlos dahinhuschen, alles auf dem Kopfe zu tragen vermögen: Kohlenkörbe, Säcke, Fässer, Kisten mit Fischen, Wasserkrüge und Ballen. Hier am Hafen kann man auch in großer Anzahl das typische portugiesische Lastfuhrwerk sehen, den zweiräderigen Kastenwagen, der von kleinen starkhörnigen Ochsen gezogen wird, die langsam und geduldig unter dem geschulzten oder buntbemalten Joch einherschreiten.

Es bleibt uns nun nur noch ein Gang durch Lisboa Occidental, Lissabon-West, das moderne Viertel, übrig. Die Rochusstraße führt uns zunächst zu der Alameda de São Pedro de Alcântara, einer reizenden Promenade, in deren Anlagen Büsten von berühmten Portugiesen aufgestellt sind. Wir wandern halblinks weiter und sehen bald einen ausgedehnten Park, den Botanischen Garten, vor uns, an den die Polytechnische Hochschule, die Sternwarte und die Wetterwarte angrenzen. Der Botanische Garten ist die schönste derartige Anlage in Europa, außerordentlich reich mit tropischen und subtropischen Gewächsen ausgestattet und berühmt durch seine majestätische Palmenallee. Gehen wir nun wieder mehr dem Tejo zu, so treffen wir bald auf den Palacio das Cortes, das Abgeordnetenhaus, vor dem ein Bronzestandbild des Politikers José Ezequiel errichtet ist.

Am äußersten Ende dieses Stadtteiles liegt auch der Palacio Real, das königliche Palais, in dem König Karl I. residierte. Weder zu dem Palais selbst noch zu dem herrlichen Park, der sich an die Rückfront anschließt,



**König Karl I. mit der Königin und dem Kronprinzen.**

war der Zutritt gestattet. In diesem Palais verweilte der König mit seiner Familie regelmäßig bis zum Juli, wo die Hitze in Lissabon so unerträglich wird, daß sich dann ein Landaufenthalt nötig macht, für den das unferne, romantisch gelegene Schloß Cintra gewählt wurde. König Karl I. entstammte einer Nebenlinie des Hauses Sachsen-Koburg, nämlich dem Zweig Gotha-Braganza, der aus der Verheiratung des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg und Gotha mit der Königin Maria II. da Gloria aus dem Hause Braganza hervorging. König Karl trat im Jahre 1889 die Regierung an und war vermählt mit der Prinzessin Amalie von Bourbon und Orleans. Der Ehe beider entsprangen zwei Söhne, der ermordete Kronprinz Louis Philipp, der am 21. März 1887 geboren wurde, und der Prinz Manuel, der am 15. November 1889 das Licht der Welt erblickte.

König Karl war an sich ein liebenswürdiger Charakter. Die Unstimmigkeiten zwischen ihm und seinem Volke entsprangen verschiedenen Ursachen. Seit der Einführung des Parlamentes standen zwei Parteien am Staatsruder, die Regeneratoren und die Progressisten, die man mit unseren Konservativen und Liberalen vergleichen kann. Beide lösten sich regelmäßig in der Regierung ab, so daß sie von der republikanischen Minderheit spöttisch als „Abwechsler“ bezeichnet wurden. Der Ministerpräsident Joao Franco, ein vielfacher Millionär, der früher den Progressisten angehörte, schob nun beide Parteien beiseite, löste das Parlament auf, ohne Neuwahlen auszusprechen, und riß die Diktatur an sich. Er selbst hat immer behauptet, diesen Schritt getan zu haben, um freie Hand zur Unterdrückung der üppig wuchernden Korruption und Stellenjägerei zu gewinnen. In der Tat gibt es in Portugal zahlreiche

gutbesoldete Stellen, deren Inhaber kaum irgendwelche Amtsgeschäfte zu führen haben. Beispielsweise gehören der nur 32,000 Mann zählenden Armee nicht weniger als 96 Generäle an. Die Gegner Francos beteuerten indessen stets, daß die Beseitigung des Parlaments nur deshalb erfolgt sei, weil Franco über Gelder, die er dem König aus der Staatskasse zugewiesen habe, nicht Rechnung legen wolle und auch durch die Ausbeutung der Domänen dem König Vergünstigungen verschafft habe, die widerrechtlich seien und darum nicht die Zustimmung des Parlamentes finden würden.

Die Regeneratoren wie die Progressisten glaubten längere Zeit, daß König Karl nur von Franco umgarnt sei und im Inneren dessen eigenmächtiges Vorgehen selbst nicht billige. Seitdem sich aber der König offen auf die Seite des Diktators gestellt hatte, konnte man sich dieser Selbsttäuschung nicht mehr hingeben, und es traten daher viele angesehenen Mitglieder der monarchischen Parteien, wie José da Cunha, Mitglied des königlichen Rates und Präsident des Senates, zu den Republikanern über, die mit allen Mitteln die aufrührerische Bewegung vorbereiteten und sie endlich auch ins Werk setzten.

Seiner Charakterveranlagung nach führte König Karl für gewöhnlich nur ein bescheidenes Haus. Bei Besuchen und Empfängen fremder Fürstlichkeiten wußte indessen auch sein Hof einen glänzenden Pomp zu entfalten, dem ein gewisser mittelalterlicher Zug altportugiesischen Gepräges eigen war.

Wie sich die Ereignisse weiter entwickeln werden, läßt sich nicht voraussagen, zu wünschen ist jedenfalls, daß die schöne Hauptstadt Portugals von den Verwüstungen, die mit einem Bürgerkrieg unvermeidlich verbunden sind, verschont bleibe.





## Ihre Liebe.

Novelle von C. Camill.

(Nachdruck verboten.)

Mürnberg, 1. Mai.

Meine liebe Schwester Marie!

Du kennst ja das alte, gute Sprichwort: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Mir fällt nichts Geistreicheres ein, das ich Dir als Motto über meinen heutigen Brief setzen möchte. Doch bitt' ich Dich, nimm, was ich Dir schreibe, zart in Deiner Seele auf, kritisiere nicht, grüble nicht, sondern denke, es sei ein Märchen, das Deine alte Luzie erlebt.

Du weißt, daß ich seit zwei Wochen Freisräulein spielen darf. Herr Doktor Siebert, mein Brotherr, ist mit seinem Töchterchen, meiner Pflegebefohlenen, auf der Ferienreise. Ach, wie wohl es tut, einmal nach eigenem Willen seinen Tag gestalten zu dürfen!

Vorgestern abend ging ich den alten, lieben Weg über den Graben zur Burg hinauf. Aus den Gärten, die tief unten liegen, stiegen die Düste knospenden Blumenlebens herauf, die Luft war köstlich, und der Abend so, wie sie selten sind.

Als ich durch das Bestnertor trat, leuchtete die massige Mauer oben in einem eigenartig rötlichen Licht. Ich wandte mich und sah einen in herrlichen Farben glühenden Himmel. Rot, gelb, zart violett, bis ins leichteste Grün hinein hatte sich das Himmelsgewölbe



von der Abendsonne tönen lassen. Darunter rot und prächtig meine alte Noris. Ich spürte, wie meine Wangen selbst mitglühten, ich fühlte frischere Blutwogen durch meinen Körper eilen. Eine Stimmung faßte mich mit einem Entzücken über das herrliche Bild, die jung und frisch war, als sei ich zwanzig statt dreißig Jahre, und ich bilde mir ein, ich muß in diesen Stunden hübsch gewesen sein. Lache nicht! Man ist, wie man sich fühlt. Jedenfalls trug mich dies Gefühl, und ich vergaß meine große Nase wie meine verschiedenen sonstigen „kleineren“ Fehler, vergaß, daß ich das Recht habe, fleißbeinig zu werden, und eilte gazellenschnell an der Frennung vorbei in den Burghof, zum Westernturm und die so schlecht beleuchtete Treppe, immer jugendlich unbedacht mit zwei und zwei Stufen auf einmal — hinauf denkst Du natürlich!

O nein — hinab! Denn ich sagte Dir ja, ich war am Überspäßen meiner Gelenkigkeit. Bei einer Biegung dieser angenehmen Wendeltreppe stolperte ich, rutschte, kreischte jedenfalls auch passend dazu — — — bis ich zu meiner grenzenlosen Überraschung statt der entschieden härteren Steinstufen an eine Mannesbrust fiel.

Da der Überrumpelte absolut nicht Miene machte, mich stützend in seinen Armen aufzufangen, kniete ich im nächsten Augenblick schon zu den Füßen dieses Ungalanten, und in meiner Verlegenheit, im Schreck und Arger, zum Dank dafür, daß er mich vor einem Loch im Kopf, wenn nicht vor noch einem übleren Sturz durch seine standfeste Persönlichkeit bewahrt hatte, murmelte ich ziemlich deutlich: „Schafstopf!“

„Thank you!“ kam es prompt zurück.

Ich schnellte auf die Füße. „Bitte!“ stammelte ich sehr höflich und äußerst verwirrt und enteilte der Situa-

tion, indem ich mit weit größerer Bedachtsamkeit wieder emporflohm.

Der andere natürlich hinterdrein.

Darüber ärgerte ich mich ganz unangebrachterweise wieder. Es wäre mir natürlich weit lieber gewesen, wenn der Zeuge meiner Geschicklichkeit sich für mich geniert hätte und umgekehrt wäre.

Da ich nun aber einer zweiten, etwas erleuchteteren Begegnung doch nicht ausweichen konnte, befahl ich meinem aufbodenden Unmut auch, sich zu bezwingen, und entschloß mich zu einer Entschuldigung.

Ich wandte mich also, als ich in dem Turmraume angekommen war, erst ein wenig dem Bilde Napoleons I. zu, um mir an ihm Mut zu holen, und als ich merkte, der Herr gehe an mir vorüber, drehte ich mich um und legte mein Gesicht in Lachfalten.

„Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit! Ich hätte Sie böß mitreißen können.“

Das war doch gewiß so nett gesagt wie gemeint.

Der Fremde aber zog recht spöttisch seinen Hut, und mit unverkennbarem Amerikaner-Deutsch erwiderte er mir: „Bitte, es tut mir leid, Sie gehindert zu haben an Ihrem Vergnügen.“

„Vergnügen?“

„Ja, Vergnügen, Spaß, Sport! Fräulein scheinen ein bißchen Turnübung gemacht zu haben, und der Schafskopf verstand nicht.“

Ich brauchte keine Abendröte mehr für meine blassen Wangen. Aber nun kam doch die Frauenschlauheit bei mir zum Durchbruch. „Ich glaube, Sie haben mich mißverstanden,“ tat ich ganz erstaunt mit so einer kleinen Weigabe von Hochmut. „Ich meinte selbstverständlich nur mich selbst und meine Ungeschicklichkeit.“

„Ah so!“ Er lachte spöttisch. „Also heißt es in

Deutsch: „die Schafskopf, nicht ‚der Schafskopf‘. Beg your pardon, Miss.“

Mir wurde unter dem Blick und dem Lachen sehr warm, und die einzigen Besucher des Turmes waren wir auch. Ich flüchtete an eines der Fenster. „Diese Hitze!“ murmelte ich, glaub' ich, noch dazu.

Der Ausländer kam ungeniert an meine Seite. Unter uns lag Alt-Nürnberg wie in glühendes Gold getaucht. In den Fensterscheiben brannten Feuerlohen; die Türme der Sebalder, Lorenzer und Agidienkirche waren wie transparent durchleuchtet von einem zarten Rosa. Es war ein Schauspiel, dieses Abschieds-glühen der scheidenden Sonne, wie es nicht alltäglich ist, und ich selbst vergaß im Entzücken alle Dummheit von vorhin und allen Ärger von jetzt.

„Wenn Sie fremd sind, will ich Ihnen gerne meine Lokalfenntniß zur Verfügung stellen,“ bot ich mich an, als ich sah, wie der Amerikaner mit Karte und Baedeker die beste Zeit zu vergeuden entschlossen war.

Dankend und immer mit denselben Spottblitzen in den Augen nahm er mein Anerbieten an. Ich wurde sehr lebhaft bei meinen Erklärungen, denn aus all diesen alten, heimeligen Winkeln und Erkern, diesen spitzgiebeligen, rotgeziegelten Dächern, aus dem massigen Bau der Burg selbst drängen sich ja unaufhaltsam die Wisperstimmen der Vergangenheit und erzählen von wunderlichen Sagen und Begebnissen.

Ich habe nicht zu viel auf historische Treue bei meinen Anmerkungen und Erzählungen gehalten, aber ich machte meinen Vortrag interessant, und plötzlich sahen wir statt leuchtenden Abendrotes das stumpfe, bläuliche Grau der einbrechenden Dämmerung über die Stadt ziehen.

Es war Zeit, daß wir uns zum Gehen wandten,

wollten wir nicht eingeschlossen werden. Und wie wir gekommen, eines dem anderen nach, flogen wir die dunkle Treppe hinab.

Eine herrliche, werdefreudige, blüten schwere Luft floß uns entgegen. So die rechte, begeisterte, schwermütig und sehnsüchtig machende Frühlingsluft — ein schlimmer Hauch für angehende alte Jungfern.

Sie weckt auf, was längst niedergekämpft oder vertrocknet sein sollte, sie ist eine Versprecherin und Versucherin, die uns ohne Wollen sehr wehe tun kann.

Du kennst mein Naturell. Es geht nur gezwungen den stumpfen Alltagstrott. Heute bedurfte es nur eines Wortes, und ich warf den Zwang zur Seite.

Und siehst Du — das war das Entzückende, Reizende, das „Märchen“. Das Wort fiel. Aber wie! Durch einen Namen, auf den mein Auge fiel, als ich mir von dem Fremden unten an der Steinbrüstung der Freyung noch einmal sein Glas erbat, das er im Futteral an kurzem Riemen trug.

Er hatte den Bleistift gezogen und in sein Buch eine Notiz gemacht, und ich entnahm das Glas selbst seiner Hülle. Am Innendeckel klebte eine Visitenkarte. Ja, warum sollte ich die Neugier, die man uns Frauen nachsagt, nicht bestätigen. Ich las also: Francis S. Tower, Boston — und mich überkam der geistreiche Moment des ungläubigen Staunens, wie er bei plötzlichen Begegnungen eintritt.

Den Amerikaner hatte das überströmende Fluidum meines freudig erregten Gemütes sicher bereits erreicht, denn er sah mich in diesem Augenblick ebenso scharf und ebenso klug an wie ich ihn.

Gleichzeitig riefen wir uns an: „Miß Faltner! — Mißer Tower!“

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte er.

„Sind Sie wieder gesund?“ wollte ich wissen. „Ach, daß die Jahre so schnell vergehen können!“ Es war in Wirklichkeit noch gar nicht so lange her, es kam mir nur im Augenblick vor, als seien die Jahre wie die Stunden eines einzigen Tages entschwunden. „Auch ich bin rasch wieder genesen.“

„Unsere Mitpensionäre sind Ihnen wohl aus dem Gesichtskreis gekommen?“

„Ja, man hat schließlich keine Zeit und keine Lust mehr, Korrespondenzen zu unterhalten, wenn die Interessen so verschiedenartig sind.“

„Manch einer ist wohl auch gestorben von unserem damaligen Kreis. Und unser ‚Schrecken‘, das ewig polemisierende Mitglied des Vereins für Fraueninteressen, Fräulein Stangl, hat wirklich einen Sieg über die Männer zu verzeichnen. Erinnern Sie sich des blassen, rotblonden Theologen, eines Landsmannes von Ihnen, des Doktors Reischel?“

„Ja, der immer bis in den hintersten Winkel kroch, um vor ihr sicher zu sein, und den sie doch immer wieder, oft auf die unglaublichste Weise, erwischte! Einmal soll er auf dem Friedhof in Territet sogar in eine gerade geöffnete Familiengruft gesprungen sein, um ihr zu entgehen.“

„Gerade dieser Sprung war ihr Glückssprung. Sie lachen? — Nun, Fräulein Stangl ist jetzt seit Jahren schon Frau Doktor Reischel. Damals verstauchte sich der Doktor den Fuß, er wurde einige Wochen gehunfähig, und das resolute Frauenrechtsfräulein ergriff Besitz von ihm. Sie pflegte ihn so lange, bis er ganz mürbe war, und dann stellte sie ihn uns als ihren Verlobten vor. Daß sie geheiratet haben, erfuhr ich dann auch noch durch die zugesandte Vermählungsanzeige. Was sagen Sie nun?“

Ich wollte schon antworten: „Der Mensch soll immer die Hoffnung festhalten!“ Da kam mir der Gedanke, daß mein so zufällig angetroffener Bekannter ja nichts von meinen Schicksalen wisse. Ich war also wieder Weib durch und durch und sagte schlangenklug und trivial: „Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht.“

Da hatte ich ihn schon da, wo ich ihn nicht haben wollte.

„Ah, Sie sagen das so tragisch! Darf ich vielleicht — auch Ihnen gratulieren?“

Ich sah ihn an und erglühte noch mehr, trotzdem mir schon vor Erregung die Wangen brannten. Und — glaube es, ich schämte mich zum ersten Male meiner Ehelosigkeit. Gewiß hatte ich mich schon manches Mal über sie gegrämt, denn ich bin nun einmal eine von denen, die in der Ehe mit einem geliebten Mann, als Mutter eigener Kinder die Verheißung und Erfüllung ihres besten Glückes sehen, aber noch niemals hatte mich ein solches Gefühl gepackt wie hier vor dem Manne, der mich noch jung gekannt hatte in einer Zeit, da ich genesend nach langer Krankheit erst dem Leben entgegenblühte.

Einen Augenblick dachte ich daran, mir Mann und Kinder zuzulegen. Dann kam die Sophistik des Weibes und zischelte mir besseren Ausweg ins Ohr.

Ich war also schon sehr in der Verlegenheitsröte, wischte mir rasch mit den Fingern über die Augen, sah dann dreist meinen alten neuen Bekannten an, seufzte ein wenig und lachte ganz bedeutungsvoll: „Heute lassen wir's bei dem Fräulein!“

Gewiß bemerkte ich sein momentanes Sichnicht-zurechtfinden. Aber meine Glückslaune war wieder da, ich wollte nicht von vergangenen Enttäuschungen reden, diesem Manne in den paar Stunden, die wir vielleicht

zusammen verplaudern konnten, nicht das Alltagsbild meines Lebens aufrollen. Es war ein außergewöhnliches Zusammentreffen und sollte den Schimmer des Besonderen nicht verlieren.

Auf den Wegen, die wir gingen — ich führte ihn den Stadtgraben entlang — war es köstlich dämmerig, lauschig, wenn auch etwas belebt. Über die Stadtmauer äugten mit gelblichen Lichtern die kleinen Fenster der alten Häuserchen, die ebenso malerisch wie vorwitzig und neugierig hinter den alten Mauern hervorschauen. Dahinter türmten sich dunkel die Massen der anderen Gebäude.

Unter einem blühenden Baume stand eine leere Bank. Wir setzten uns ohne lange Reden, und der Duft der Hegenblüte, botanisch *Prunus padus* genannt, umwehte uns.

Vielleicht war's der Zauberbaum, unter dem wir rasteten. Ich weiß gewiß, daß unsere Seelen Fäden spannen hinüber und herüber, ganz feine, innige, die sich nicht mit Worten nennen ließen. Wir sprachen aber weiter und saßen plötzlich Hand in Hand wie zwei Zusammengehörnde.

„Es ist so köstlich, daß ich Sie gefunden habe!“ sagte er. „Wissen Sie noch, wie gut wir uns verstanden haben?“

Antwort gab ich nur mit einem Händedruck, mit dem ich meine Finger aus den seinen löste. Es kamen Menschen, die sich neben uns setzten. Wir standen auf wie zwei Verliebte, die man gestört hatte.

„Wohin?“ fragte er.

„Heim!“

„Heim!“ Er sprach es gut und innig nach. „Ich möchte wohl Ihr Heim kennen lernen.“

Es war fast Nacht geworden. Ich vergaß nicht meine

Stellung in jenem Hause, das ich mein Heim genannt, ich dachte an unsere strengen Sitten, noch enger und straffer gezogen für uns unberehelichte Frauen; auch daß es schädlich ist, mit dem Feuer zu spielen, fiel mir ein, und doch sagte ich fast ohne Zögern: „Kommen Sie mit, wenn Sie mit einem ganz einfachen Abendbrot fürlieb nehmen wollen und mir zum Dank das Largo von Händel vorzuspielen versprechen.“

Wir hatten es plötzlich merkwürdig eilig, aus dem Schatten der Anlagen in das Licht der belebten Straßen zu kommen, und am Laufertor wäre ich auf diese Weise fast einer Trambahn ins Schußgitter geraten. Zum Glücke bremste der Führer.

Mein Freund aber nahm meine Hand und legte sie auf seinen Arm. „Damit Sie beschützt sind!“ meinte er, aber es lag wohl in der verzauberten Stimmung vom Hegenbaum her; denn es war ein so weiches, inniges Anlehnen durch die Gefahren der sonst recht leeren Straßen nicht geboten.

Die Wohnung meines Brotherrn lag natürlich im Dunkeln. Bis das Mädchen das Gas angesteckt hatte, konnte ich mich besinnen, wie ich meinen Freund einführen könne. Denn Diensthoten wollen ihrer Neugier Rechnung getragen sehen, wenn sie bei Laune bleiben sollen.

Unsere Marie ist ein braves, anhängliches Ding, sie ist gewöhnt, mich nur den alten Tagestrott schleichen zu sehen, und machte große Augen, als ich mit einem Herrn aus dem Dunkeln auftauchte.

Ich dachte mich erst auf einen zufällig aufgefundenen Better hinauszulügen bei ihr. Aber wozu die Lüge? Lüge soll verheimlichen, und ich hatte und wollte nichts zu verdecken haben. So ging ich, sobald ich Mister Tower in das hübsche Wohnzimmerchen des Doktors geführt



hatte, in die Küche zu ihr, sagte ihr freundlich und offen von der Begegnung und bat sie, uns ein Abendbrot aufzutragen.

Das Mädchen hörte mit dem schlau-freundlichen Ausdruck, den diese Leute für solche Situationen, sie nach ihren Maßen messend, immer haben, zu und versprach, sich zu eilen.

Sie ist eine Deutschböhmin und redet mich, wenn sie höflich sein will, als Gnädige an, trotzdem ich mir dies im Anfang verbitten wollte. Im allgemeinen hält sie nicht viel auf Formen, und die bestimmte Anrede erspart sie sich gern.

Als ich eintrat, stand Mister Tower vor dem Bilde des Doktors Siebert, das ungeheuer geschmeichelt und ein Kniestück ist, wobei die Schönheit seiner geschwungenen D=Beine auch noch wegfällt. „Ist er dies?“ fragte er mit einer Handbewegung.

Wieder wurde ich purpurrot. „Das ist eine Photographie!“ gab ich geistreich zurück.

„Wieder Schafskopf! Nicht wahr?“ sagte er und deutete nach der Stirne.

Da mußten wir natürlich beide lachen. Und zum offenen Fenster herein zog der duftende Hauch der Hegenblüte.

Ich schlug den Klavierdeckel zurück und schob den Stuhl hin.

„Setzen Sie sich so, daß ich Sie sehen kann!“ bat er.

Ich tat es, und er begann zu spielen — Wagner.

Herrlich! Es gibt kein anderes Wort. Ich liebe gute Musik so sehr und höre sie so selten. Es stiegen mir heiße Tropfen ins Auge, und einer fiel auf meine gefalteten Hände. Er, der mich bei dem Spiel immer wieder ansah, hielt inne und bannte meinen Blick in den seinen. Langsam, leise wechselte er die Melodien.

bis zu einem Lied, das wir einst in Montreux zusammen hatten singen hören, und das uns beide entzückt hatte:

Könnt' ich die schönsten Sträuße winden,  
 Dir wünsch' ich dennoch schöner'n Strauß;  
 Könnt' ich die schönsten Lieber finden,  
 Sie sprächen doch mein Herz nicht aus.  
 Was auch aus freier Brust wir reden,  
 Ein tieft' Empfundnes sagt sich nicht.  
 Es gibt ein reiches Blumeneden,  
 Aus dem man keine Sträuße bricht.

O nimm zum Strauß, den ich gebrochen,  
 Zum Worte, das umsonst sich müht,  
 Was ungepflückt, unausgesprochen  
 In meiner Seele dir erblüht.

Und mit dem Liede sprachen seine Augen. Ich, die ich sonst gewiß kühl und überlegend — meinen Erfahrungen gemäß — den Männern gegenüberstehe, fühlte, wie heiß und glücksfroh mein Herz pochte. Mich zwangen Gewalten in mir, ihm seinen Blick zurückzugeben.

Berschwindend im feinsten Pianissimo klangen die Töne aus. —

„Gnädige, es ist ang'richtet!“ sagte das eintretende Mädchen.

So weckt man Schlafwandelnde. Es ging mir ein Stich durchs Herz, und ihm ein Schatten über die Züge. Dann erhoben wir uns beide, und in seinen Augen brannte der alte Spott.

Wir aßen mit Appetit. Das Abenteuer hatte sich uns nicht auf die Magennerven gelegt, oder aber wir wollten uns über unsere Stimmung hinwegessen.

Wir sprachen wieder von Montreux und unserer damaligen Pension. Wir lachten und scherzten, und dabei wußten wir doch, daß wir uns gegenseitig Komödie

vorspielten und nach anderem verlangten und anderes dachten.

Ich halte stets Zigaretten in Bereitschaft, weil ich selbst hie und da rauche. Aber als ich die Schachtel anbot, lehnte Mister Tower, indem er sie mir abnahm und wegstellte, doch ab.

Unsere Fingerspitzen hatten sich berührt; es ging ein selig banges Gefühl, wie ich es nur viel früher vor langen, langen Jahren einmal bei eines anderen Nähe empfunden, durch meine Seele.

Trotzdem ich meine Augen senken mußte, merkte ich, wie er mich ansah, und in meiner Verwirrung stand ich auf und wollte das Fenster schließen.

Er kam zu mir. „Warum? Es ist doch nicht kühl?“ fragte er und stand mir ganz nahe.

Ich konnte vor Herzklopfen kaum sprechen. „Der Baum, die Hegenblüte!“ Mehr brachte ich nicht heraus.

„Fürchten Sie Ihren Zauber, Miß Luzie?“

Meine Hände löste er vom Fenstergriff und hielt sie fest, seine Blicke hielten mich noch fester als die.

Ich wollte lachen und hatte doch feuchte Augen, ich wollte sprechen und blieb stumm. Dann lachte ich doch — ein wenig beklommen, ein wenig spöttisch.

Da ließ er mich und setzte sich wieder ans Instrument.

Das Largo von Händel spielte er.

Als es ausgeklungen, war mir die Seele voll Ergriffenheit. Und wieder kam die blöde Welt dazwischen mit ihrer kleinlichen Gereiztheit.

Die Dame über uns, eine noch viel ältere und sehr viel bissigere alte Jungfer als ich, aber reich und unabhängig, klopfte mit dem Stuhle energisch ihr Musikverbot herab. Es war ja lang nach zehn Uhr.

Ich sagte Mister Tower, was das Geräusch bedeute. Er stand auf und schloß das Klavier.

Daran gelehnt blieb er stehen. „Morgen müßte ich weiter. Ich möchte aber noch einen Tag länger bleiben,“ sagte er. „Ich habe so viel Schönes in Ihrem Vaterland gesehen und genossen, habe mich zwar auch über manches geärgert, über viel mehr aber gefreut. Das Beste von allem fand ich hier — Sie!“

Und nun sagte er mit leiser, weicher Stimme viel, viel Schönes, es klang auch Liebes hinein. Der Bersand ging zur Ruhe. Der Frühling trug die Schuld daran.

Tower schloß — zögernd, mit plötzlichem schlechten Deutsch, als versage nun die fremde Sprache: „So viel Schönes ich genossen, eines blieb fern. Ich habe noch niemals geküßt ein deutsches Weib!“

Da zwang es mich in Übermut und Glück. Schilt oder lache dazu — meinetwegen. Ich breitete meine Arme aus: „Bitte!“

Zubelte und schluchzte wirklich eine Nachtigall im Garten unter uns? Ich glaube, es klang mir nur die Melodie des lebendigen Lebens im Ohr. Ich hatte ja jahre-, jahrelang nur vegetiert.

Nicht lange ließ ich sie klingen, dann drängte ich ihn trotz des brausenden Glücksgefühls zum Gehen. Nicht, daß ich kleinlichen Schickslichkeitsbedenken Raum gab. Die lagen mir meilenfern. Ich fürchtete jedes weitere Wort. Verstehst du? Worte, die kühl und vernünftig auf meine flammende Empfindung fallen könnten wie eiskalte Wasserstrahlen. Ich war häushälterisch geizig mit meinen Glücksmomenten, wie es der Arme mit seinem Spargroschen ist. Mich ging die Zukunft nichts an und nichts die Vergangenheit. Ich besaß jetzt in der Gegenwart einen Schatz, den wollte ich hüten.

Da ging er denn.

Und als ich mich zu Bett gelegt hatte, jubelte es in mir: „Morgen — morgen lebst du noch einmal im Licht!“

Früh schon trafen wir uns am Laufertor. Strahlenden Auges, lachend begrüßten wir uns und fuhren mit der Trambahn dem Duzendteich zu.

Als wir dort im Rahn saßen, und er die Kluder sinken ließ, mich so besonders anblickend, da schüttelte ich mit dem Kopf.

„Heute ist heut! Kennen Sie das Lied?“ sagte ich ganz leichtsinnig.

Er verneinte.

Und ich sang ihm die erste Strophe. So hübsch hat meine Stimme lang nicht geklungen. Er hat es auch wohl verstanden, und trotzdem ein fragender Ausdruck in seinen Augen blieb, wiederholte auch er am Schlusse fröhlich: „Ja, heute ist heut!“

Es war unser Wahlspruch für den herrlichen Tag.

Aber nicht wie Alltagsverliebte floß er uns dahin, nicht mit Tändeln und Rosen, trotzdem wir uns noch einmal in den Armen hielten mit Liebesworten, als wir an einer stillen Ecke landeten. Wir schritten wie zwei Sonnenkinder durch den lichten Tag, und ich durfte ihm viel Schönes zeigen.

Der ganze, lange Tag gehörte uns allein. Wie kurz er war! Um Mitternacht brachte er mich an mein Haus. Wir küßten uns noch einmal und wieder.

Ganz plötzlich fühlte ich, daß irgend etwas anders geworden sei. Mir wurde bange vor dem Unausgesprochenen, Unverlangten. Ich riß mich los, sehr rasch, viel zu rasch sag' ich heute und werde rot über meine Furcht, die doch wohl nur in meinen Sinnen emporgekeimt war. Dann lag das wohlverschlossene Gittertor zwischen ihm und mir. Er hielt meine Hand

noch fest, küßte auch sie lang und mit brennenden Lippen, bis ein Schritt in der Straße klang.

„Lebe wohl, lebe wohl!“ Ich merkte erst jetzt, daß ich schon lang geweint hatte. —

Die Nacht war häßlich. Quälende Träume und Herzklopfen.

Aber als ich am Morgen spät erwachte, war es mir doch, als erwartete mich nochmals ein großes Glück.

Es stand auch etwas Schönes für mich in Bereitschaft. Auf dem Frühstückstisch ein hohes Kristallglas mit prächtigen langstieligen Rosen gefüllt. Ein winzig kleines Paketchen hing an rotem Band, das um die Stiele gewunden war.

Ich öffnete mit einem scheuen Gefühl. Aber keine Kostbarkeit, die ich gefürchtet hatte, und die mich sicher verletzt haben würde — nein, ein kleines, schönes Goldherz an schlichter Kette barg das Schächtelchen. L. F. verschlang sich ein Namenszug darauf.

Er heißt Francis.

Seine Visitenkarte war um das Etui gelegt. Darauf hatte er drei Worte geschrieben: „Ich kehre zurück!“

Nun ist ein Tag vorbei, und das Wort verfolgt mich immer noch.

Aber siehst Du, darum bat ich Dich, geh zart um mit dem, was ich Dir zujubeln mußte! Ich will ja nicht hoffen, nicht träumen, denn ich könnte zu viel wünschen, und das Schicksal soll mich nicht zum zweiten Male narren. Es ist mir genug, daß ich gefühlt habe, ich könne noch liebenswert sein.

Vor mir selbst steh' ich anders da — selbstbewußter, stolzer. Und die Jugendkraft, die andere herabgedrückt haben mit Worten und Werken, die man nicht duldet in dienender Stellung, die Lebensfreude hat sich losgerissen und faßt mich mit starkem Arm.

Ach, ist das Leben wunderschön, wenn man in der Sonne geht, wie eben

Deine Luzie.

Mürnberg, 10. Mai.

Schwester, ich bin wie dem Jungbrunnen entstiegen. Meine Wangen blühen, und die Augen leuchten, daß ich selbst staunend vor meinem Spiegelbild stehe. Kann das Bewußtsein, daß es einen Menschen in der Welt gibt, der um einen sorgt, sich nach einem sehnt, mit einem lebt, sei's auch nur in Gedanken, so umwälzend unser Inneres und Äußeres gestalten?

Nein — nein, das allein nicht! Nur daß es d e r Mensch, d e r Mann ist, um den auch unser Herz sorgend klopft, dem auch unsere Sehnsucht gilt, für den und mit dem wir leben möchten, das ist der Zauber, der jung macht und Glück schafft.

Täglich bekomme ich Grüße, Blumen, Karten, zwei Briefe darunter.

Und nun ist's doch so, wie ich es nicht werden lassen wollte. Liebste, nun hoff' ich auch auf mehr — auf alles. Ich will es nicht und warte doch auf seine Frage, die nur die eine sein kann.

Noch bin ich für acht Tage allein. O, fände er den Weg zurück in diesen Tagen! Aber er schreibt von unaufschiebbaren Geschäften. Nichts Näheres. Wenn er mich rief, zu sich rief? Ich weiß nicht, ob ich ihm nicht folgen müßte, getrieben von der fremden Gewalt, die mein Leben erst zum Leben gemacht hat.

Heute, morgen, übermorgen — einerlei! Es jauchzen Stimmen in mir, daß es einmal sein wird, daß er mich ruft. Noch lebt auch im Traumland der Liebe herrlich und als eine Glückliche

Deine Luzie.

Nürnberg, 20. Mai.

Du Feine, Kleine, Bedächtige! Wer hat das Wort „Elementargewalten“ geschaffen? Wer hat die Liebe dazu gezählt, die große, echte, einzige Liebe? Die, deren nicht viele fähig sind, nur solche, die Feuerseelen haben und stählerne Stirnen. Zu diesen zähle ich mich.

Was sagst Du da von früher und wie mich ein Treubruch hineinwarf in Bitterkeit, in Träumen und Gram? Wie lange ich gebraucht, um wieder ein halbwegs fröhlicher, gesund und gerecht empfindender Mensch zu werden? Heute sag' ich Dir, das Damals war eine Täuschung in allem: in der Liebe, im Schmerz, in der Bitterkeit. Ich selbst unausgereift, keines großen Gefühles fähig, kleinlich in der Liebe, kleinlich im Überwinden und Verzeihen.

Heute bin ich über mich selbst hinausgewachsen — durch diese Liebe.

Wie ein Märchentraum ist sie über mich gekommen, so ganz besonders, mit ihrem Zauber ein neues Weib in mir weckend. Nun lasse ich sie nimmer los, und der Glaube an sie und ihre Glückserfüllung ruht in mir als sicherstes Wissen. Darum störe mir meine Kreise nicht! Grüße Deine Welt, Mann und Kinder — in meinem Egoismus vergaß ich wohl seither ihrer zu gedenken.

Luzie.

Nürnberg, 24. Mai.

Liebe Zweiflerin! Wirst Du nun stille sein? Das große Wort ist gefallen. Er weiß, daß nichts mich bindet, ich frei und sein bin. Die Frage, die ich erwarten mußte, wartend ersehnte, hat er gestellt. In mir ist eine selige Stille. Ich sitze zwischen den Bäumen des Stadtparkes auf einer verborgenen Bank, von der aus



ich noch die blühenden Magnolien und den mit weißbüscheliger „Gegenblüte“ besäten Traubentirschenbaum sehen kann, die nächst des Wassers im Wiesengrün stehen, und schreibe Dir den kurzen Gruß. Leg' ich den Bleistift weg und hebe die Augen, so seh' ich glückselige Zukunftsbilder. Sie trügen gewiß nicht  
Deine Luzie.

---

Nürnberg, 24. Mai.

Eben Depesche! Heute abend 10 Uhr 25 ist er hier. Begreifst Du, welchen Jubel diese Worte für mich einschließen? Jetzt ist es Morgens 11 Uhr. Was tu' ich mit elf endlos langen Stunden! Übermorgen kommt Doktor Siebert heim. Ich werde einen Kranz winden und ihn vor die Eingangstür hängen, Blumen in den Wiesen pflücken und alle Gläser und Vasen vollstellen. Aber ich schmücke das Haus für ihn, den ich liebe, und mache dem Mädchen vor, es sei für den Doktor. Das Heimlichtun ist so köstlich, und sieht mich mein guter krummbeiniger Doktor — nein, gut war er nie, nur nörgelnd, unfroh, nervös, aber krummbeinig bleibt er immer — also sieht er mich zweifelnd an und bildet sich am Ende ein, es gelte ihm und seinem Witwertum dieser Empfang, so soll mein Herz wie meine Augen lachen. Wie lange noch, und ich entlaufe der Knechtschaft und ihm!

Noch zehneinhalb Stunden! Ich muß Sonne, Luft und Freiheit haben, damit die Zeit nicht allzu träge hinkriecht. Lebe wohl!

Luzie.

---

27. Mai.

Der Freude sind die Flügel beschnitten worden, damit sie nicht zu hoch emporstrebe. Das Schicksal

hatte Angst vor meinem Übermut und zog eine graue Wolkenfahne der Enttäuschung über meine Glückssonne.

Statt des Ersehnten am Abend eine telegraphische Absage. Und kein Wort eines tröstenden Versprechens für den nächsten Tag. Nur: „Durch Unaufschiebbares verhindert. Mit ganzer Seele doch bei Dir. F.“ — Ich gehe mit einem Druck auf dem Herzen herum; plötzlich löst er sich in heftigem Herzklopfen. Dann befällt mich eine große Angst, es möge ihm ein Unfall, wenn nicht ein Unglück zugestoßen sein. Erst in drei Stunden kann ich nähere Briefnachricht haben. Ich werde den Kranz zu Ende winden, den ich gestern halbfertig zur Seite warf.

Vielleicht, daß er doch seiner Bestimmung gemäß des Augen lachen macht, für den er mit tausend Liebesgedanken gewunden wird.

Ach — wäre nur die Post erst da!

Luzie.

---

Nürnberg, 28. Mai.

Nichts — nichts! Denn was kann mir heute eine Ansichtspostkarte von irgendwoher — einem Landnest, das ich nicht kenne, das nur der Marke nach mich auf bayrische Landeszugehörigkeit weist — sein?

Wenn man dem Verdürstenden einen Fingerhut frischen Wassers reicht, ist's eine Grausamkeit. Mir gab er nicht mehr, und muß doch ahnen, fühlen, wie ich mich zerquäle mit Sorgen und Sehnen.

In einer Stunde geht es wieder ins Joch. Die Reisenden kehren heim. Kranz und Blumen muß ich jetzt schon lassen. Sie haben ihren Zweck also doch verfehlt.

Sei's drum! Ich will den kleinlichen Zweifeln, die leise, leise anpochen, die Türen meines Herzens ver-

schlossen halten. Sie sollen verscheucht werden von dem vertrauenden Glauben, der allein der Liebe Grundfesten ausmacht.

Ich lese noch einmal die paar Worte auf der Postkarte, die mir vorhin so armselig vorkamen, und finde, daß ich blind gewesen sein muß. Steht da nicht: „Für immer Dein!“ Sagt das nicht alles? Siehst Du, nun lacht schon ihrer Zweifel wieder

Deine Luzie.

---

Mürnberg, 1. Juni.

Liebes Herz! Viel Arbeit. Sie hilft gegen allzu vieles Sinnen. Von „ihm“ noch eine Postkarte, die ich dem Postboten heimlich abnahm.

Es ist etwas Entwürdigendes in dieser Heimlichkeiterei — ich weiß es. Aber kann ich es anders machen? Doktor Siebert und Herta verstehen Englisch mindestens ebensogut wie ich. Sie sind beide keine so diskreten Naturen, um eine offene Postkarte ungelesen beiseite zu legen. Und ich fürchte mich vor Fragen und Erklärungen und hasse schiefe Stellungen so sehr wie die Lüge.

Merkwürdig! Frank Lower gibt mir keine Adresse an, wohin ich schreiben soll oder kann. Wenn ich die Postkarten verfolge, so macht er den reinsten Zickzackweg durchs bairische Land. Nun ist er schon an der Grenze. Von Lindau die letzte Nachricht. Es ist, als suche er etwas zu erjagen. Sein Glück kann es nicht sein, er schreibt, es läge in mir, und mein Glaube an ihn wankt nicht.

Gestern kamen von derselben Blumenhandlung wie das erste Mal wieder glutrote Rosen. Der Doktor stand gerade in der Tür und nahm den Strauß mit großen Augen in die Hand. Ich sah, wie er nach einer Karte

darin suchte, und ich wurde zu meinem Arger purpurrot.

„Sieh da, Fräulein Luzie — das scheint ja von einem glühenden Verehrer zu kommen! So viele und so rote Rosen!“

Ich hatte die Verlegenheit überwunden und gab ihm meine Antwort mit einem Lachen, durch das wohl das Glück klang; denn er sah mich sonderbar an. So, als sei ich ihm plötzlich wie ein neuer Mensch.

War's Täuschung oder Wahrheit? Ich glaubte, er ginge dieses Mal mit einem respektvollen, nicht mit dem üblichen Herrschergruß von mir.

Von nun an aber will ich mit meiner Korrespondenz noch viel vorsichtiger sein. Ich schreibe heute nach Lindau postlagernd und bitte um geschlossene Nachrichten.

Herta ruft mich. Leb wohl!

Luzie.

---

Mürnberg, 5. Juni.

Liebste! Ich bin wie im Fieber. Seit drei Tagen keine Beile. Und dazu diese Schreckensnachricht in der Zeitung, die Dir gewiß auch aufgefallen ist. Ein Engländer mit einem Segelboot im Bodensee bei Sturm verunglückt. Leiche unauffindbar. Ich habe heute an die dortige Polizeidirektion um den Namen telegraphiert. Der Herr sei noch nicht im Fremdenbuch eingeschrieben gewesen, hieß es. Daß es ein Engländer war, vermutet man, weil er sehr viel englische Sätze dazwischen rief bei Alarmachen des Bootes. Eben depeßierte ich zurück um Signalement.

Luzie.

P. S. Gottlob! Es paßt nicht. Klein, hager, mit Vollbart. Frank ist groß, schlank und bartlos. Ich atme auf, aber es bleibt doch ein Druck auf der Seele liegen.

Luzie.

---

Mürnberg, 7. Juni.

Schwesterherz! Er lebt und ist gesund, und seine Blumen sprechen zu mir, wenn er auch sonst schweigt, und ich dies Schweigen nicht zu erklären vermag.

Vor mir steht ein Kiefenkorb, bepflanzt mit Mai-glöckchen und Bergißmeinnicht.

Als er kam, blieb mir fast das Herz stillstehen vor Freude, so hatte ich in der Angst gelebt. Umsonst suchte ich nach einer Nachricht zwischen den Blumen.

Herta kam ins Zimmer gestürzt und wußte sich nicht zu lassen vor Neugier und Entzücken. Auch in ihren Augen bin ich gestiegen, seit ich die Rosen erhielt, und Doktor Siebert machte mir gestern das Kompliment, ich sei um zehn Jahre jünger geworden in den letzten Wochen. Er ist — vielleicht in der Voraussetzung, daß ich doch nicht mehr lange seinem Hause vorstehen werde — liebenswürdiger, nörgelt nicht an allem herum und läßt mir freie Hand, den Haushalt zu führen, wie nie zuvor. Dabei habe ich mich doch in nichts geändert. Nur der Schatten des Alleinstehens hat sich zerteilt und erhebt mich in den Augen dieses kleinlichen Alltagsmenschen erst zu einer Hochachtung, die meine gewiß ganz befriedigenden Leistungen ihm bisher nicht abgewinnen konnten.

Kleine Menschen!

Als Herta Nachmittags in der Klavierstunde war, und der Doktor in seinem Laboratorium arbeitete, eilte ich in das Blumengeschäft. Ich erhielt auf meine Frage die Antwort, daß das Geld für die Bestellung telegraphisch eingelaufen sei, und nur meine genaue Adresse und Auftrag sofortiger Ablieferung angegeben war. Aufgabort das erste Mal Lindau, das zweite Mal Konstanz.

Es ist etwas Außerordentliches im Spiel, so viel

ist mir klar, und er hat wohl meinen Brief mit der Bitte, keine offenen Grüße mehr zu senden, erhalten. Aber zu schreiben, einen Brief zu schreiben mit allen Erklärungen, mag er wohl nicht Zeit finden. Ich zerbreche mir umsonst den Kopf nach des Rätsels Lösung. Aber wenn ich auch traurig bin ob seines Schweigens, mein Vertrauen in seine Liebe lebt groß und erhaben über alles in mir — und es soll so bleiben, komme, was kommen mag.

Deine Luzie.

München, 15. Juni.

Hab' ich Dir leztthin so überzeugt von meiner eigenen Charakterstärke geschrieben? Nun sieh, wie weit sie tatsächlich standgehalten hat.

Ich hatte vor drei Tagen den lezten Blumengruß erhalten. Wieder nur telegraphische Bestellung, dieses Mal aus Zürich.

Als ich es erfuhr, zitterten mir die Glieder. Ich weiß nicht, weshalb ein Schreck in mich fuhr. Ist Zürich etwas anderes als Lindau und Konstanz? Gefährlicher? Verlockender?

Nein! Ich dachte an nichts dergleichen. Es kam nur eine Angst über mich, wie man sie nur empfinden kann, wenn uns das Liebste im Tod unter den Händen verlöscht.

Ich hörte nur immer Worte in meinem Hirn kreisen: Er entgleitet mir! Er entgleitet mir!

Heim kam ich mit einem elenden Schwächegefühl; ausgesehen hab' ich wohl auch danach, denn sie fragten mich, was mir sei.

Ich wehrte ab und legte mich für ein paar Stunden zu Bett. Der Doktor tat ganz besorgt und ließ mir Medicamente hereinschicken und einen Migränestift. Ich

schloß mich dann ein, um denken zu können, und lag und sann doch nur um die drei Worte herum.

Eine Nacht quälte ich mich noch ab. Dann ging ich früh zu Doktor Siebert und bat um ein paar Tage Urlaub zur Erholung. Ich wollte meinen Münchener Arzt einmal wieder konsultieren. Es sei mir gestern vorgekommen, als fange mein altes Herzleiden wieder an. Er ging ohne Anstand darauf ein, und ich fuhr noch Nachts hierher. Im Bahnhof schreibe ich Dir diese Zeilen, denn in einer Stunde fährt der Zug nach Lindau. Abends bin ich in Zürich.

In mir lebt nichts als bange Angst. Ich frage mich nicht, was er zu dieser Reise sagen, nicht, was daraus werden wird.

Ich will ihm in die Augen sehen können und seine Stimme hören — einerlei, welche Worte sie mir spricht. Und über allen Groll wird meine Liebe siegen! Nur erst bei ihm sein! Mir bleibt ja so wenig Zeit, denn Sonntags muß ich zurück sein, und heute ist es Dienstag.

Eben rast man zum Einsteigen. Und wenn die Zeit Flügel hätte, die Stunden, die ich von ihm getrennt bin, würden doch noch Ewigkeiten dünken  
Deiner Luzie.

---

Zürich, 17. Juni.

Meine liebe Marie! Du liest es doch: Zürich, 17. Juni. Also gestern war der 16. und morgen wird der 18. sein und übermorgen — ja, so wird es weitergehen. Ich bin wirklich ganz bei Sinnen, und die Feder, die ich halte, ist da, ist ein Stück Holz in meiner Hand, ich greife das Papier, worauf ich schreibe, ich lese nach, was dasteht, also lebe ich im Tag und träume nicht.

Ich träume nicht!!!

Schrieb ich Dir nicht vor Wochen etwas von der Elementargewalt jener Liebe, die man nur einmal liebt? Vergaß ich oder wußt' ich damals noch nichts von dem Haß, von dem verachtenden Haß, der viel gewaltiger ist als sie?

Könntest Du auch nur annähernd ermessen, wie der sich in einer Sekunde in dasselbe Herz einbrennen kann, das vordem in heißer Liebe gezittert?

Nein, eine so nach dem sanftmütigen Pulsschlag des Korrekten dahinlebende Persönlichkeit wie Du, die schüttelt sich bei dem bloßen Gedanken an ein „Überdas-Maß-Gehendes“. Liebe liebt ihr nur hübsch in zahmen Grenzen, und den Haß, den weist ihr von euch. O ihr — — —

Ach, Liebste, Du Sanfte, Treue und Glückliche, verzeihe mir, was dasteht! Siehst Du die Tränenflecken daneben? Sie sind allein die Zeugen, die davon reden, wie es in mir aussieht.

Zerrissen, zu Boden geschlagen, bis ins Innerste verwundet, so möchte ich mein Herz in beide Hände fassen können, um es totzudrücken zum letzten Schlag.

Ich bin lange Stunden herumgeirrt und ließ mich von den Wassern des Sees und der Limmat locken. Hinunter aber ließ mich mein Haß nicht, denn mein Stolz zwang mich zum Leben trotz aller Qual.

Kann ich Dir schildern, was ich erleben, erdulden mußte?

Ich versuche es. Könnte ich mir damit doch das Leid vom Herzen schreiben!

Ich kam müde und doch erregt in Zürich an. Dem Zufall vertrauend, stieg ich im besten Hotel ab, trotzdem es meine Mittel überstieg.

Er wohnte nicht dort und hatte nicht dort gewohnt. Sollte ich wieder lange Nachtstunden schlaflos durch-



wachen? Ich konnte es nicht. Nur den Reise Staub wusch ich mir von Gesicht und Händen und ging dann aus dem Haus auf eine der nächststehenden Droschken zu.

Mit Hilfe des kundigen Kutschers fuhr ich die Hotels ab. Im vierten hatte meine Anfrage Erfolg. Mister Lower hatte zwei Tage hier gewohnt, war aber wieder abgereist. Wohin? Unbekannt! Denn das kleine Handtäschchen trug er selbst.

Der Portier mochte merken, wie mich die enttäuschende Antwort erregte. Er blinzelte mich auf eine gewisse Art an. Ich zog ein Trinkgeld hervor. Das wirkte.

„Vielleicht ist der Herr gar nicht abgereist, sondern nur in ein anderes Hotel umgezogen; er schien nicht so recht zufrieden zu sein bei uns,“ flügte er leise und bedeutungsvoll bei.

Ich ließ mir die Hotels nennen, die der Mann im Auge hatte. In allen war ich schon gewesen, in dem einen wohnte ich selbst.

Da trat der Liftjunge in den Raum. Er hatte außen zugehört.

„Wenn gnädige Frau den Mister Lower suchen, der bei uns war, den glaube ich heute früh gesehen zu haben. Er kam mit einer Dame aus der Pension Elite. Die Herrschaften stiegen in ein bereitstehendes Automobil und fuhren weg.“

Ich bat den Jungen, dem Kutscher selbst Bescheid zu sagen, und fiel in die Kissen mit einem ohnmachtartigen Schwindelgefühl.

Wenn ich ihn doch endlich fände! Wenn es nur nicht wieder hieße: fort!

Nicht ein Pulsschlag höherer Erregung galt dem Umstand, daß eine Dame in seiner Begleitung war. War ich ihm doch nahe!

Zwischen Baumgrün im Garten liegt die Pension. Flüstern und Plaudern war in allen Gängen. Ich drückte mich in den Schatten der Sträucher, die den Eingang flankieren, voll froher Angst nach seiner Stimme horchend.

Nichts!

Dann stand ich im Treppenhaus vor einem Dienstmädchen und fragte wieder.

Das Gesicht des Mädchens veränderte sich wie ein an der Schnur gezogener Hampelmann von der liebenswürdigsten Geschäftsmiene zum sich wichtig fühlenden Neuigkeitenverkünder.

Mir zuckte ein Stich durchs Herz.

Also wieder nichts?

Aber nein! Was ich hörte, war anders, ganz anders. — —

Verzeih die Flecken! Ich habe die Feder weggeworfen und mußte erst wieder Ruhe und Mut sammeln, um weiterschreiben zu können.

„Mister Tower hat heute früh leider einen Unfall erlitten, der aber noch gut ausging. Er fuhr mit seiner Frau Gemahlin —“

Ich glaube, ich habe des Mädchens Arm mit meinen beiden Händen umklammert, um eine Stütze zu finden. Sie mußte erschrocken sein, denn sie hielt inne in ihrem Bericht.

Jedenfalls fragte ich sie irgend etwas — mir ist die Erinnerung an jene paar Sekunden vergangen. Ich weiß nur, daß es in meinen Ohren brauste und sauste: „Seine Frau Gemahlin, seine Frau Gemahlin!“

Das Mädchen führte mich zu einem der herumstehenden Sessel und fuhr fort: „Angstigen sich gnädige Frau nicht! Es ging ja noch ziemlich gut ab. Mister Tower sprang vom Automobil, ehe dies recht hielt; es fuhr im

selben Augenblick, als er noch einen Fuß auf dem Trittbrett hatte, noch einen Ruck vorwärts, und Mister Tower fiel zu Boden und schlug sich den Hinterkopf am Kinnstein auf. Erst lag er freilich über eine halbe Stunde bewusstlos, aber nun scheint es doch nichts als eine leichte Erschütterung gewesen zu sein. Frau Tower hat gar nicht erlaubt, daß ihr Mann ins Krankenhaus käme. Er liegt bei uns, und in ein paar Tagen hofft Frau Tower —“

Frau Tower — Frau Tower! — Immer diesen Namen! Ich konnte ihn nicht mehr hören. Mit Gewalt zwang ich alle Schwäche nieder.

„Kann ich die Dame einen Moment sprechen?“ fragte ich.

Das Mädchen sah zweifelnd auf die Uhr. Ich redete mit dem Trinkgeld zu ihr. Mich ekelte es an, wie sie sich erst zierte und dann doch lief. Im ersten Stod wartete ich vor der Thür. Meine Augen brannten sich in das Holz ein, als könnten sie mit der Macht des Verlangens durch dieses hindurchsehen.

Eine wimmernde Kinderstimme drang von innen heraus.

Also auch Kinder!

Wer sehen mußte ich sie!

Das Zimmermädchen hielt mir die Thür offen und bat, näherzukommen. Ich bin mit zitternden Knien über die Schwelle gegangen und habe mit einem Blick das ganze Zimmer umfaßt.

Zwei Betten, ein großes und ein kleines.

Und aus dem kleinen hob eben eine schlanke Frau ein blondes Bübchen im Nachtkleid, drückte es an sich und kam mir so entgegen. Ich sah erst nur das Kind an, ob es ihm ähnlich sei. Aber mein Geist arbeitete schwer, ich konnte nicht vergleichen. Dann fiel mein

Blick auf sie. Ein junges, schönes, elegantes Weib. Mir rann eine Eiseskälte durch alle Glieder, und eine unheimliche Ruhe überkam mich. So war ich doppelt gemartert. Aber es zwang mich eine innere Macht zur Rede. Ich glaube nicht, daß meine Stimme zitterte, als ich fragte, ob ich die Ehre habe, Missis Tower, die Gattin des Rechtsanwalts Francis Samuel Tower aus Boston vor mir zu sehen — —

Marie, ist es möglich, daß eines Menschen Schicksal sich in wenigen Sekunden entscheiden kann?

Ein einziges „Ja“ hat das meine zertrümmert — vom Glück zum Elend.

Und es zerbrach mir weder den Geist noch den Körper. Nicht einmal das kleine zuckende Ding da innen in meiner Brust konnte es zum Stillstand bringen und traf es doch — so lächelnd wie das Wort gesprochen — wie ein Keulenschlag.

Ja, sie war seine Gattin, der Kleine sein Sohn.

Ich habe noch zwei, drei Minuten mit der Frau gesprochen — ich weiß nicht mehr was. Phrasen jedenfalls — leerer Schall! Verraten habe ich mich nicht, das eine ist gewiß.

Ganz zu mir selbst kam ich erst nach Stunden. Da besann ich mich und fühlte, was mir geschehen war.

Es war am See draußen, und ich hatte nur den dumpfen Drangin mir, hinabzugleiten in die ruhige Tiefe.

Ein leichter Windhauch brachte einen Duft herüber. Der weckte mich aus der Erstarrung. Ich schüttelte mich vor Widerwillen und floh. Er erinnerte an Hezenblüte. Wie konnte mich dieser aufdringlich süße Duft nur einmal entzünden?

Und nun Du alles weißt, sage, lachst Du nicht über die leichtgläubige alte Törin?

Das mag dem Manne ein Spaß gewesen sein, die

alte Jungfer an der Nase herumzuführen! Ihre Briefe, liebeglühend und vertrauensselig wie die eines Dachsfißches, die mochten ihm und vielleicht auch — der anderen ein billiges und doch mächtiges Vergnügen bereitet haben.

O, der Schmach! Doch ich wollte es ja nicht besser.

Sag es nur, daß Du mich gewarnt, ich Dich verläßt von der Höhe meines Größenwahns herab, in dem ich so sicher eine ganz außerordentliche, eine Liebe ersten Ranges besaß!

Ich lache ja selbst, lache, lache!!!

Ach, Marie, wenn es nur nicht so furchtbar wehtun wollte! Ich reise heute nach Nürnberg zurück, und niemand außer Dir darf wissen — —

Luzie.

---

23. Juni.

Meine liebe Getreue! Sanft wie kühlendes Wasser gleiten Deine lieben Worte über mich hin. Es brennen doch immer noch wilde Glutten in mir.

Aber sie sollen und müssen erstickt werden. Ich lasse das Herz aufschreien und die Pulse hämmern und arbeite — arbeite. Unserem Mädchen drängte ich Urlaub auf. Sie hat vor Wochen einmal den Wunsch geäußert, heim zu dürfen für ein paar Tage. Nun ruhte ich nicht, bis ich sie fort hatte, um alle Arbeit, schwere wie leichte, selbst zu verrichten. Es macht müde, sehr müde, bringt aber das Erfehnteste: Schlaf und Vergessen.

Dem Doktor Siebert sagte ich, es sei mir viel Bewegung von meinem Arzt in München verordnet worden, damit sich der Blutumlauf besser rege. Sonst fehle mir nichts. Er habe mich gesünder und wohler aussehend gefunden denn je.

---

Das bestätigt auch Siebert. Ich glaub' es wohl. Dieß Not der Gesundheit legte ich mir noch in Zürich zu; diskret gehandhabt merkt es kein Mensch.

Als ich ankam, empfangen mich Herta und ihr Vater an der Bahn mit neugierigen Gesichtern. Sie hatten sich wohl über die Reise dies und das gedacht. Mit der Nachricht, daß schon wieder Blumen für mich angekommen seien, begrüßte mich Herta.

Ich zwang mir ein Lächeln ab und einen gleichgültig tuenden Ausruf.

Ja, Du glaubst nicht, wie gut ich zu Schauspielern verstehe. Sollten diese Fremden ahnen dürfen, was ich an Weh und Reue, an verzweifelttem Haß und — an verzehrender Sehnsucht durchleide!

Denken zu müssen, wenn man doch nicht denken will, ist das Unerträglichste. Ich zähle laut vor mich hin bei der Arbeit, wenn ich allein bin — in ein paar Minuten merke ich, wie es ein mechanisches Lippenbewegen ist, die Gedanken sind auf dem alten Punkt. Dann singe ich — ganz dasselbe, nur daß mitten drunter die Stimme nicht mit will. Ist Herta um mich oder der Doktor, so schwache ich unaufhörlich. Mich wundert es, daß es ihm noch nicht zu viel geworden. Aber wie sein ganzer Charakter dem Kleinlichen zuneigt, so liebt er es auch, Neuigkeiten zu hören, zu klatschen, unterhalten zu werden. Er bleibt deshalb wohl auch öfters als sonst des Abends zu Hause und findet, ich sei viel „amüsanter“ geworden.

Lieber Gott, und dabei kostet es mir mein Herzblut.

Und mit höhnnendem Lächeln sage ich mir das schöne Wort vor von der Zeit, die alles heilt.

Deine Luzie.

Mürnberg, 30. Juni.

Haß macht schlecht, Marie. Ich werde ruhiger im Schmerz, aber der Haß wächst. Ich darf nur daran denken, daß sie bei ihm, er bei ihr ist!

Er muß wissen, daß ich in Zürich war. Seither kommt keine Blume mehr, keine Nachricht.

Gottlob — das ist vorbei. Und doch, was tat ich gestern? Zu feig, um die Wahrheit ahnen zu lassen, ging ich gestern an den Bahnhof, gab einem Dienstmann einen Brief mit Geldeinhalt und hieß ihn den bei der angegebenen Blumenhandlung abgeben.

Am Nachmittag kam ein Büschel blauer Fris für meine Adresse. Wir saßen gerade beim Tee, als Marie — sie ist wieder da — voll Wichtigkeit ihn her einbrachte.

Und ich? Meinst Du, ich sei rot geworden? Nein! Ich setzte eine geärgerte Miene auf, gab Marie den Strauß und ein Trinkgeld für den Boten und sagte: „Sie können die Blumen in Ihr Zimmer stellen, Marie. Es gibt Zudringliche, die sich nicht abweisen lassen.“

Siebert sah mich mit großen Augen an und schickte Herta der Köchin nach mit einem wichtigen Auftrag.

„Ich dachte schon, da wäre etwas Ernstes im Spiel und Sie blieben uns nicht mehr lange, Fräulein Luzie?“ fragte er sehr eindringlich.

Ich tat ganz selbstverständlich. „Ja, ein Herr hat sich um mich beworben, aber ich sah doch, daß ich nicht seine Frau werden könnte.“

„Und dürfte man erfahren wer?“

Meine Haltung wurde um zwei Zoll höher, aber mein Ton nur bescheiden ablehnend. „Die Diskretion verbietet mir selbstverständlich, darüber zu sprechen.“

Der gute Mann steckte den sanften Müffel mit der freundlichsten Miene von der Welt ein und schlug für

Abends einen gemeinsamen Spaziergang nach dem Dugendteich vor.

Dorthin!

Aber möchte es drum sein! Ich muß auch das hinter mich bekommen. Den Bestnerturm nur will ich einmal allein auffuchen — später, wenn es nimmer so brennt da drinnen.

Die Partie nach dem Dugendteich verlief großartig. Zwei alte Tanten und ein glasköpfiger Better wurden noch eingeladen. Die diversen Möpfe und Ragen muß man sich dazu denken.

Stimmung allerseits brillant. Der alte Junggeselle hatte sich wohl eine Abneigung gegen die Ehe, nicht aber gegen die Frauen angeeignet. Er fing sogar in einer sich recht annähernden Weise an, mir den Hof zu machen. Ich rückte in der Trambahn, so gut es gehen wollte, dem Doktor zu, fing dabei aber einmal einen komischen Blick auf und hielt nun ruhig aus. Innerlich schüttelte es mich; äußerlich mußte ich lächeln und durfte nicht zimperlich tun.

Eine, die in Stellung ist!

Ich habe wohl noch nie in meinem Leben so blöde Wize gerissen wie an diesem Abend. Aber wenn ich nicht sprach, kamen die Gedanken — das sollte nicht sein. Und meine Gesellschaft war ja die anspruchloseste, die zu denken ist. Sie belachten die Ungeheuerlichkeiten und versicherten mir, so „nett“ sei ich noch nie gewesen.

Ja, ich entdeckte mein Talent zu spät; die Bühne wäre meine rechte Welt geworden.

Als wir heimgingen, hatten die beiden Männer heiße Köpfe vom Bier und ergingen sich in ungewohntester Liebenswürdigkeit; sie stritten sich sogar darum, wer mich heimführen dürfe.

Ich lehnte natürlich beide ab. Die Tanten zogen



bereits schiefe Gesichter. Herta aber amüsierte sich köstlich.

Und ich? Ich spürte einen eisernen Reif rings um mein Herz, wie der Froschkönig im Märchen drei hatte, und saß damit bis lange über Mitternacht an meinem Zimmerfenster, starrte hinauf zu dem sternblinkenden Himmel und wartete auf den Zauber, der mir den Reifen sprengen sollte.

Er blieb aus, weil das andere eben nur ein Märchen war. Was muß' ich's auch zur Wirklichkeit erwecken wollen?

Deine Luzie.

---

Nürnberg, 7. Juli.

Liebste Marie!

Die „heilende Zeit“ hat, scheint mir, Blei an den Füßen. So langsam schleichen die Tage, so grausam träge die Nächte dahin!

Ich habe zu wenig körperliche Arbeit, solche, die den Leib so müde macht, daß der Geist stumpf wird. Nachtruhe kann ich mir nur durch große Dosen Veronal erlaufen; ich fürchte aber, bald hilft auch dies nichts mehr.

Mein Denken ist jetzt nur noch ein Kämpfen. Wie kann ich auch so wenig Stolz in mir tragen, immer und immer wieder an den zu denken, dem das Beste eines Menschen gerade noch zum schlechten Spielzeug gut genug dünkte.

Zwischen hinein in meine bösen Stunden peinigt mich die Angst vor dem Worte Hysterie.

Nur das nicht! Das Wort liegt den Menschen nur mit einem verächtlichen Mitleidsklang oder höhrendem Spott im Munde. Wie viel Qualen und Kämpfe es umschließt, daran denken sie, die Satten, nur mit Lächeln.

Mich sollen sie nicht so belachen, mich nicht! Am allerwenigsten — er!

„Er“! Siehst Du ihn vor Dir stehen? Als ob „er“ sich noch mühen würde, etwas von mir zu erfahren!! Die Episode war ergötzlich, und ehe sie langweilte, brach man ab.

Ruhe! Ruhe!! — —

Es geht mir sonst recht gut hier, so gut wie noch nie.

Der Doktor muß mich doch zu schätzen wissen und froh sein, daß er mich behält. Er hat außerordentliche Aufmerksamkeiten für mich. So zum Beispiel Theater- und Konzertbillette, mit denen er bis jetzt mehr als sparsam war. Gestern begleitete er mich sogar in die Meistersinger, die er noch nicht kannte.

Er wollte sich durch mich zu Wagner bekehren lassen!

Ich höre die Musik nicht wie sonst mit Lust — nein, sie bereitet mir Weh und Schmerz; aber ich will und will es überwinden und heuchle eine ungemessene Freude. Der Doktor liebt nämlich eine etwas überschwengliche Dankbarkeit.

Von Zeit zu Zeit kommt der alte Junggeselle jetzt Abends zu uns. Ich habe Tarock gelernt, und es wird immer „gemütlicher“ hier im Haus, versichert mir mein Brotherr, während der andere in seiner zudringlichen Art mir den Hof zu machen versucht, und ich ihn nicht schroff zurückweise, weil sich eine erbärmliche Eitelkeit in mir regt. Etwas, das mich mit Mitleid vor mir selbst erfüllen sollte, so kleinlich ist es, und dem ich doch nicht wehre. Einesteils in der feigen Angst, mich jetzt nur allerseits beliebt machen zu wollen, anderseits in der kümmerlichen Befriedigung — Freude ist ein zu großes Wort dafür — darüber, daß ich noch zu intereffieren vermag.

Und dabei ist mir der Mann, dessen schöne Redens-

arten ich so anhöre, nicht einmal sympathisch. Aber die tief in den Staub getretene Eitelkeit hebt den Kopf und ringelt sich an der knöchernsten Hand, die sie zu streicheln versucht, dankbar und freudig empor.

Wenn es so weiter geht mit mir, sinke ich bis zur Selbstverachtung.

Luzie.

---

Mürnberg, 13. Juli.

### Gute Getreue!

Der Volksmund sagt, die Zahl 13 bedeute Unglück. Ich trotzte dem Aberglauben. Ich teile Dir mit, daß Doktor Siebert gestern abend um mich angehalten hat, und ich mich heute öffentlich mit ihm verlobe, nachdem ich ihm gestern schon mein Jawort gab.

Durch die Vergangenheit mache einen biden Strich, liebe Schwester, ich tat es schon.

Träume decken sich nie mit der Wirklichkeit, und ich habe keinen Grund, den Doktor zurückzuweisen. Er ist wohlhabend und bietet mir ein sorgenloses Leben. Wie er behauptet, auch ein Herz voll Liebe. Seine äußere Erscheinung ist nicht schön, aber auch nicht abstoßend, und ich habe das Alter erreicht, in dem man keine Ansprüche mehr zu stellen hat. Sein Charakter ist Dir von mir jedenfalls kleinlicher geschildert worden, als er ist, denn er hat ja den Mut, eine alte, vermögenslose Jungfer zu heiraten.

Ich höre Dein ängstliches Herz mich fragen, ob ich denn wisse, daß zu einer ehelichen Gemeinschaft viel Liebe gehört, um sie ertragen zu können, und was ich mir dächte.

Ich denke gar nichts, als daß ich Pflichten auf mich nehme, die ich voll und ganz zu erfüllen gedenke, ob sie mir leicht oder schwer werden wollen.

Und das Herz werde ich schon zwingen, in seinen neuen Bahnen zu gehen. Ich trete mit der Tatsache vor Deine lieben Augen. Sei deshalb nicht böse. So, wie Du bist, habe ich Deine Bedenken, Deine Mahnungen gefürchtet. Ich will aber nicht lange wägen und wählen, jetzt nicht mehr. Es könnte sein, daß der andere meinen Weg doch noch einryal kreuzte. Er soll sich nicht freuen dürfen, wie tief — — —

Was schreibe ich wieder? Soll ich den Brief zerreißen und neu beginnen? Nein! Du würdest doch in meinem Herzen lesen, Du, die Du alles weißt.

Ja, es ist nicht die Sucht der alten Jungfer, doch noch unter die Haube kommen zu wollen, es ist der Troß, der unbändige, beleidigte Stolz, der mich dies Schicksal erfassen läßt.

In mir lebt ja die Gewißheit, daß „jener“ mir noch einmal nachspüren wird. Dann soll er sehen, daß ich — nicht mehr taue als er selbst, wirst Du wohl sagen.

Sei's drum! Und ohne Vor- und Rückwärtsdenken sei es drum. Hoch lebe die Gegenwart mit ihren Abwechslungen! Es gibt so viel zu tun, daß ich alle Sinne zusammennehmen muß. Die „Tanten“ feiern mir das „Verlobungsfest“. Sie waren gewiß anfangs nicht entzückt über diesen Abschluß meiner Hausdamenstellung bei ihrem Neffen, aber was sie ihm gesagt, ließen sie mich nicht merken, hatten auch keinen Grund dazu, ich war jetzt und früher immer sehr nett zu ihnen. Sie behaupteten, schon an der Duzendteichpartie ihr Teil gemerkt zu haben. Sie haben recht; auch mir kam damals eine Ahnung, und von da an — verachte mich darum nicht! — habe ich mich bemüht, den Funken zur Flamme anzufachen.

Du glaubst nicht, welch guter Lehrmeister der Haß, der nach Rache schreit, ist.

Rache!! Was bin ich für eine eingebilbete Törrin! Werde ich denn immer um den einen Punkt kreisen, wie angefesselt an die Triebstange?

Hilf Du mir! Schilt mich! Rede mir immer ins Gewissen! Martere mich mit moralischen Vorstellungen!

Ich weiß, Du hast recht. Aber verlange von mir nicht ein Zurücktreten. Es ist umsonst.

Ich gehe den Weg weiter, den ich beschritten.

Ich will! Und dazu, daß das Wollen erfüllt werde, brauche ich Deinen heißen Glückwunsch, Schwester.

Deine Luzie.

---

Nürnberg, 15. Juli.

Ich danke Dir, Marie! Aus den wenigen Zeilen, die Du mir sandtest, lese ich viel Sorge um mich und Deine Resignation, mit der Du Dir sagst: Laß sie gehen! Sie geht doch ihren eigenen Weg.

Ja, laß sie. Sie wird schon durchkommen. Manchmal ist es ja ein wenig schwer.

Ich danke Dir für Dein Anerbieten, bei Dir bis zur Hochzeit wohnen zu wollen, von Herzen. Ich bin aber hier ganz gut umquartiert. Die Tanten nahmen mich in ihre Wohnung, weil es doch nicht schicklich sei und so weiter und so weiter.

Ich bin dankbar und froh. So bleibt mir doch Zeit für mich und meine Geschäfte.

Sonst sei außer Sorge, es geht mir gut, und wenn ich einen Wunsch habe, wäre es vielleicht der, daß des Doktors Zärtlichkeit sich etwas verkleinern würde.

Er verwöhnt mich auf seine Art. Blumen jeden Tag, nur kleine billige Marktblumensträußchen, Süßigkeiten aus unserer nächsten Bäckerei, kleine Geschenke aus dem Basar.

Ich werde noch eine beneidenswerte Frau werden.

Ja so! Du fragtest nach meiner neuen Tochter. Die ist merkwürdigerweise sehr zufrieden mit dieser Änderung. Sie heißt mich bereits Mama, und ihre Bärtlichkeit rührt mich. Ich will sie aber auch nicht enttäuschen und ihren Weg gut behüten und sie zum vielgerühmten Glück zu führen versuchen.

Luzie.

---

Mürnberg, 20. Juli.

Heute ist der Hochzeitstag festgesetzt worden, nachdem die Papiere richtig eingelaufen sind.

Am 30. August. So will es der Doktor. Es ist auch besser, rasch voranzumachen, denn ich komme vorher doch nicht zur Ruhe.

Viel zu richten gibt es im Hause drüben ja nicht. Siebert schlug mir vor, alles bis auf die nötigsten Änderungen zu lassen, und ich bin einverstanden.

Aber mein gemütliches Zimmerchen für mich allein behalten zu dürfen, das schlug er mir ab — mit einem lauten Lachen.

Wie brutal zuweilen so ein Lachen sein kann!

Du kommst doch zur Hochzeit her? Du kannst Dir doch denken, daß ich Dich an diesem Tage brauche. So fremd unter Fremden — es wäre schrecklich, erfülltest Du mir diese Bitte nicht. Wenn ich nur an diesem Tage Dein liebes Angesicht sehen kann, so wird glücklich sein  
Deine Luzie.

---

Mürnberg, 30. Juli.

Behn Tage schon, seit ich Dir zuletzt schrieb, und nun nochmals einunddreißig Tage bis zu meinem Hochzeitstag. Ich will daran denken, daß es auch nur noch dreißig Tage sind, bis ich Dich in die Arme schließen darf, meine Schwester.

Das wenige, das ich an Wäsche und Kleidern brauche, ist bestellt. Der Doktor meint, es sei noch so viel von seiner seligen Frau da, ich solle das doch mitbenützen.

Unsere Marie schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ich in die Küche kam. Sie hatte im Vorbeigehen die Bemerkung gerade angehört. Ich solle doch das ja nicht tun, denn es brächte Unglück und baldigen Tod, wenn man die Wäsche der Vorgängerin trüge. Ich lachte sie aus und bestellte weit weniger, als ich mir vorgenommen hatte.

Dachte sie, mich damit schrecken zu können?

Weil Du nach meinem körperlichen Befinden fragst: die drückende Hitze der letzten Tage liegt mir wie jedermann schwer in den Gliedern, sie treibt mir das Blut zu Kopf. Ich bedarf zum „blühenden Aussehen“ keiner Schminke, so liegt mir die Glut in den Adern. Wenn es nur wenigstens Nachts abkühlen würde! Ich liege trotz aller Schlafmittel oft bis in den Morgen schlaflos da. Daß ich dabei etwas magerer werde, ist kein Wunder. Aber ich höre allseits, das gehöre sich gar nicht anders für eine rechte Braut.

Sie sind alle mager geworden: die Mutter, Großmutter, Tante, Urgroßtante und so weiter.

Aber ich glaube, Du warst auch hier eine Ausnahme und hast in ruhiger Glückseligkeit dem Tag Deines Frauentums entgegengeträumt.

In Glückseligkeit!!

Es muß schön sein, sehr schön, wenn man jung, gläubig und liebend seinen Hochzeitstag erwartet.

Das Alter bringt so viele Stumpfheit mit. Das Blut rinnt so träge, und der Aufschwung zu höherer Freude kommt einem abhanden.

Übrigens was meinst Du — es fällt mir als Haupt-

sache natürlich zuletzt ein — soll ich zum Hochzeitskleid Schwarz oder ein dunkleres Grau nehmen. Für Weiß bin ich selbstverständlich nicht mehr „lämmerig“ genug. Bitte bald um Antwort.

Laß Dich im Geiste küssen von

Deiner Luzie.

Mürnberg, 7. August.

Meine liebe Schwester!

Woran denkst Du wieder? Meine Briefe wollen Dir Angst machen, weil sie so wenig von „Vorgängen meines Seelenlebens, das Du Dir nicht so ruhig denkst, als ich es scheinen ließe“, erzählen, ganz im Gegenteil zu den früheren. Du rätst mir, mich nochmals und wieder prüfen zu wollen, ehe ich den „ernsten Schritt“ zur Ehe hinübertue?

Liebste, laß die Gespensterfurcht! Du ahnst ja gar nicht, wie zufrieden der Doktor mit mir ist. Und wäre er es, wenn ich für seine zärtlichen Bräutigamslaunen fühle Zurückweisung hätte.

Ach was! Nimm das Leben nicht so schwerfällig, es ist doch so närrisch lustig und fidel.

Mach Deine Augen zu vor dem, was Du nicht sehen willst, stelle Dir Rosa vor, wo Du Grau zu sehen vermeinst. Bei gutem Willen geht das alles. Und ich will! Hörst Du's, ich will! Selbst die treueste Schwesterforge überschreitet dieses kleine Wort nicht.

Mehr nicht für heute. Nur noch einen Blick in Deine guten Augen mit der Bitte: Suche mich zu begreifen!

Deine Luzie.

Mürnberg, 21. August.

Beklage Dich nicht, meine liebe, liebe Marie, daß ich Deinen Brief und Deine Karten nur mit der ein-



zigen telegraphischen Versicherung meines Wohlergehens beantwortete.

Du weißt wohl nicht, wie sehr mich Deine steten, freilich nur aus der innigsten Liebe erstandenen Mahnungen — Beschwörungen möcht' ich sie fast nennen — quälen, sonst unterließeßt Du sie.

Mein „feuriger, idealer Sinn“ hat doch wahrlich so viele schmerzhaftes Nachenschläge erhalten, daß er Zeit hatte, sich der nüchternen Wirklichkeit anzupassen und seine Form zu ändern.

Und glaubst Du nicht an die Aenderung, so laß die Zeit reden. Ich habe mich doch so wunderschön in meine neue Geistesphäre eingelebt, daß ich selbst meine Freude an meiner Verwandlungsfähigkeit habe. Ich esse, trinke, spiele Karten, klatsche und tratsche und arbeite dazwischen im Haushalt mit Staubbesen und Bügeleisen und Kochlöffel wie zur Zeit, als ich noch in Stellung hier war. Daß ich mein Bücherbrett jetzt verstauben lasse, das sonst vom täglichen Besuch zeugte, daß jetzt Herta das Klavier mit ihren Übungen beherrscht, liegt eben an der Verpflichtung, alle freien Stunden dem Doktor zu widmen.

Ja so, es hat ja auch Deine Sorge geweckt, daß ich, der Macht der Gewohnheit folgend, meinen Bräutigam so tituliere — also: bitte, etwas freundlicher! — daß ich Heinrich meine freie Zeit widmen muß.

Tagsüber muß ich ja viel in seinem Hause sein, da ist es nach der Tanten Ansicht auch nicht anstößig.

Ich füge mich selbstverständlich auch hier dem erfahrenen Alter.

Ich erwarte nur täglich Deine Mitteilung, wann Du hier ankommen wirst, und gebe Dir Drahtantwort,

da wir uns dann ja hoffentlich alles, was wir auf dem Herzen haben, sagen können.

Also bis zum frohen Wiedersehen!

Deine Luzie.

München, 31. August.

Marie, ich habe in den wenigen Stunden unseres Beisammenseins das Alleinsein mit Dir gelohnt, Du wußtest warum. Ich wollte Dich nicht hören müssen, Deine mahnenden Augen sprachen genug. Und nun der Schritt getan ist in maßloser Verblendung und törichtem Troß, nun kann ich doch nicht mehr, ich muß die gräßliche Last vom Herzen haben. Hilf mir tragen!

Ich stöhne auf vor Schmach und Grauen — es ist entsetzlich, eines Mannes Weib zu werden ohne Liebe!

Mich ekelt vor mir selbst, und meine feige, kleinliche Seele verachte ich.

Warum habe ich das getan? Aber wußte ich denn, was Ehe sei? Weiß es irgend eine von uns recht zuvor? Man ahnt, man ist aufgeklärt — man weiß aber nichts.

Und doch! Das, was ich wußte, hätte genügen müssen, meine Selbstachtung wachzurütteln, meine Scham aufzupeitschen, daß beide noch in letzter Stunde „Nein!“ riefen. Aber ich war feig und schlecht.

Feig, weil ich den Bruch und die für mich daraus entstehende Lächerlichkeit fürchtete, schlecht, weil ich mich selbst so niedrig taxierte, daß ich sagte: So viele vor dir sind nicht durchs Tor der Liebe, sondern durchs Tor der Vernunft zur Ehe eingegangen, sie haben es alle ganz gut fertig gebracht, denke nicht, du feiest etwas Besseres.

Besser! Tausendmal schlechter bin ich als sie, denn — es ist ja nicht wahr, daß ich jenen anderen hasse

und verachte! Ich liebe ihn, liebe ihn so heiß, so verlangend wie je.

---

Marie, warum habe ich Dich nicht hören wollen, warum habe ich Dich betrogen mit Briefen und Worten, wie ich den Mann betrog, der mir seinen Namen gab?

Was mich dazu trieb, frage ich mich heute entsetzt. Ich finde keine Antwort. Es schweigt alles in mir bis auf das eine.

Siebert ist zum Friseur gegangen. Er mochte mir die innere Qual ansehen, begreifen kann er mich nicht. Mit einem gutmütigen Witzwort empfahl er mir, vor dem Dienstpersonal des Hotels mir die Neuvermählte nicht anmerken zu lassen.

Und ich mußte mich küssen lassen!

Was ich bisher duldete ohne jegliche andere Empfindung, als wenn mich ein Bruder küßte, das verursacht mir jetzt eine physische Qual, und ich muß alle Selbstbeherrschung aufbieten, um mich nicht zu verraten. Und ich fragte mich, soll man sich daran je gewöhnen können, wie man an so manches andere Häßliche sich auch gewöhnt? Es schrie in mir: „Nein!“

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, stand ich vor dem Schranke und wollte nach dem Gute langen und fort, hinaus — weg aus der Welt.

Da stand des anderen Bild vor mir, lachend, die spöttischen Augen auf mich gerichtet — ich ließ die Hand sinken und flüchtete zu Dir.

Und nun sage, warum hält mich der Glende, der mir alles bis auf die Selbstachtung nahm, hier zurück?

Bah! Er ist's ja gar nicht! Meine Feigheit ist's — nein, meine Sehnsucht, meine Sehnsucht!

Endlich hast Du die Wahrheit, die tief im innersten Herzenswinkel lauerte.

Sage nicht: „Schlechtes Weib!“ Marie. Sage:  
„Armes, armes Weib!“

So töricht im Glauben, so zwiespältig im Handeln  
so einfältig im Hoffen!

Einmal, nur einmal noch möchte ich die Wahrheit  
aus Deinen Zügen lesen können, Du, der Du mir das  
Höchste und Beste warst! Und hätte ich sie erkannt,  
dann — — —

Man kommt — leb wohl! Nichts schreiben, ich bitte  
dich — nichts!

Luzie.

Mürnberg, 7. September.

Geliebte Marie! Der letzte Brief an Dich liegt noch  
in meiner wohlverschlossenen Mappe, vielleicht lege ich  
auch diesen dazu und noch einen und so fort. Du  
bekommst Postkarten von dem „glücklichen Paar“. Für  
Dein Schwesterherz und Deine Sorge ist es besser so.  
Und für mich? Wer kann mir helfen?

Ich versuche das stolze Wort wahrzumachen, das ich  
vor Wochen so geläufig im Munde führte: meine Pflicht  
zu tun. Meine Selbstachtung geht dabei zu Grunde;  
denn ich will besser scheinen, als ich bin.

Dem Manne neben mir ist meine Seele ein Buch  
mit sieben Siegeln. Er ahnt sie nicht, ihm genügt das  
andere, und ich verhülle sie schamhafter vor ihm, denn  
sie ist mein, mein allein!

Wir sind seit gestern von der Reise zurück — Gott  
sei Dank! Arbeit und wieder Arbeit will ich mir schaffen,  
das alte Allheilmittel muß helfen. Vielleicht — —

Vielleicht? Marie, was soll das heißen? Man klopfte  
vorhin, man rief mich. Herta stand vor der Tür, in  
der Hand — blühende, glühende Rosen. Rosen so

auserlesener Schönheit, wie sie nur einer für mich hatte: er!

Nun brennt mir die glühende Frage im Gehirn: Was soll das sein, was werden? Ich eile, in den Blumenladen zu kommen, denn ich muß wissen, woher. Und nun magst Du die Briefe haben, denn meines Schicksals Lauf geht unaufhaltsam voran. Das „Jetzt“ war Stagnation im trübsten, trostlosesten Sumpf. Ich ahne frische Lebensquellen, die mich mein Ich wiederfinden lassen können, oder einen reißenden Strom, der mich mit sich nimmt.

Wie immer auch, es muß Erlösung sein!

Luzie.

Nachschrift: Seinen Blumen folgend ein Brief! Fünf Worte: „Morgen um fünf Uhr bin ich bei Dir!“

Und das Morgen ist heute — heute!

Und sei er der Schlechteste der Schlechten, er kommt doch zurück!

Ich denke an nichts, als daß ich ihn sehen, hören, seine Nähe fühlen werde.

Luzie.

Nürnberg, 8. September.

Denkst Du noch eines Liedes, mein Schwesterlein, das ich Dir früher oft sang? Frau Mette! —

„Herr Bender lockt sie auf seinen Hof  
Mit seinem Lied gewaltsam!“

Über blumige Wiesen, über feuchten Sand, durch Dornengestrüpp, über Wasser und Wehr — sie mußte zu ihm! Zaubergewalt der Liebe!

Was lockt mich jetzt? Stimmen der Ewigkeit, die vom Geheimnis der tiefsten Ruhe raunen? Lacht das Schicksal der von ihm Genarrten ins Gesicht?

Es ist still in mir, und die Zwiespältigkeit ist abgefallen, aber es ist mir auch, als sei das Leben in mir schon erloschen.

Vom höchsten Glück zum tiefsten Elend nur ein winziger Schritt — man taumelt nicht einmal, man fällt rasend schnell, ohne Befinnung, und unten erst erwacht man — ein Bermalmer, der sich mit dem Sterben abquält. —

Er kam. Gestern um fünf Uhr also mit dem Schnellzug. Ich ging zur Bahn.

Wir standen, die Hände fest ineinandergefügt, die Blicke versenkt, eines in die Seele des anderen tauchend.

Er zog mich an sich und küßte mich; ich konnte ihm nicht wehren, mir war, als spränge der Reigen von meinem armen Herzen. Ich hatte keinen Gedanken eines anderen Jetzt, als daß er bei mir sei, ich ihn wieder hätte.

Wir sind wortlos in einen Wagen gestiegen, still fuhr ich mit ihm und ging mit ihm ins Hotel. Er hatte sich seine Zimmer bestellt, den Blick zur Burg hinauf.

Und hier am Fenster stehend fragte er mich: „Lieb, sage, was hast du gedacht in all der Zeit meines Schweigens. Bist du nicht irre an mir geworden, hattest du Glauben an mich?“

Ich hob meine Augen frei zu den seinen, sah ihm voll Glück hinein und glaubte, was ich sagte: „Wie hätte ich an dir zweifeln können?“

„Du bist, wie ich dachte. Größer, besser als die anderen, der Ausnahmemensch, als den ich dich lieben lernte. Aber schwer ist es dir geworden. Du siehst angegriffen aus.“

„Schwer? Jetzt, wo ich dich habe, weiß ich's nicht mehr,“ sagte ich und lehnte meinen Kopf an seine Brust.

Er zog mich zu einem Sofa nieder, dort wollte er mir beichten.

Er hatte eine Frau und ein Kind — sie waren es beide, die ich in Zürich sah. Sie war ihm nicht treu gewesen, und als sie wußte, daß er sich scheiden lassen wollte, floh sie mit dem Kinde aus Boston, wahrscheinlich mit dem Liebhaber. Dem spürte er nicht nach. Ihm galt es nur ums Kind, das er nicht lassen wollte.

Daher seine Reise ihr nach. Von Ort zu Ort fand er ihre Spuren auf trotz aller Vorsicht. Hier in Nürnberg fand er sie erst in letzter Stunde — er hatte ja vierundzwanzig Stunden verloren durch mich. Nun mußte er sie erst recht erreichen, denn es ging ums Lebensglück. Aber immer war es dieselbe Jagd; sie wußte, daß er ihr folgte, und war schlangenkug. An dem Tag, an dem er mir seine Rückkehr meldete, war er schon müde des vergeblichen Jagens. Da fuhr sie an ihm vorüber, zu spät seine Nähe gewahrend. Nun mußte ich warten, und sein Glaube an mein Vertrauen auf ihn war so groß, daß er nur in Blumen zu mir sprach. In Zürich endlich standen sie sich gegenüber. Auf der Fahrt zum Rechtsanwält verunglückte Francis Tower. Das Weib hätte es mir sagen können, daß es nicht gut um ihn stand, denn als ich bei ihr war, hatte er schon begonnen zu delirieren. Sie hörte meinen Namen, er verriet seine Liebe, und daß ich nichts von ihr wisse. Es quälte ihn das Geheimnis, das er mir, um mir Sorgen und Zweifel zu ersparen, verschwiegen hatte. Sie ist ein Teufel mit Engelszügen. Meine Qualen las sie mir vom Antlitz ab und stieß mich tiefer als in den Tod.

Er hat es nicht geahnt, daß ich in Zürich war, ihm so nahe. Sechs Wochen lag er, schwach wie ein Kind, zwischen Leben und Tod. Sie duldete er nicht um

sich, aber sie bewachte seine Krankenstätte. Das Telegramm, das er mir schicken ließ, am 24. August, das mir seine schwere Erkrankung melden sollte, das mich vielleicht, ja gewiß gerettet hätte aus aller Herzens- und Gewissensnot, das unterschlug sie.

Erkennst Du mein Verhängnis?

Er kräftigte sich sehr langsam, aber noch in der größten Schwäche und heimlich, ohne daß das Weib es inne ward, ließ er sich den ihm bekannten Rechtsbeistand holen und übergab diesem sein Kind zur Hut. Es muß eine wüste Szene gegeben haben, als die Frau hinkam und dies entdeckte. Ihn hat es für Tage zurückgeworfen. Als er wieder besser war, hatte sie schon Zürich verlassen. Und dann, noch halb krank, reiste er hierher.

Wie ich es Dir so ruhig schreiben kann, so hörte ich ihn ruhig an.

Es war mir, als erzähle er mir eine Geschichte von sich, die nichts mit mir zu tun hatte. In meinem Gehirn war ein Teil des Denkvermögens ausgeschaltet — der, der zur jüngsten Vergangenheit führte.

Ich lebte nur im unaussprechlichen Glück der Gegenwart. War ich doch so müde geheizt von Gedanken und Sehnen und hatte nun meine Ruhestatt gefunden.

Als der Abend dämmerte, bat mich Frank, mit ihm zur Burg hinaufzugehen. Ohne Besinnen nahm ich Hut und Handschuhe, und Hand in Hand gingen wir den Weg von einst.

Ich hatte vergessen, daß mich die Pflicht des gegebenen Wortes anderswohin rief, wo man meiner wartete, sich vielleicht um mich ängstigte.

Das Bild von oben war wieder herrlich. Dunkelblau das Firmament, und drunter Nürnbergs Straßen und Gassen im Lichtmeer der elektrischen Beleuchtung;



die spitzen Giebeldächer in verschwimmenden Linien, sich dem Dämmergrau mit seinem rötlichen Lichtreflex geheimnisvoll vermengend. Zu unserem Turm hinan, der massig und düster vor uns stand, konnten wir nicht mehr.

Die Herzen voll, den Mund schweigsam, eines nahe dem anderen, gingen wir zurück.

Er kannte den Weg noch. Ich wunderte mich. Er meinte, auf dem Plane sei er ihn in Gedanken an mich wohl hundertmal wieder gegangen all die Zeit her.

An der Cramer-Klett-Straße blieben wir stehen und suchten die Bank, unsere Bank, auf der wir damals gegessen. Wir fanden sie nicht gleich und gingen suchend in die Anlage hinein.

Ich weiß nicht, ob er schon lange uns gefolgt war, ob er uns jetzt erst in den Weg trat — vor mir stand plötzlich mein Mann.

Er sah fürchterlich aus, die Augen funkelnd vor Born und Wut, Haar und Bart, als habe er darin gewühlt, so unordentlich, der Mund verzerrt in grinsendem Hohn. Mein Handgelenk packte er und zog mich mit brutalem Ruck von der Seite Francis Towers.

Was ich hören mußte an Beschimpfungen und sinnlosen, gemeinen Anschuldigungen — ich kann es nicht wiederholen. Ich vermochte mich nicht zu wehren, ich stand erstarrt, im Schreck der Schlafwandelnden, die man plötzlich erweckt und denen der Abgrund zu ihren Füßen gähnt.

Francis trat dem Wütenden empört entgegen. Vielleicht dachte er, einen Geisteskranken vor sich zu haben. Mir wurde schwach, ein Brausen tönte mir in den Ohren. Ich suchte nach einer Stütze. Im Gleiten und Fallen hörte ich noch Sieberts gräßliches Lachen, spürte, wie Francis Towers Arme mich faßten.

Ich glaube nicht, daß ich lange ohnmächtig gelegen, es können nur Sekunden gewesen sein, daß die Sinne versagten.

Auf einer Bank, von seiner Stimme gerufen, wachte ich auf.

Rasend pochte mein Herz, als ich durch die Düsterteit durch die Blässe seines Gesichtes sah. Ich hielt ihm die Hände entgegen und faßte sie fest, als könne ich ihn mir so halten.

Und die Frage kam: „Luzie, wer war dies?“

Mein Herz sprang fast vor Angst, meine Sinne suchten nach einer Lüge, aber der Mund sprach wie unter einem unerbittlichen Muß: „Mein Mann!“

„Wie sagst du?“

„Mein Mann!“ Ich brachte nur die beiden Worte heraus und konnte ihm nicht mehr ins Gesicht schauen.

Kein Wort, keinen Ton hörte ich.

Da zwang es mich aufzuschauen.

Er stand an den nächsten Baum gelehnt, mir mit dem Rücken zu, die Hände vor den Augen.

Es ist grausam, auf sein Todesurteil warten zu müssen, ich hielt's nicht aus, trotzdem ich wußte, es müsse kommen.

Leise rührte ich seinen Arm an. Wie von Gift berührt, fuhr er auf und stieß meine Hand weg.

Noch einmal demütigte ich mich und rief mit flehender Bitte seinen Namen.

Er wandte sich wohl, aber in seinem Gesicht war kein Zug mehr, der von Liebe sprach. Schmerz, Zorn und Verachtung — das las ich darin. Und man sagt: Liebe sieht scharf.

Er wehrte mir das Näherkommen. „Geh! Also auch du, auch du betrügst und belügst! Fort, nur fort von mir!“

Ich hatte es ja gewußt und nicht besser erwarten dürfen. Leise, von ihm, den sein Schmerz der Enttäuschung marterte, ungehört und ungesehen, schlich ich davon.

Wohin? Nach dem, was ich bisher mein Haus genannt — nie mehr!

Ich könnte vor den Mann dort hintreten und sagen: Du tußt mir unrecht — ich habe mir nichts vorzuwerfen, nichts in dem Sinne, wie du es meinst. Aber ich habe gesündigt wider mich selbst, denn ich bin deig Weib geworden ohne Liebe zu dir, ich bin mir selbst und meiner Liebe untreu geworden. Das ist das schwere Unrecht, das mir ein anderer nicht vergeben will, und das ich zu sühnen suche.

Der Mann würde mich nicht verstehen können in seiner Kleinlichkeit.

Ich bin aus der Stadt gegangen, und weil ich Dir, meine Schwester, noch alles sagen mußte, mit einem Lebenswohl für ihn, habe ich mir ein Zimmer genommen für diese Nacht in dem einfachen Gasthaus, in dem wir im Sommer zusammen Abendbrot aßen, als wir auf dem Duzendteich die unvergeßlichen Stunden verlebten.

Morgen geh' ich früh, sehr früh still davon.

Gib ihm meine Briefe und sag es ihm, daß meine Liebe dennoch — dennoch stärker war als der Tod. Er soll's aus ihnen lesen, wie ich geliebt, was ich gelitten, gekämpft und was mich noch auf der Erde hielt, als ich ihm und mir untreu geworden war.

Meine Sehnsucht hat sich doch erfüllt! Einmal noch sah ich ihn und weiß, daß er mich geliebt hat. Das ist Glück genug, um mit einem Lächeln auf den Lippen zu sterben.

Wenn es geht, Sorge, daß ich still ausgelöscht werde aus der Liste der Lebenden — ohne Skandal und viel

Gerede. Daß, was mir den ewigen Schlaf gibt, trage ich seit der unseligen Stunde in Zürich bei mir. Sagt, ein Herzschlag sei's gewesen, das klingt glaublich.

Ich habe auch Siebert noch diese letzte Bitte ausgesprochen; die Briefe lege ich noch selbst in den Schalter.

Und nun leb wohl! Denke, daß ich glücklich bin in meiner Ruhe, und beweine mich nicht. Ich habe doch nicht umsonst gelebt.

Deine Luzie.

München, 9. September.

Marie, gibt es ein Auferstehen schon auf Erden? Mir scheint es so, ich bin wie traumbefangen.

Ich lebe wieder! Nicht, daß ich schon den letzten Schritt getan hatte — verstehe mich! Ich hatte innerlich nichts mehr zu tun hier, ich war bereit zu scheiden. Dem Tag habe ich entgegengeharrt, und als er da war, machte ich mich fertig.

Meine kleine Rechnung mußte ich noch begleichen und ging zur Wirtin hinab.

Von der Treppe aus sah ich bei ihr einen Mann stehen.

Zwei Schritte noch — vor mir stand Francis Tower mit einem Gesicht, das Kummer und eine durchwachte Nacht deutlich verriet, mit Augen voll Liebe und voll von Vorwürfen, tausend Bitten darin und Fragen.

Ich konnte keinen Schritt ihm entgegen tun, brauchte es auch nicht, denn er winkte der Frau zu und kam zu mir. Er nahm meinen Arm fest in den seinen und führte mich schweigend hinüber unter die Bäume des Parkes.

Ich ging mit schweren Füßen und wie im Traume neben ihm her.

Wir setzten uns auf die nächste Bank, seine Liebes-

worte, zart und innig, flossen wie warme Wellen über mich hin. Ich mußte ihm alles sagen, alles klagen und beichtete mein Herz frei.

Er verstand und begriff und — verzieh. Seine Liebe, die so schnell aus ihrem Zorn erwacht war, und die ihn nicht ruhen noch rasten ließ, als er sah, daß ich von ihm gegangen war, führte ihn an die Orte, die wir im Glück zusammen gesehen hatten. Er war mir fast die halbe Nacht nahe gewesen, war herumgeirrt im Park, und erst zuletzt kam es ihm, hier zu fragen.

Daß er nicht später kam, hat ein höheres Walten gefügt.

Als es Zeit war, rüstete ich mich, zu Siebert zu gehen. Als ein neuer Mensch, der stolz genug ist, auch sein Unrecht einzugestehen, wollte ich vor ihn treten und ihm abbitten, daß ich ohne Liebe sein Weib geworden war.

Francis wollte es nicht dulden, denn in ihm loberte noch die Empörung, strömte noch der Zorn, daß man mich gestern zu beschimpfen gewagt. Er selbst wollte hin, er wollte reden!

Mit Mühe brachte ich ihn von dem Gedanken ab.

Es war eine häßliche und schwere Stunde, die ich durchleben mußte, Marie!

Man hatte mich nicht erwartet — natürlich! Sie saßen alle beisammen: der Mann, die Tanten, sogar das Kind durfte ihre giftigen Reden hören, und es saß und horchte und sah mich an mit den Augen voll neugieriger Furcht, wie etwas, das uns im höchsten Grade schreckt und doch wieder interessiert.

Wenn auch mein Herz klopfte, ich stand ohne Bittern vor diesen Splitterrichtern, und ich mußte sehen, wie sie mich reden ließen, nur um ihrer Neugier Genüge zu tun.

Sie haben nicht gewagt, mir das ins Gesicht zu sagen, was sie hinter meinem Rücken zischeln werden. Sie stellten sich hinter den Wall ihrer Kleinlichkeit und warfen kleine, spitze Wortpfeile auf mich. Man könne eben nicht vorsichtig genug sein bei der Wahl einer Gattin — es sollten immer die äußeren wie die inneren Eigenschaften zusammenpassen — in eine so solide, altachtbare Familie passe kein moderner, leichtfertiger Geist. Schließlich, da ich zu allem schwieg, zu stolz, auch nur ein Wort der Verteidigung zu reden, fragte mich eine der Tanten, was ich mit mir zu nehmen gedächte, da ich ja kaum etwas eingebracht habe.

Ich hatte genug. In aller Weisheit packte ich die Kleinigkeiten, die mir als Andenken teuer waren, und meine Bücher; vom übrigen überließ ich's ihnen, mir zu senden, was sie als mein Eigentum erkennen wollten.

Als ich ging, reichte ich keinem die Hand. Die Tanten sahen mich mit hämischen, bösen Gesichtern an. Siebert hatte mir den Rücken gekehrt und schaute sich nicht um.

Als ich die Treppe hinunterstieg, schlich mir jemand leise nach. Ich fühlte mich umschlungen und Hertas warme, tränennasse Wange an der meinen.

„Warum gehst du fort? Ich glaube nicht, was sie von dir sagen, du bist doch gut, und ich habe dich immer lieb!“

Sie huschte weg, ehe ich ihr noch ein liebes Wort gesagt. Oben rief man nach ihr.

Als ich auf die Straße trat, tat ich einen tiefen Atemzug. Gottlob, da war andere Luft als da oben!

Mit Francis bin ich dann hierher gefahren zu einer ihm befreundeten Familie. Bei der wohne ich.

Sobald unsere Geschäfte bei dem Anwalt, den er mir für den Scheidungsprozeß gewählt, erledigt sind,

komme ich zu Dir. Ich weiß, daß Du mir ein Heim bietest, bis Francis kommt und mich zu sich holt.

Das Glück steht vor mir wie eine goldene, glühende Sonne; noch sind meine Augen zu schwach, hineinschauen zu können, es blendet mich. Aber die werden sich schon an das Licht gewöhnen, und das Herz wird endlich glauben lernen, daß das Märchen zur Wirklichkeit geworden ist

Deiner Luzie.





# Neue Forschungen über das Geistesleben der Tiere.

Don Th. v. Wittembergk.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

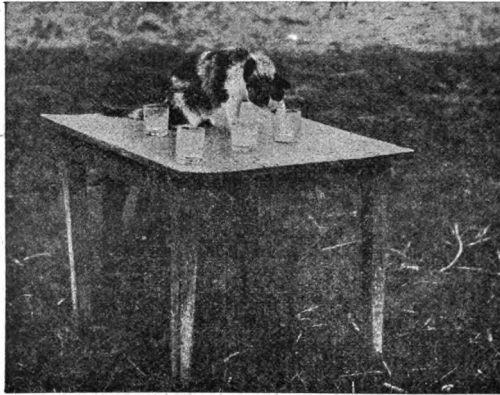
Die Frage, ob die Tiere Verstand besitzen, ob sie sich gewisse Vorstellungen bilden und daraus bestimmte Schlüsse ziehen können, ist schon zahllose Male aufgeworfen worden, zu ihrer Klärung und Beantwortung hat man Schriften über Schriften verfaßt und eine Unmenge von Anekdoten und gelegentlichen Erfahrungen vorgebracht. In der Gegenwart pflegt man wissenschaftliche Probleme nicht mehr durch bloße Erörterungen zu ergründen, sondern sucht sie, soweit es angängig ist, durch Versuche zu erforschen.

Diesen Weg hat man jetzt auch zur Vertiefung der tierischen Seelenkunde eingeschlagen. In Paris ist ein Institut für tierische Psychologie gegründet worden, dessen Schöpfer und Leiter der hervorragende Naturforscher P. Gachet-Souplet ist. Obgleich seit der Gründung nur eine verhältnismäßig kurze Zeit verflossen ist, sind doch bereits zahlreiche wichtige Ergebnisse erzielt worden, die unser Wissen über das Sinnes- und Geistesleben der Tiere in hohem Maße bereichern.

Das Institut ist ein von alten Bäumen umgebenes, großes Landgut. Geräumige Ställe schließen breite, mit Fliesen belegte Höfe ein. Dazu kommen eine offene



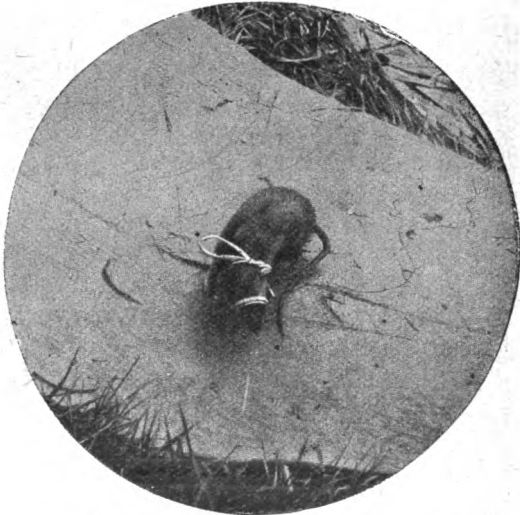
Halle mit einem Taubenschlag auf dem Dach, verschiedene Verschläge, um gewisse Tiere abzusondern, ein Aquarium und ein Laboratorium, das zum Studium kleinerer und kleinster Tiere bestimmt ist. In der Tiefe des Grundstücks befindet sich ein großer Teich und ein Gehölz. Infolgedessen können Insekten, Fische, Krebse, Mollusken, Vögel und Säugetiere, ein jedes nach seiner Art, hier genau so leben, wie es in der



Die Katze erkennt das rote Glas.

freien Natur der Fall ist. Auch sieht man bei der Anstellung von Untersuchungen völlig davon ab, die Tiere aus ihrer natürlichen Umgebung herauszureißen, sondern sucht sie vielmehr an Ort und Stelle auf, um ihre Lebensgewohnheiten ohne die geringste Störung für sie erforschen zu können. Wenn man beispielsweise das Treiben der Fische, Kruster und Mollusken beobachten will, so fängt man sie nicht aus dem Teich heraus, sondern die Gelehrten des Instituts legen einen Taucheranzug an und steigen auf einer Treppe in den Teich hinab.

Die bisherigen Untersuchungen haben zunächst gezeigt, daß die Sinne der Tiere vielfach anders arbeiten als bei uns Menschen. Zahlreiche Versuche haben zum Beispiel bewiesen, daß der Gesichtssinn sehr vieler Arten unendlich schärfer ist als der unsere. So haben die Vögel eine fast wunderbare Gesichtsschärfe. Eine



Die Ratte findet mit verbundenen Augen ihren Weg.

Schwalbe unterscheidet eine Mücke in einer Entfernung von 400 Meter. Ein Geier bemerkt Knochen eines Pferdes, die auf die Spitze einer Stange gesteckt worden sind, auf 5 Kilometer hin. Wenn Brieftauben in einer Höhe von 800 Meter schweben, sehen sie 100 Kilometer weit. Diese außerordentliche Gesichtsschärfe befähigt sie, ihre Fernflüge mit so erstaunlicher Sicherheit zurückzulegen.

Aber nicht nur die Schärfe des Gesichtssinnes,

sondern auch die Farbenempfindlichkeit wechselt bei den einzelnen Tierarten. Fische, Schlangen und Lurche können mit Ausnahme von Grün, Braun und Rot die Farben nicht unterscheiden. Umgekehrt erkennen die Säugetiere alle Farben des Spektrums sehr genau. Mit einer Katze hat man in dem Institut folgenden



Der Nachttrabe sieht im Spiegel den Fleck auf seinem Flügel.

Versuch angestellt. Man ließ sie eine Zeitlang aus einem Glas trinken, das rot bemalt war. Dann setzte man ihr später zu dem roten noch Gläser von derselben Form wie das erste vor, die aber violett, blau, grün, braun und orange gefärbt waren. Alle diese Gläser waren zugedeckt, so daß ihr Inhalt nicht sichtbar war. Gleichwohl lief die Katze stets sofort direkt nach dem roten Glas, ein Zeichen, daß sie die rote Farbe sicher erkannte.

Eine außerordentliche Ausbildung und Feinheit hat bei manchen Tieren der Tastsinn erlangt. Zu ihnen gehören die Fledermäuse. Vermöge der Feinheit ihres Tastsinnes können sie in der Dunkelheit fliegen, ohne mit ihren gebrechlichen Flügeln an irgend einen Gegenstand anzustoßen. Um den Flug der Fledermäuse zu prüfen, brachten die Zoologen des Instituts unter den Ästen eines hohen Baumes des kleinen Wäldchens einen nischenartigen Kasten an, an dem sie eine Blendlaterne befestigten. In dem Gehäuse nahm einer der Gelehrten in der Nacht als Beobachter Platz und



Der Ameisenigel steckt die Zung



konnte nun das Gehen und Kommen der Fledermäuse überwachen. Auf diese Weise vermochte er eine geradezu wunderbare Feinheit des Taftgefühls bei diesen Tierchen fest-

zustellen. Sie nehmen nämlich einen Gegenstand schon aus der Ferne wahr. Die

Erklärung für diese Erscheinung ist folgende. Stellt sich den Fledermäusen auf ihrem Flug ein Gegenstand in den Weg, so wird die Luft, die sie mit den Flügeln schlagen, durch das Hindernis aufgehalten. Infolgedessen entsteht eine Störung der Luftzirkulation. Diese leise Störung aber empfinden sie mit-

in das trichterförmige Gefäß.

tels ihres Tastsinns sofort und erkennen so die Gefahr, die ihnen droht, so daß sie die Richtung ihres Fluges entsprechend ändern können.

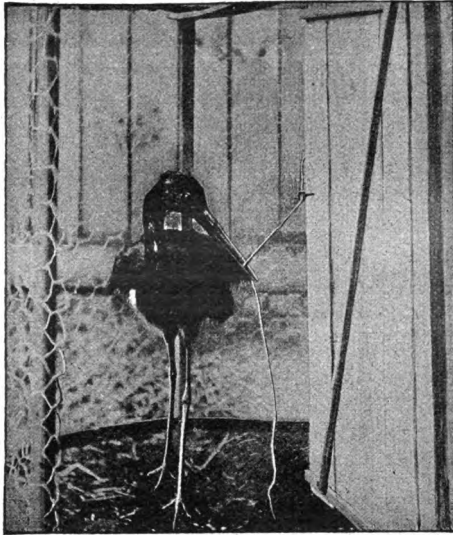
Frösche und einige andere Wassertiere, ja sogar verschiedene Landtiere sind mit einer Fähigkeit ausgestattet, die dem Menschen gänzlich fehlt, nämlich der, die Feuchtigkeit aus der Ferne wahrzunehmen. Man könnte hier geradezu von einem sechsten Sinn sprechen. Sie empfinden, von welcher Seite her die Luft am feuchtesten ist, und lenken demgemäß ihren Lauf mit der größten Sicherheit nach den Teichen und Quellen. Zu wiederholten Malen hat der Leiter des Instituts für Tierpsychologie Frösche und Kröten drei und vier Kilometer entfernt von einer Lache niedergesetzt. Sobald sie losgelassen waren, wandten sie sich nach einigem Zögern immer und in fast gerader Linie nach der Richtung der Lache. Eine alte, blinde Kröte war in dieser Hinsicht besonders geschickt. Man setzte sie in geringer Entfernung von einer Wasseransammlung auf einer kleinen Scheibe nieder, die durch Schnüre gedreht wurde. Solange sich die Scheibe drehte, und wenn es auch nur langsam geschah, blieb die Kröte völlig unbeweglich. Aber kaum hielt der Apparat an, so sprang sie auch schon dem Wasser zu.

Eine Wasserratte, der man die Augen fest verbunden hatte, verfuhr in der gleichen Weise. Auch dann, wenn man sie auf eine größere und schneller gedrehte Scheibe gesetzt hatte, fand sie doch schließlich sicher ihren Weg nach dem Wasser.

Gewisse Erfahrungen deuten übrigens darauf hin, daß diese Fähigkeit nicht allein den Wassertieren eigen ist. So hat der Naturforscher David Allen bei den Schaf- und Rinderherden Australiens beobachtet, daß sie, wenn sie zum Verkauf getrieben werden, plötzlich

den Kopf heben, die Luft stark einziehen, sich zu Boden werfen, sodann wieder aufspringen und zwei bis drei Kilometer weit in gerader Linie nach einer Quelle laufen, die ihnen selbst wie ihren Treibern gänzlich unbekannt war.

Eine der wichtigsten Fragen der Tierpsychologie ist die, ob die Tiere eine Vorstellung von ihrem eigenen Ich besitzen. Ein vortreffliches Mittel, um dies fest-



Der schwarze Storch öffnet die Tür seines Futterhauses.

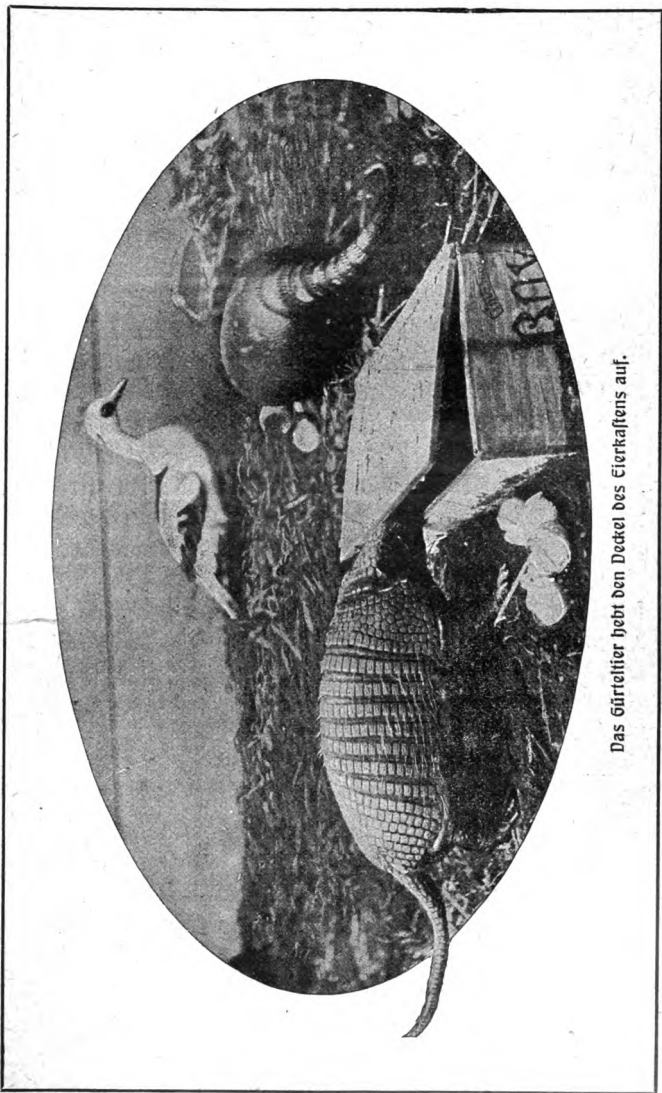
zustellen, besteht darin, sie vor einen Spiegel zu führen, damit sie sich darin betrachten können. Im allgemeinen sind Tiere, die sich im Spiegel wiedererkennen, ziemlich selten. In dem Institut für Tierpsychologie besitzt man aber mehrere Papageien und einen Nachtraben, die sich genau wiedererkennen und ihr Bild mit ihrem Außern zu vergleichen wissen. Wenn sie im Spiegel

einen auffälligen Fleck auf ihrem Flügel oder Schwanz bemerken, so drehen sie nach ihm den Schnabel um, aber nicht nach dem Bild, sondern nach dem wirklichen Flügel oder Schwanz. Ebenso betrachten eine weiße Ratte und mehrere andere kleine Mager gern ihre langen Schwänze im Spiegel.

Von allen Tieren sind es die Affen, welche sich am besten eines Spiegels zu bedienen wissen, und die deshalb die klarste Vorstellung von ihrem Ich besitzen müssen. Sie setzen sich vor dem Spiegel nieder, um in ihm jene Teile ihres Körpers, welche sie schlecht besichtigen können, wie die Ellbogen, zu betrachten. Auch bereitet es ihnen großes Vergnügen, in ihm ihre Zähne, den Hintergrund der Mundhöhle und die Vorräte, die sie in den Bäckentaschen tragen, zu beäugeln.

Aber ist das Tier auch fähig, Erfahrungen zu sammeln, sie zu verbinden und daraus Schlüsse zu ziehen? Nach den Beobachtungen im Institut für Tierpsychologie sind die Tiere, die Erfahrungen zu sammeln und zu verwerten vermögen, sehr zahlreich. Besonders zeigt sich ihre Kombinationsgabe nach der Seite hin, die mit der Nahrungsbeschaffung zusammenhängt. Man hat im Institut Fische, Frösche, Reptilien, Vögel und Säugetiere gezwungen, die Türen zu ihren Futterbehältern selbst zu öffnen. Eine ganze Reihe von Fischen verstand es dabei, zwar die Tür von dem Futterbehälter, der in dem Teich angebracht war, aufzustoßen, dagegen lernten sie es nicht, die Klinke der Tür zu ihrer Öffnung in Bewegung zu setzen. Der größte Teil der Vögel dagegen ist scharfsinnig und berechnend. So hat man einen schwarzen Storch dazu gebracht, mittels einer Schnur die Tür zu dem Gehäuse zu öffnen, das sein Futter enthielt. In ähnlicher Weise haben Sperlinge ganz allein ge-





Das Gürteltier hebt den Deckel des Eierkastens auf.

lernt, ihr Wassernäpfchen an einem Bindfaden zu sich heranzuziehen und die Klappe ihres Futterkästchens zu öffnen. Sogar Gürteltiere lernen es, den Deckel des Kastens aufzuklappen, in dem die Eier, mit denen man sie füttert, aufbewahrt werden. Sehr geschickt weiß weiterhin mit der Zeit das Schnabeltier durch das Ziehen an einer Schnur die Tür seines Käfigs zu öffnen.

Für das Erinnerungsvermögen und die Überlegung des Ameisenigels spricht folgendes Erlebnis. Man hatte ihm eines Tages seine Ameisen in einem trichterförmigen Gefäß vorgesezt, das er aber nur ein einziges Mal erhielt. Als er einen Monat später von seinem Wärter ausgeführt wurde und zufällig das Gefäß an seinem Wege stehen sah, erkannte er es sofort wieder, drängte sich mit aller Gewalt nach ihm hin und steckte sogleich seine lange Zunge in die Öffnung hinein, wie es unser Bild auf S. 168 und 169 darstellt.

Das beste Gedächtnis und eine vortreffliche Auffassungsgabe besitzt das Pferd. In dem Institut für Tierpsychologie hat man einen russischen Pony dazu angelehrt, mit der Nase Regel zu schieben und ferner eine Kugel mittels einer Kelle, die man an seiner Brust befestigt hat, zurückzuwerfen.

Manche Tiere sind befähigt, wahre geistige Operationen vorzunehmen. So vermögen Hund die Eigenschaften der einzelnen Gegenstände abzuwägen und sie danach zu beurteilen. Vor einen Hund des Instituts legte man zum Beispiel acht polierte Steine von genau derselben Größe und Form, aber von verschiedenem Gewicht nieder. Man zeigte nun dem Hund den schwersten Stein mit den Worten: „Der schwerste!“ und darauf den leichtesten mit den Worten: „Der leichteste!“ Mehrere Wochen hindurch wiederholte man dieses Experiment. Am Schluß der Lehr-

zeit war der Büdel im Stande, auf Befehl den genannten Stein auszuwählen. Sollte er einen der beiden Steine apportieren, so hob er alle erst auf, ehe er sich entschied, und brachte dann den leichtesten oder schwersten, je nachdem ihm der Befehl erteilt



Das Schnabeltier öffnet die Tür seines Käfigs.

worden war. Es mußte sich also in ihm eine Vorstellung von der Schwere gebildet haben.

Der Zeitsinn ist bei manchen Tieren sehr gut ausgebildet. So weckt ein Kronenkranich einen ihm befreundeten Dalmatinerhund jeden Morgen, sobald er über die bestimmte Stunde hinaus schläft, durch Schnabelhiebe, die er ihm auf das Halsband versetzt.

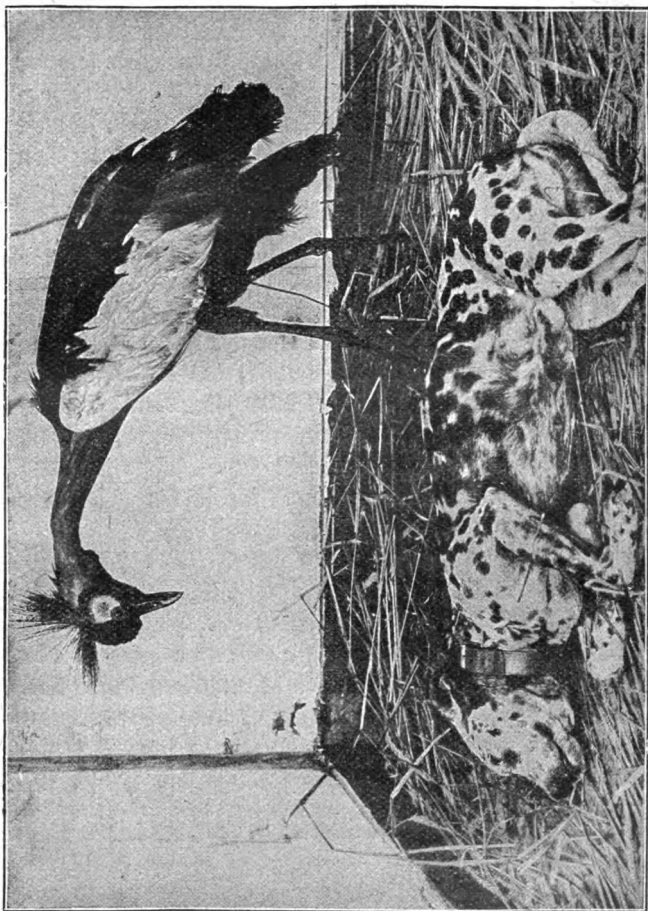
Einige Beobachtungen über die Kombinationsgabe der Tiere sind außerordentlich überraschend. In dem

Institut besaß man einen Wickelschwanzaffen, der, so oft er Nüsse aß, an Zahnschmerzen litt. Kleine Stüchchen der Nüsse setzten sich ihm zwischen die Zähne und verursachten ihm dann heftige Schmerzen. Er versuchte es regelmäßig, diese Stüchchen mit den Fingern zu entfernen, aber es gelang ihm stets nur sehr unvollkommen. Eines Tages legte man ihm, als er sich mit Nüssen vollgepfropft hatte, in den Käfig ein kleines, etwas starkes Drahtstück und einen Weßstein, nachdem man schon vorher vor seinen Augen ein anderes Stück Eisen an dem Stein gewetzt hatte, um es zuzuspitzen. Wie gewöhnlich litt der Affe, als er seine Nüsse geknackt hatte, an Zahnschmerzen. Er ergriff alsbald das Drahtstück und versuchte es wie einen Zahnstocher zu gebrauchen. Allmählich aber sah er ein, daß das Drahtstück zu dick war. Was tat er? Er wetzte das Drahtstück an der Spitze mit dem Stein und hatte so nach Verlauf einer Stunde einen Zahnstocher, dessen er sich mit großer Genugtuung bediente.

Aber das wunderbarste Experiment, das man anstellte, betraf einen Papagei. Der Vorsteher des Instituts, Gachet-Souplet, hatte ihm das Wort *armoire* (Kasten) beigebracht, indem er ihm einen kleinen Holzkasten im Laboratorium zeigte, zu dem der Papagei an einigen Hervorragungen der Wand bequem hinaufklettern konnte. In diesem Kasten wurde seine tägliche Futterportion aufbewahrt. Außerdem unterrichtete ihn der Gelehrte über die Namen verschiedener Gegenstände. Darunter befand sich auch eine Leiter, für die der Papagei *échelle* (Leiter) sagte. Schließlich hatte der Vogel auch noch gelernt, *monter* (steigen) zu sagen, so oft der Gelehrte die Leiter bestieg.

Eines Tages entfernte man nun den Futterkasten von seinem gewöhnlichen Platz und befestigte ihn oben

an der Decke des Laboratoriums, während man die Leiter in eine Ecke stellte. Die Sachlage war jetzt



Der Kronenkranich weckt den Dalmatinerhund.

folgende. Das Tier schrie sonst jeden Tag, wenn es zu dem Kasten hin wollte: „Moire, moire!“ Es sah

außerdem, daß der Gelehrte den Kasten, weil er sich oben an der Decke befand, ohne Leiter nicht erreichen und ihm daher kein Futter verabfolgen konnte. Auf der anderen Seite wußte es, daß die Leiter zum Hinaufsteigen benützt wurde, und es verstand auch, die Wörter „monter“ und „échelle“ zu sprechen. Es entstand nun die Frage, ob die Geisteskräfte des Papageien so weit reichen würden, daß er dem Gelehrten den Rat geben konnte, mit Hilfe der Leiter zu dem Futterkasten emporzusteigen. Am ersten Tag rief der sehr erregte Vogel nur: „Moire, moire, moire!“\*) Am zweiten Tag versiel er, nachdem er nur mit Hirsekörnern, die er nicht liebte, gefüttert worden war, in einen förmlichen Wutausbruch. Unzählige Male versuchte er die Käfigstäbe zu durchbrechen, dann aber wurde seine Aufmerksamkeit auf die Leiter gelenkt, und plötzlich schrie er: „Échelle, monter, moire (Leiter, steigen, Kasten)!“ Er hatte also jetzt den Zusammenhang begriffen und kleidete infolgedessen seinen Willen in die sinngemäßen Worte.

Nach den Beobachtungen im Institut für Tierpsychologie stehen hinsichtlich ihrer Intelligenz an der Spitze des Tierreiches die Affen, der Pudel und der indische Elefant. Eine zweite Gruppe umfaßt den Bären, Löwen, Tiger, die Katze und den Fischotter. Auf der dritten Stufe stehen Biber und wildes Kaninchen. Den vierten Rang nehmen ein der Papagei, das Pferd, der Esel, das Kamel und die Ziege.

\*) Verstümmelung für armoire.





## Der letzte Gang.

Skizze aus dem ärztlichen Leben. Von Wolfgang Buchwald.

(Nachdruck verboten.)

Der Herbstwind trieb sein ungestümes Wesen in den Straßen der großen Provinzialstadt. Bald rüttelte er übermütig an den Fenstern, als ob er Einlaß begehren wollte, und warf dann wie aus Ärger über sein vergebliches Beginnen ein paar Hände voll schwerer Regentropfen gegen die Scheiben, bald heulte er hohl in den Schornsteinen oder schmettete eine offenstehende Haustür dröhnend ins Schloß.

Es war so recht ein Wetter, bei dem man es sich zwischen seinen vier Wänden wohl sein läßt, zumal wenn darin, wie es beim Sanitätsrat Lorenz der Fall war, ein mächtiger Kachelofen behagliche Wärme ausstrahlt und eine grünverhängte Lampe ihr mildgedämpftes Licht über den Schreibtisch gießt.

Der alte, im Anfang der Siebziger stehende Arzt hatte soeben sein einfaches Abendbrot eingenommen und war nun, nachdem er mit dem angejahrten Fräulein, das dem kleinen Haushalt vorstand, ein wenig über die Tagesereignisse geplaudert, in sein Studierzimmer zurückgekehrt, um hier noch ein Stündchen literarisch tätig zu sein.

Lorenz war seit einer längeren Reihe von Jahren ohne rechte Praxis, obwohl das kleine, den Namen und die Sprechstunden enthaltende Messingschild und eine etwas altmodisch dreinschauende Ziehglocke

neben der Haustür von der Bereitwilligkeit des alten Doktors, sich auch jetzt noch in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen, Zeugnis ablegten. Aber nur selten, ganz selten noch nahm die jetzige Generation von diesen Wahrzeichen seiner ärztlichen Existenz Notiz — nur dann, wenn andere ärztliche Hilfe in der Eile nicht aufzutreiben war. Und das kam eigentlich nie vor.

Als Lorenz sich vor fast fünfzig Jahren in diesem, größtenteils von kleinen Leuten bewohnten Stadtteil niedergelassen hatte, da war er der einzige in der Straße gewesen. Jetzt wohnten in derselben noch drei Kollegen, die ihm langsam, aber stetig einen Patienten nach dem anderen abspenstig gemacht hatten. Nicht etwa durch unlautere Mittel, sondern auf Grund ihrer jüngeren Jahre und der durch sie bedingten Rührigkeit. Ist es doch nur zu begreiflich, wenn das Publikum sich in seinen Nöten lieber an einen Arzt wendet, der mit raschem Fuß, ja wohl gar auf tausendem Rad durch die Straßen eilt und dann mühelos, ohne verschmaufen zu müssen, die steilsten Treppen empor springt, als an einen mit steifen Gliedern und Atembeschwerden behafteten alten Herrn, mag dessen Geist auch noch frisch, und sein Herz voller warmer Hilfsbereitschaft für die Armen und Elenden geblieben sein.

Schon vor zwei Dezennien hatte Lorenz sehen müssen, wie das Häuflein seiner Getreuen kleiner und kleiner wurde. Doch es waren noch immer einige gewesen, die fest an ihm hielten. Aber seitdem er vor fünf Jahren die vielen Monate an Rheumatismus daniedergelegen, und sich zu derselben Zeit ihm gegenüber der junge Doktor Schulz, der Sohn des in der Gegend sehr angesehenen Stadtverordneten, festhaft gemacht hatte, waren auch diese wenigen fortgeblieben.



Ein im Lauf der langen Jahre mühsam genug erworbenes, bescheidenes Vermögen stellte den Sanitätsrat bis an sein Lebensende sicher. Für eine Familie hatte er nicht zu sorgen. Seine beiden Kinder waren im blühendsten Alter innerhalb weniger Tage von einem tödtlichen Scharlachfieber, das der Vater während einer damals in der Stadt herrschenden Epidemie ins Haus geschleppt hatte, dahingerafft worden. Die Mutter war aus Kummer über den Verlust ihrer Lieblinge diesen einige Zeit darauf ins Grab gefolgt.

Der nach diesen Schicksalsschlägen rasch gealterte Mann konnte sich nicht dazu entschließen, wieder zu heiraten, zumal sich eine entfernte Verwandte fand, die in umsichtiger und treuer Weise für das leibliche Wohl des Wittwers tätig war.

So konnte Lorenz jetzt seine alten Tage ohne Sorgen, und ohne eine gemüthliche Häuslichkeit entbehren zu müssen, dahinbringen.

Und doch wie viel fehlte ihm zu einem glücklichen Dasein!

Lorenz war mit Leib und Seele Arzt, und solange er noch in der Praxis stand, hatte er unter seiner Einsamkeit nicht allzusehr gelitten. Tag und Nacht war er bereit gewesen, zu helfen oder, wo das nicht mehr möglich, zu lindern und zu trösten. Kein Wetter war ihm zu rauh, keine Wohnung zu entlegen, keine Treppe zu steil erschienen. Er war stets ein mitfühlender Freund seiner Patienten gewesen, der nicht im Geldverdienen, sondern im Helfen seine Befriedigung fand.

Deshalb hatte jetzt, wo man seiner nicht mehr begehrte, wo man an ihm achtlos, wie an einer niedergebrannten Kerze, die dadurch, daß sie anderen diente, sich selbst verzehrte, vorbeiging, eine bittere Stimmung von dem alten Herrn Besitz ergriffen.

Um sich wenigstens noch ein bißchen beruflich zu betätigen und dadurch der leidenden Menschheit nützlich zu werden, hatte Lorenz es unternommen, die Erfahrungen seiner langjährigen ärztlichen Wirksamkeit schriftlich niederzulegen. Vielleicht, daß diese Aufzeichnungen einmal einen Verleger fänden, und daß dieser oder jener jüngere Kollege aus ihnen Anregung oder Belehrung schöpfte. Vielleicht auch war das Gegenteil der Fall, und man überantwortete das Manuskript nach seinem Tode mit seinen anderen alten Papieren dem Feuertod.

Wem liegt schließlich in unserer, auch in medizinischer Hinsicht so schnelllebigen Zeit, die jeden Tag von neuen Arzneimitteln und neuen Heilmethoden zu berichten weiß, etwas daran, von den Erfahrungen eines alten, einfachen praktischen Arztes Kenntnis zu nehmen, dessen gute Zeit so weit zurückliegt? —

Auch heute saß der alte Herr vor einer Anzahl geschriebener Hefte und blätterte, sich Auszüge machend, in ihnen hin und her.

Es waren das seine ärztlichen Journale, in denen er nach alter guter Sitte über jeden Fall seiner Praxis Buch geführt hatte.

Wie lange hatte es gedauert, bis sich der erste Band gefüllt hatte! Mit den folgenden war es rascher gegangen. Fast in jedem Kalenderjahr war ein neues Buch notwendig gewesen. Dann kam die Zeit des Niederganges. War er, während er kaum die Fünfzig überschritten hatte, plötzlich so rückständig geworden? Oder trug die damals täglich sich mehrende Überfüllung des ärztlichen Standes und das Überhandnehmen des Rassenwesens, das große Kreise des Publikums der freien Praxis entzog und an einige wenige Ärzte band, Schuld an dieser Erscheinung?

Der letzte Band, den Lorenz nach seiner langwierigen Krankheit begonnen hatte, wies noch Hunderte von leeren Blättern auf. Die Eintragungen datierten weit zurück und folgten einander in langen zeitlichen Abständen.

Mit einem trüben Lächeln schlug der alte Arzt die erste Seite des ersten Bandes auf.

Sein erster Krankenbesuch! Wie lebhaft stand er ihm noch vor Augen — als ob es gestern gewesen wäre!

Als blutjunger, eben von der Universität gekommener Anfänger, hochaufgeschossen, mager und bartlos, war er in dies Haus gezogen. Da ihm sein Studium nur durch Stipendien und durch Stundung der Kollegien-gelder möglich gemacht war, so durfte er an den Luxus einer kostspieligen Assistentenzeit nicht denken, sondern mußte sehen, rasch in die Praxis und damit zu Geld zu kommen, um seinen zahlreichen Verpflichtungen gerecht zu werden.

Wie schwer aber hatte man ihm das gemacht! Wie viele Enttäuschungen und Kränkungen mußte er erfahren, bis er leidlich fest in den Sattel kam!

Wie jetzt an seinem Alter, so krankte Lorenz damals an seiner Jugend. Ein so junges, bartloses Doktorchen, was kann das wohl für Kenntnisse und Erfahrungen haben?!

Die Leute im Hause und in der Nachbarschaft sahen ihn mit einer Art mitleidiger Neugier an und eilten an dem damals funkelneuen Schild ebenso achtlos vorbei wie jetzt an dem blindgewordenen, obwohl sie bis zum nächsten Arzt noch weiter hatten als heutzutage.

Viele lange, bange Wochen hatte der frischgebädene Doktor harren müssen, bis man ihn zum ersten Male

holte. Und als das endlich geschah, da endigte dieser erste, so heißersehnte Besuch mit einem vollen Fiasko. Lorenz erinnerte sich bis in die kleinsten Einzelheiten jenes verunglückten Debüts.

Als er eines Abends über seinen Büchern saß, wurde die Nachtglocke mehrmals hintereinander und äußerst energisch gezogen. Da es schon spät, und die Aufwärterin bereits zu Bett war, so öffnete Lorenz in eigener Person die Haustür.

Vor derselben stand ein Lakai, der sich keinerlei Mühe gab, die Zeichen seiner Ungeduld über das Wartenmüssen zu verbergen. Er verlangte kurz und barsch, der Herr Doktor solle sofort zur Frau Hofrätin nebenan kommen, mit der Miene eines Mannes, der jemand eine Wohlthat erweist. Der Hausarzt sei nicht zu erreichen, und die gnädige Frau habe ihren Anfall. Da brauche sie etwas Morphium. Es sei deshalb am besten, gleich ein paar Pulver mitzubringen. Aber nicht zu schwache!

Im stillen über die gönnerhafte Art und Weise des Bedienten empört, hielt der junge Arzt doch an sich und eilte, froh, daß seine Hilfe endlich in Anspruch genommen wurde, zu der alten verwitweten Hofrätin im Nebenhause.

Die von einer unbedeutenden Kolik befallene Gnädige erwies sich aber als äußerst ungnädig, als Lorenz nach eingehender Untersuchung erklären mußte, daß er sich nicht zur Darreichung eines so bedenklichen Mittels, wie es das Morphium sei, entschließen könne; eine Tasse Baldriantee im Verein mit warmen Breiumschlägen würden sicher von bestem Erfolg sein.

Die alte Dame, eine, wie Lorenz später erfuhr, ausgesprochene Morphinistin, hörte seine Auseinandersetzungen mit spitzem Lächeln an, dann meinte sie

sarkastisch: „So lassen Sie sich sagen, daß meine Erfahrungen wohl älter sind als die Ihrigen. Mir hilft eben nur Morphium. Im übrigen danke ich Ihnen für Ihren Besuch. Ich denke, es geht diesmal auch so vorüber, ohne Brei und ohne Baldrian! Dessen Geruch fällt mir, beiläufig gesagt, so auf die Nerven, daß es hieße, den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben. Adieu!“

Im Vorzimmer hörte der verabschiedete Arzt dann noch, wie die alte Dame dem Bedienten die heftigsten Vorwürfe darüber machte, daß er ihr einen so jungen und unerfahrenen Menschen geholt habe.

Zu jung — zu jung! Diese Melodie war damals in den verschiedensten Variationen in seine Ohren geklungen.

Aber jenes Gebrechen war wenigstens von der Art gewesen, daß es sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr besserte, während heute —

Diese wenig freundlichen Erinnerungen des einsamen Mannes wurden jäh durch das Anschlagen der Nachtglocke unterbrochen.

Hatte das Metall nun im Lauf der Zeit einen Sprung bekommen, oder hatte sich Rost daran gesetzt, der Ton war so zögernd und heiser wie die Stimme eines Menschen, der nur selten zum Sprechen kommt.

Ein paar Minuten später trat seine Hausdame, ein älteres, ziemlich resolut dreinschauendes weibliches Wesen, ins Zimmer.

„In der Wilhelmstraße 3, zwei Treppen links, beim Ingenieur Böninger ist das siebenmonatliche Kind an Krämpfen erkrankt. Ob du wohl rasch kommen möchtest. Die Nachbar Kollegen sind heute alle in der Stadt zur Arzteversammlung. Und es eilt. Aber bei dem Wetter wirst du doch wohl nicht gehen, Onkel? Laß sie doch

telephonieren! In einer halben Stunde kann man bequem von der Philharmonie nach der Wilhelmstraße gelangen.“

Doch der Sanitätsrat hatte schon den Mantel aus dem Kleiderschrank geholt; rasch versenkte er einige zur Untersuchung notwendige Instrumente in dessen Taschen und eilte dann, so schnell es gehen wollte, die Treppe hinunter.

Draußen auf der Straße fauchte der Sturm mit voller Wucht dem alten Herrn entgegen. Der aber strebte, den Mantel fester an sich ziehend, rüstig vorwärts und hatte in kurzer Zeit das Ziel seiner Wanderung erreicht.

Etwas durchgefroren und kurzatmig, aber mit festem Schritt und hellem Auge trat er ins Krankenzimmer.

Sofort überschaute er die Situation. Der Krampf hatte sich gegeben. Die kleine Patientin lag mit geröteter und von reichlichem Schweiß bedeckter Haut in ihrem Bettchen und war in jenen tiefen Schlaf versunken, mit dem die glücklich vorübergegangenen Krampfanfälle der Kinder auszuklingen pflegten.

Die Mutter, eine auffallend hübsche Blondine, hatte gänzlich den Kopf verloren. Weinend saß sie neben dem Bettchen, immer wieder das Kind bei seinem Namen rufend und es beschwörend, doch ja nicht zu sterben.

Der Vater stand beim Eintritt des Arztes am Tisch und las eifrig in einem didleibigen Buch nach, in dem Lorenz mit scharfem Blick ein vielverbreitetes populäres Werk über „Hilfeleistung in allen Krankheitsfällen“ wiedererkannte.

Nachdem der Arzt eine Zeitlang den Puls und die Atmung des schlafenden Kindes aufmerksam beobachtet hatte, beruhigte er in seiner bei aller Gemessen-

heit freundlichen Weise die Eltern. Die augenblickliche Gefahr sei vorüber, doch sei eine Wiederholung des Anfalls nicht ausgeschlossen. Es sei deshalb nötig, durch beruhigende Mittel vorzubeugen. Er werde der Kleinen eine Arznei aufschreiben, von der ihr stündlich ein Löffelchen eingeflüßt werden müsse.

Das Rezept war bald geschrieben, und der alte Herr schied sich an, das Krankenzimmer zu verlassen. Ein verlegenes Räuspern der jungen Mutter ließ ihn noch einmal halt machen.

Die hübsche Frau hatte ihr blondes Köpfchen über das Rezept gebeugt und meinte stöhnend: „Ich sehe, daß Sie für Rittychen Chloral und Brom aufgeschrieben haben. Wir sind beide so sehr gegen die Gifte! — Nicht wahr, Adolf? — Geht es nicht ohne das, Herr Sanitätsrat? Vielleicht mit Umschlägen oder Packungen? Schließlich ist vielleicht auch ein Bad gut?“

Mit ernster Miene setzte der Arzt den Eltern auseinander, aus welchen Gründen er unbedingt auf seiner Verordnung bestehen müsse. Er schloß seine Erklärung mit der Aufforderung, am besten ginge der Vater sogleich mit hinunter und zur Apotheke. Jeder Verzug könne gefährlich werden.

Während die beiden Männer draußen im Flur die Mäntel anlegten, rief die junge Frau ihren Gatten noch einmal ins Zimmer zurück.

An das trotz der dreiundsiebzig Jahre noch immer scharfe Ohr des Sanitätsrats drangen durch die nur angelehnte Tür die leise, aber energisch geflüsterten Worte: „Daß du das Rezept nicht machen läßt, Adolf! Ich habe zu dem Mann nun einmal kein Vertrauen. Er ist mir zu alt. Nimm dir an der Ecke eine Droschke und hole den Doktor Schulz.“

---

Es war das der letzte Gang des alten Arztes.

Auch wenn er am folgenden Morgen nicht einen sehr höflichen Brief von Ingenieur Böninger bekommen hätte, der neben einem beigefügten Fünfmarskschein die Bitte enthielt, sich nicht weiter bemühen zu wollen, da Kitty in die Behandlung des Doktors Schulz übergegangen sei, der die Natur des Kindes schon von früher her kenne, wäre es Lorenz unmöglich gewesen, noch einmal nach der kleinen Patientin zu sehen.

Lag er doch selbst, von Schüttelfrösten durchschauert, in seinem Bett! Der Greis mußte seinen menschenfreundlichen Gang durch die stürmische Novembernacht mit einer heftigen Lungenentzündung büßen.

Ein paar Tage schien es, als ob der zähe Körper des Sanitätsrats die schwere Krankheit überstehen wollte. Am Schluß der ersten Woche aber führte eine Herzlähmung das rasche Ende herbei.

Der behandelnde Kollege meinte bedauernd, der Wille zum Leben sei nicht mehr stark genug gewesen. Es habe auf ihn den Eindruck gemacht, als ob der alte Sanitätsrat sterben wolle.







# Die Pontinischen Sümpfe.

Don Hans Petersen.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

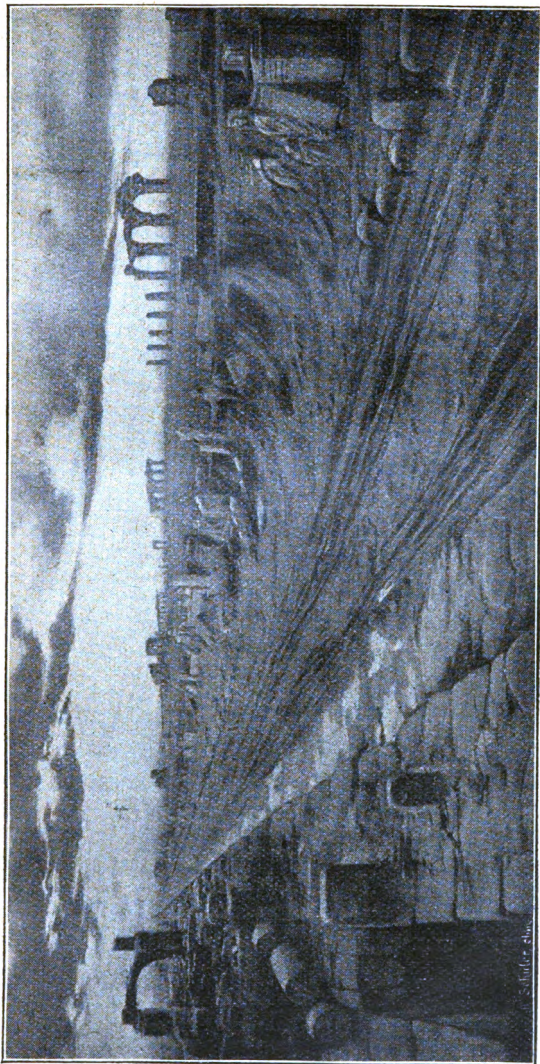
Don ähnlicher Großartigkeit wie die Fülle von Kunstschätzen aus alter und neuerer Zeit, die das moderne Rom in sich vereinigt, großartig wie die Gegenseite von Kapitol und Vatikan, Pantheon und Peterskirche ist die unermessliche Ode der von Trümmern einstiger Kultur übersäten römischen Campagna.

Rings um die Siebenhügelstadt breitet sich in einer Fläche von rund 2000 Quadratkilometer der alte *agro romano*, das Landgebiet des antiken Roms, aus, eine wellige Ebene, die nach dem Meere zu in einer niedrigen Alluvialschicht endigt, nach allen übrigen Seiten hin aber an sehr verschiedenartige Bergketten grenzt. Im weiteren Sinn rechnet man zur römischen Campagna den ganzen Küstenstrich zwischen den Albaner, Sabiner und Volsker Bergen und dem Meere, der hier von Civitavecchia bis Terracina 150 Kilometer lang ist, aber nur an wenigen Stellen eine Breite von 25 Kilometer erreicht.

Der vom mittleren Apennin her durch Rom in großem Bogen strömende Tiber, der in der Nähe der Stadt die vom Sabinergebirge herabkommende frische Flut des Anio (Teverone) empfängt, hat auf dem Wege zum Meer nur ein sehr schwaches Gefälle, und schon zu des Kaiser Augustus Zeit war der linke Mündungsarm bei Ostia so verschlammmt und versandet, daß die

Schiffahrt sich dem kleineren Mündungsarm zuwenden mußte, den Trajan durch Ausgraben des großen Kanals nach dem jetzigen Fiumicino ersetzte. Aber nicht die Ungunst der Uferverhältnisse und die Überschwemmungen des Tiber und seiner Zuflüsse allein haben den einst reichbebauten, mit blühenden Städten durchsetzten Boden der Campagna so versumpft und verdorben, daß er zur beständigen Brutstätte des bösartigen Wechselfiebers, der Malaria, hat werden können; viele Ursachen wirkten zusammen, um den trübseligen Wandel zu schaffen.

Zunächst die Folgen der „Latifundienwirtschaft“ im antiken Rom, die schon in der Triumvirzeit den früheren Anteil jedes römischen Bürgers am Gemeindeland in den Besitz weniger Großgrundbesitzer brachte. Die Campagna, ihrer freien Bearbeiter beraubt, erhielt nun wohl herrliche Landstüce mit kostbaren Gartenanlagen, aber der Getreidebau ging zurück, zumal als die Getreideschenkungen der Kaiser an das Volk begannen. Die Weidewirtschaft trat an seine Stelle. Die alten Landstädte in der Campagna verarmten und verfielen. Wohl kam durch Kolonisation in der Kaiserzeit manche zerfallene Stadt wieder zu einigem Aufschwung, aber die späteren unaufhörlichen Verwüstungen der Landschaft durch Goten, Vandalen, Langobarden, Normannen, Sarazenen und später durch die Bürgerkriege der römischen Barone brachten die Campagna ins tiefste Elend. Alle Anstrengungen der späteren Zeit vermochten das Land von der Malaria nicht zu befreien. Jetzt dehnt sich, so schließt Gellert seine Betrachtung über diese Wandlungen, die unabsehbare Wüste rings um Rom wie ein verlassenes Theater der Geschichte aus, am reichsten mit den Ruinen der antiken Welt bedeckt, aber auch an mittelalterlichen Erinnerungen nicht arm. Gegen das Meer hin das

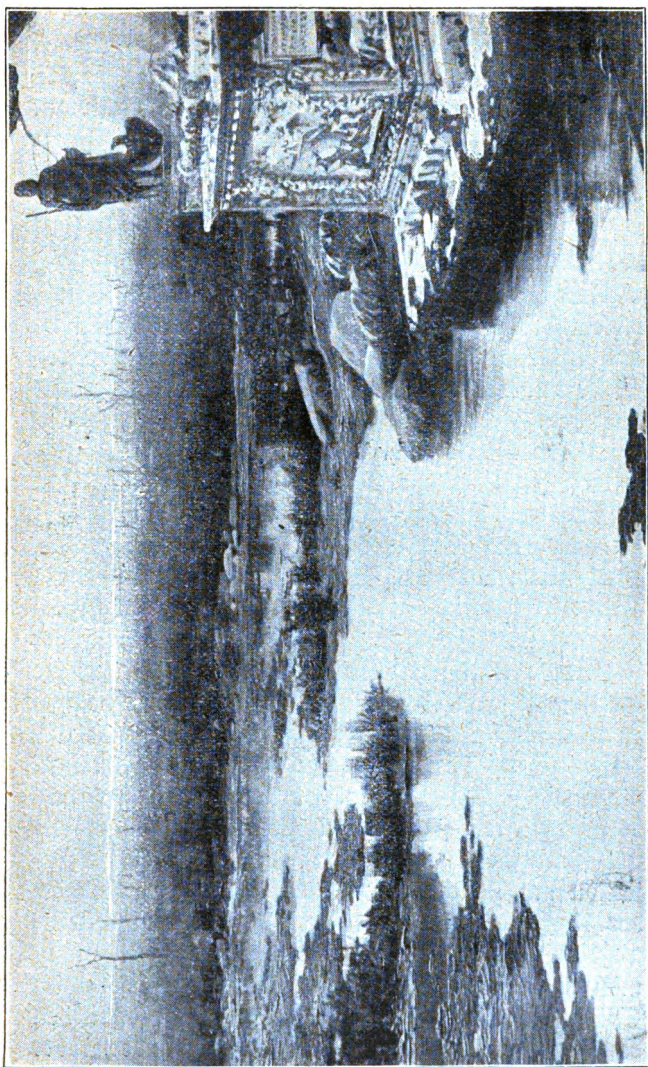


Rite Dia Hippia.

verschwundene alte Latium, im Norden die Gräberwelt der Etrusker, im Osten die zerstörten Kaiservillen, im Süden die uralten Stadtmauern, und überall verfallene Feudalburgen. Ein stilles, einsames Trümmer- und Gräberfeld vor den Toren der Weltstadt! Von der prächtigen Basilika San Paolo bis zum einst so blühenden Ostia trifft man nur wenige Gehöfte, von Castel Fusano bis Antium nur einzelne Hirten. Von dem schwach bewohnten Ardea bis zum Sabinergebirge spärlich vereinzelte Häuser u. s. w. Und doch wie ist dieses düstere, einsame Wüstenbild so tief ergreifend, groß und ernst, wie läßt seine wunderfame Eigentümlichkeit den tiefen Eindruck, den man von Rom empfangen hat, hier so gewaltig nachtönen!

Roms Umgebung liegt zwischen zwei in prähistorischer Zeit bereits erloschenen Vulkanen, dem nördlichen mit den Kratern von Bracciano und Tolfa und dem südlichen von Albano und Nemi, welche zu Seen wurden. Die obere Decke des Bodens bildet fast überall vulkanischer Tuff, der von Lavaergüssen aus jenen Vulkanen stammt. Daher die wellige Gestalt des Bodens, der bei mangelndem Gefäll gegen das Meer für das Regenwasser eine Mulde neben der anderen bildet, aus welcher kein Abfluß möglich ist. Nun läßt die obere Decke des Bodens, der vulkanische Tuff, das Wasser zwar durchsickern, aber unter dieser Schicht befindet sich vielfach ein Tonmergel, der es nicht aufsaugt. Darauf beruht die Versumpfung des Bodens und das zahlreiche Vorhandensein stehender Gewässer, in deren Fäulnisstoffen die Urheber der Malaria ihre Nahrung finden.

Bis vor wenigen Jahren nahm man von alters her an, die von diesen Stoffen vergiftete Luft (malaria = schlechte Luft) verbreite die unheimliche Krank-



Altörmisches Denkmal.

heit. Diese Ansicht war durch viele Beobachtungen begründet, besonders auch durch die Tatsache, daß in der Gegend, wo weite Strecken dauernd versumpft sind, wie in den Pontinischen Sümpfen, das Fieber allsommers zur Epidemie wird. Zu diesen Erfahrungen gehört auch, daß in der Zeit der ersten Regen im Frühjahr in den von Rom aus besuchten Teilen der Campagna die Malariaerkrankungen auftreten. Ein Sommer mit Vorherrschen der Südwinde und vielen Gewittern begünstigt das Fieber. Ein kühler und trockener Sommer mit Vorherrschen der Nordwinde mindert die Gefahr. Etwa 200 bis 300 Meter über dem Meer, an den Abhängen der Gebirge, pflegt die Malaria zu erlöschen.

Erst seit Laverans 1880 in Algier gemachter Entdeckung weiß man nun, daß die Malaria durch Eindringen einer Sporozoenart, des Malariaparasiten, *Plasmodium malariae*, in das Blut entsteht, und erst 1898 wies Grassi nach, daß die Übertragung der Krankheit auf den Menschen durch den Stich der in der Campagna heimischen Stechmücken erfolgt. Nur die Gattung *Anopheles* scheint zur Übertragung geeignet zu sein. Diese Mücken setzen ihre Eier in stehende Gewässer ab, wo sie sich dann zu Larven und Nymphen entwickeln. Die Stechmücken leben tagsüber verborgen, während sie Abends und Nachts herauskommen und schwärmen, und die Erfahrung lehrt, daß die Infektion mit Malaria beim Sonnenuntergang und bei der Nacht am häufigsten ist. Da das Sumpffieber nicht von Mensch zu Menschen übertragbar ist, kann man nach diesen Forschungsergebnissen unbesorgt im Spätherbst oder Winter die Campagna, sogar den Rand der Pontinischen Sümpfe durchwandern oder durchfahren.



A. Schuler, dmt.

**Blick auf die altrömische Wasserleitung.**

Diese Sümpfe stellen den verkommensten Teil der Campagna dar, und doch liegen sie dicht an der alten Hauptstraße, die schon im Altertum von Rom aus südlich über das Albanergebirge zum Meer nach Terracina zog. Mit dem Bau der Eisenbahn nach Neapel hat die einstige neue Via Appia, deren Reste Pius VI. bei der Anlage der noch heute bestehenden Fahrstraße über Genzano und Cisterna nach Terracina benützte, an Bedeutung verloren, aber von Naturfreunden, Freunden historischer Forschung und Touristen wird sie doch viel begangen und befahren, allerdings nur in den ungefährliehen Winter- und Frühjahrsmonaten.

Am eindrucksvollsten ist der Anblick der Pontinischen Landschaft, wenn man sich ihr von der alten Via Appia her nähert. Diese, vom Zensor Appius Claudius schon 312 v. Chr. begonnene Kunststraße war bestimmt, Rom mit der Mutterstadt Albalonga zu verbinden. Am neunten Meilenstein vereinigte sich später die von Porta Furba aus angelegte neue Via Appia mit dem älteren Straßenzuge, nach welchem die Porta Appia ihren Namen führte, die dann im Mittelalter den Namen Porta S. Sebastiano erhielt. Die alte Via Appia war die erste Heerstraße Roms, welche Pflasterung erhielt. Seit Pius IX. in den Jahren 1850 bis 1853 die ganze unter den Verwüstungen der Völkerwanderung verschüttete Strecke wieder zum Fahrweg ausgraben ließ, ist auch der erhaltene Teil des antiken Pflasters aus festgefügtten Lavastücken wieder sichtbar.

Rechts und links von der Straße zogen sich im Altertum weit hinaus Reihen kunstvoller Grabmäler, die von reichen, vornehmen Römern ihren Angehörigen errichtet waren, teils Rundbauten auf Fundamenten in Würselsorm, teils viereckige Nischen mit Giebel





**Kanal in den Pontinischen Sümpfen.**

und Pilastereinfassung, alle reich mit Marmor geschmückt. Gerade dieser Schmutz führte ihre Zerstörung herbei. Was man an Bruchstücken fand, wurde bei der Ausgrabung der Gräberstraße durch Canina teils an den Seiten aufgestellt, teils zur Besichtigung eingelassen und zusammengefügt. Der Ausblick über diesen Gräberzug in die Campagna, wo die kolossalen Reste der antiken Hochwasserleitungen in mächtigen Bogen aufragen, jener Aquädukte, die dem alten Rom das frische Quellwasser des Albanergebirges zuführten, ist ebenso malerisch wie ergreifend.

Etwa 27 Kilometer von Rom liegt an der Straße, die nach 62 Kilometer Terracina erreicht, das Wirtshaus Torre de tre Ponti, und hier öffnet sich nach Westen der Ausblick auf das Pontinische Sumpfland, während von den nahen Berghängen zur Linken die uralten Volkerstädte Cori und Norma herabschauen. Die Pontinischen Sümpfe, ein Gebiet von 750 Quadratkilometer, etwa 45 Kilometer lang, bei einer Breite von 10 bis 18 Kilometer, in dem einstmals über dreißig Ortschaften blühten, bilden eine von Norden nach Süden nur sehr schwach geneigte Ebene, die dem Wasser ein äußerst geringes Gefälle darbietet. Gegen das Meer hin erhebt sich diese Ebene etwas, während im tiefsten Osten eine prächtige Gebirgsmasse das weite flache Talbecken begrenzt; zur Rechten der Straße fließt die Linea Pia, der große Kanal, den Pius VI. graben ließ. Schöne Bäume, vornehmlich Ulmen und Pappeln, besetzen von hier an die Straße nach Terracina. Zahlreiche Bäche, welche von den Bergen kommen, hatten sich in alter Zeit zu fünf Flüssen vereinigt, deren Betten sich aber infolge des sich aufhäufenden Schlammes und Gerölls bei dem ungenügenden Abfluß gegen das Meer hin verstopften. Die Flußläufe verwandelten sich in

stehende Tümpel und Sümpfe; das Wasser verdunstet im Sommer teilweise und erneuert sich erst wieder im Frühjahr. Immerhin gibt es in den Pontinischen Sümpfen auch ausgedehnte Weiden und nicht unbedeutende Strecken Ackerland. Meerwärts wächst Wald und wildwucherndes Gebüsch. Zahlreiche Viehherden suchen unter mannhohen Disteln und stacheligen Heckensträuchern ihr Futter; im Sumpfwasser weilen schwarze Büffel, meist bis an den Kopf im Schlamm; oft werden ganze Scharen dieser Untiere von Hirten getrieben, die in sehr kleinen Rähnen durch die Sümpfe gelangen.

„Einsam und tot — kein Laut bringt an das Ohr —  
Dehnt unermesslich die Campagna sich  
Bis zu den Wasserblumen dort am Moor.

Vom Wettersturme stehn dort halb gefällt  
Drei weiße, schlanke Tempelsäulen noch,  
Die Marmorzeugen der vergangenen Welt.

Die Sonne brennt, die Luft ist schwül und dumpf,  
Und bleiern liegt es auf Gefild und Sumpf.

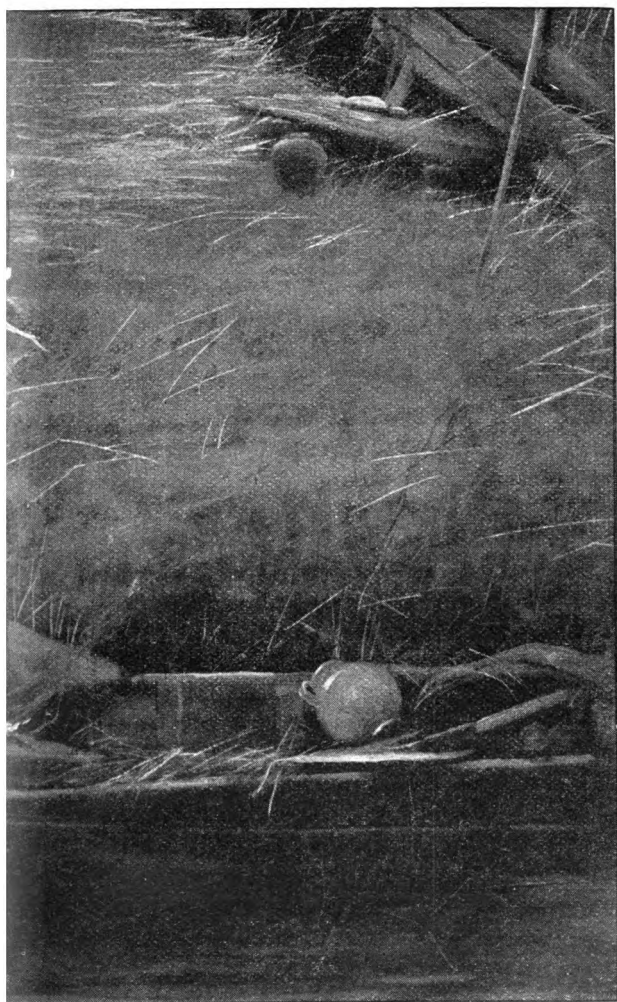
Fern aber, an des schlamm'gen Flusses Ufer,  
Der sich dahinzieht wie 'ein breites Band,  
Ruht auf der Erde, der versengten, heißen,  
Ein blasser Hirt und wehrt mit schwacher Hand  
Die Fliegenschwärme ab, die ihn umkreisen — —

Die Sonne brennt, die Luft ist schwül und dumpf,  
Und bleiern liegt es auf Gefild und Sumpf.“

In solchen und ähnlichen Bildern hat der römische Dichter Vaccelli die düstere Schwermut dieser Landschaft zur Poesie erhoben und das Elend ihrer Bewohner der Mitwelt näher gebracht. Auch einen vorzüglichen Maler hat diese Stimmungswelt gefunden in dem in Rom lebenden Enrique Serra, der vor einigen Jahren seine Vorliebe für die Pontinischen Sümpfe beinahe mit dem Leben bezahlt hätte. Denn



Am Rande

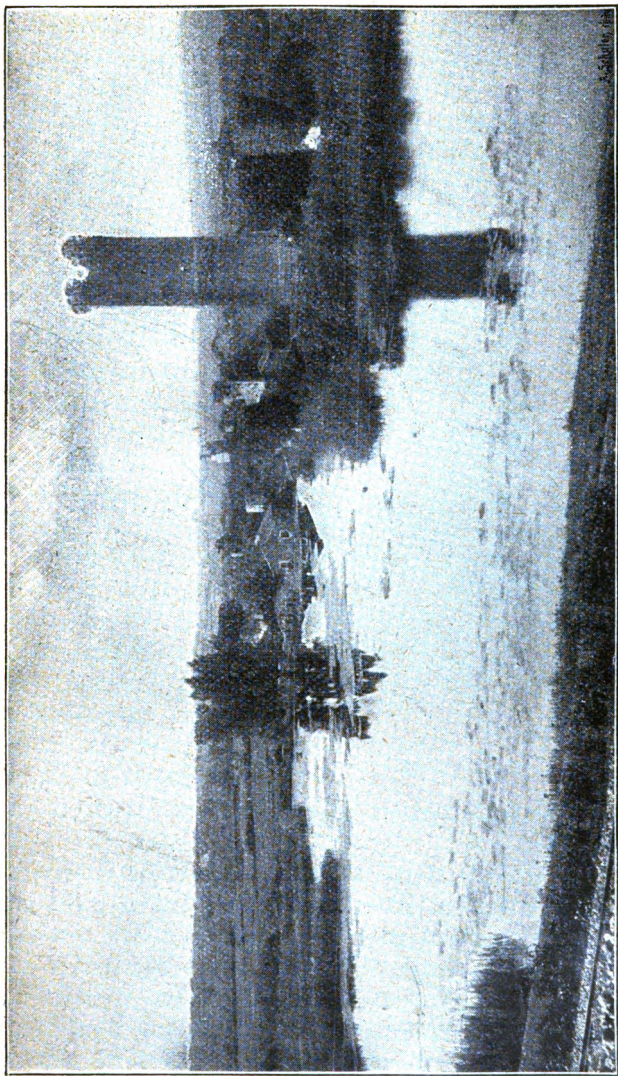


es Sumpfes.

als Serra, von dessen Gemälden unsere Abbildungen mehrere wiedergeben, sich tagelang am Rande der fieberschwangeren Kanäle aufhielt, da faßte auch ihn die Malaria, und zwar in einem so heftigen Grade, daß der geniale Künstler wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte.

Man braucht nicht weit von der Grenze des Sumpfgelbiets abzuirren, um einen Blick in das Elend der Stätten zu gewinnen, die den Hirten der Büffel- und Schafferden als Wohnung dienen. Manche der Hütten stehen auf hohen Pfählen, weil der Glaube herrscht, die Fieberluft steige nicht in die Höhe. Das Elend der Leute, der zarten Kinder mit ihren gelben, ausgemergelten Gesichtchen ist himmelschreiend. Sie und da findet sich ein Fährmann an einem der Kanäle, der uns in seinem morschen Rahn auf das gegenüberliegende infelgleiche „Festland“ bringt, wo verkrüppelte Eichen und wildes Gestrüpp sich undurchdringlich verschlungen haben. Bisweilen stößt man mitten in solcher Wildnis auf einen verwitterten alten Römeraltar, auf gestürzte Säulen und Mauerreste, den letzten Zeugen längst vergangener Kultur. Oft aber nimmt auch die Vegetation den Charakter tropischer Üppigkeit an; riesige Wasserblumen von schimmernder Farbenpracht leuchten aus dem riesenhoch wuchernden Schilf kleiner Seen.

Ein solcher See findet sich unmittelbar vor der besonders leicht zu erreichenden Ruinenstadt Ninfa. Bereits im 14. Jahrhundert ist diese Stadt von der Malaria entvölkert worden. Ihr hat vor fünfzig Jahren der beste deutsche Schilderer der römischen Campagna, Ferdinand Gregorovius, in seinen „Wanderjahren“ ein besonderes Kapitel gewidmet. Er nannte sie „das Pompeji des Mittelalters“. In den begrastten, blumen-



Der Minfäce.

J. Sauer, J.

bedeckten Straßen, zwischen den versunkenen Mauern herrscht Totenstille. Noch sieht man die mittelalterliche Befestigung mit ihren Türmen. Man tritt in das Tor, als wälte dahinter noch Leben. Aber uns empfängt ein stilles, düsteres Trümmerfeld, das von Efeu, wildem Wein, Brombeersträuchern wild überwuchert ist.

Nicht nur in der Tiefe des Sumpflandes hat das



Eugen Regel in Cassel phot.

Major v. Donat.

Fieber seit vielen Jahrhunderten verheerend gewaltet, auch in dem reizenden Terracina rafft es jährlich zahlreiche Opfer dahin. Es hat all die Kastelle und Städtchen, die im weiten Umkreise die Pontinischen Sümpfe umgeben, Sermoneta, Sezza, Norma, Piperno, Sonnino, entvölkert. Sermoneta, das noch zu Anfang des 19. Jahrhun-

derts 8000 Einwohner zählte, hat deren heute kaum noch 800.

Seit Papst Pius VI., der die Linea Pia durch das Sumpfland zum Meer graben ließ, hat es nicht an anderen unternehmenden Menschenfreunden gefehlt, die den verpesteten Landstrich wieder bewohnbar zu machen sich bestrebten. Aber keines der Projekte ist bisher zur Ausführung gelangt. Einem Deutschen, dem Major v. Donat, gebührt der Ruhm, neuer-



dings, nach jahrelangen Studien, einen Plan entworfen zu haben, dessen Ausführung die allmähliche Trockenlegung und den Anbau des Sumpflandes wohl ermöglichen könnte.

Aber allerlei Hindernisse, teils politischer, teils finanzieller Natur, haben sich bisher stets der Ausführung in den Weg gestellt. Hoffen wir, daß mit der Erstarkung Italiens auf allen Gebieten sich endlich Wege und Mittel zu dem großen Werke finden werden, durch das Italien im eigenen Lande eine neue Provinz gewinnen würde.





## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Eine Entführung.** — Im Londoner Kristallpalast war eine große Ausstellung von Schoßhunden. Eine solche wird dort alljährlich abgehalten und versetzt jedesmal die Damen der großen Gesellschaft in nicht geringe Aufregung, denn es gehört zum guten Ton, daß man seinen hauptsächlichsten Liebling an der mit der Ausstellung verbundenen Schönheitskonkurrenz teilnehmen läßt, und fühlt sich persönlich aufs tiefste gekränkt, wenn er nicht ausgezeichnet wird.

Es war am letzten Tage der Ausstellung gegen elf Uhr Vormittags, also zu einer Zeit, zu welcher sich die Londoner Damen noch in ihren Gemächern zu befinden pflegen. Heute erlitt das aber eine Ausnahme. Wird doch um zehn Uhr Vormittags des letzten Ausstellungstages die Entscheidung der Jury über Zuteilung der üblichen zehn ersten, zwanzig zweiten Preise und fünfzig goldenen und silbernen Medaillen verkündet!

Die Gänge zwischen den von weitmaschigem Draht umspannten Käfigen füllte ein hochelegantes und zum Teil recht froh bewegtes Publikum.

Von den fast zwölfhundert zur Ausstellung gelangten Schoßhündchen war jedes eine Zierde seiner Gattung. Überhaupt waren unter ihnen bewundernswürdige Exemplare von Seiden- und Affenpinscherchen, Maltesern, weißen Pudeln, King Charles-Hündchen, Wienhems, nackten Afrikanern, Bolognesern, Toy Rubys, Clumber Spaniels, Yorkshires Terriers und Chinahündchen vertreten.

Die einen ruhten vor ihren Käfigen auf seidenen Kissen, deren Färbung zu der Tönung ihres Felles paßte, und an denen Schleifen mit ihren in Gold gestickten Rosenamen befestigt waren. Frische Blumen waren um sie herumgestreut, und man hatte ihre zum Teil

recht kostbaren Ausrüstungs- und Toilettegegenstände zur Schau ausgebreitet: samt:ne Besuchsbüchlein mit Visitenkartentäschchen, Reiseanzüge, mit Pelz verbrämte Winterhüllen, die verschiedenartigsten Kragen mit Schlipsen, edelsteinsunkelnde Halsbänder, wertvolle Rückenschnallen, Fußringe, sowie silberne Bürsten und Kämme und auf was englischer Spleen sonst noch verfallen mag.

Andere dieser beneidenswerten Hundewesen lugten durch die spitzenbesetzten Vorhänge, welche die Eingänge zu ihren Käfigen abschlossen, hervor. Andere wieder hielten es unter ihrer Würde, sich so frühzeitig schon öffentlich zu zeigen, und wieder andere wurden von ihren indischen Wärterinnen oder Negerinnen auf seidenen Bettchen herumgetragen oder gebadet und frisiert.

Bei den prämierten Hündchen verweilten die eleganten Damen und Herren natürlich vorzugsweise. Man hörte unzählige Ausrufe des Entzückens. Zumal war das bei einem mit einer goldenen Medaille bedachten Clumber Spaniel, welcher der Lady Mabel Primrose gehörte, der Fall.

Die Spaniels sind eine Hunderrasse, die schon 1350 in spanischen Chroniken erwähnt wird, und die unter König Jakob II., einem eifrigen Liebhaber von kleinen Hunden, in England eingeführt wurde. Eine besondere Spielart sind die Clumber Spaniels, so genannt nach der Residenz ihres Züchters, des Herzogs von Newcastle.

„Silkhare“, Seidenhäschen, wie der betreffende prämierte Clumber Spaniel hieß, war ein zierliches weißes Hündchen mit je einer zitronengelben und hellorangeroten Patte. Sein Stammbaum war bis 1680 beurkundet, und im Ausstellungskatalog war er mit 900 Pfund (18,000 Mark) eingeschätzt.

Er schien sich seines Wertes voll bewußt zu sein. Auf vieles Loden hin war er endlich halb aus seinem seidengepolsterten und blumengeschmückten Ställchen herausgetreten und blickte sich stolz in der Runde um.

Vier Stände weiterhin betrachteten ein älterer und ein jüngerer Herr, welcher letzterer eine modebraune Reisehandtasche bei sich führte, ein zwar nicht ausgezeichnetes, aber deshalb doch allerliebstes Malteserhündchen. Ab und zu schauten sie verstohlen nach dem Stande des prämierten Clumber Spaniels der Lady Primrose hin.

„Andrew,“ tuschelte der Jüngere, „der Lange in der blaupunktirten Weste streicht mir in verdächtiger Weise um den Stand unseres Hundes herum.“

„Es ist zweifellos einer in Zivil von Scotland Yard, Gus.“

„Zweifellos. Überhaupt hat die Polizei reichlich Geheime über die ganze Ausstellung verteilt.“

„Der nächste steht dort unten — der mit den hellen Weinleidern.“

„Hab' ihn längst bemerkt, Andrew. Nach der Richtung dürfen wir also unseren Rückzug nicht bewerkstelligen.“

„Wann wollen wir loslegen, Gus?“

„Ich denke, wir warten noch ein Stündchen, damit der stärkste Trubel vorübergeht. In dem betreffenden Augenblicke dürfen sich nicht zu viele, aber auch nicht zu wenige Personen um den Stand drängen.“

„Bin ganz deiner Ansicht, Gus.“ —

Das Paar schlenderte nach den Restaurationsräumen. Nach einer Stunde etwa tauchte es wieder auf.

Mehrere Damen und Herren waren eben dabei, Seidenhäschen, der es sich auf dem Kissen vor seinem Ställchen bequem gemacht hatte, zu bewundern. Der Polizist in der blaupunktirten Weste schritt vor dem Käfig auf und ab.

„Vorwärts, Andrew!“ raunte der Jüngere des Paares, also der, welcher die modebraune Reisetasche bei sich hatte.

Er selbst lenkte seine Schritte nach der Hinterseite des Käfigs. Sein Freund Andrew dagegen trat zu der Gruppe an der Vorderseite desselben. Plötzlich rief Andrew: „Es ist unerhört! Herrschaften, Achtung! Hier gibt's Taschendiebe!“

Die Damen und Herren drehten sich nach ihm um, und der Geheimpolizist in der blaupunktirten Weste näherte sich geschwind. „Was gibt es, mein Herr?“ fragte er.

„Es ist unerhört! Jener Herr“ — der Entrüstete wies auf einen der Umstehenden — „hat diesem Manne hier“ — er wies auf einen anderen — „soeben in die Tasche gegriffen, einen blinkenden Gegenstand herausgezogen und in seine Rocktasche praktiziert.“

Der Beschuldigte entfärbte sich, während der angeblich Bestohlene mit der Hand in seine Tasche fuhr.

„Fehlt Ihnen etwas, Sir?“ fragte ihn der Polizist.

„Mein silbernes Zigarettenetui ist fort.“

Der Geheime wurde sehr förmlich. Er wies dem Beschuldigten eine Metallmarke und sagte knapp: „Meine Legitimation von Scotland Yard. Folgen Sie mir!“

Jetzt aber erholte sich der Beschuldigte von seinem Erschrecken und bekam vor Zorn einen puterroten Kopf. „Welch ungeheure Frechheit, mich eines Taschendiebstahls zu beschuldigen!“ schrie er. Und seinem Ankläger schleuderte er ins Gesicht: „Sie sind ein Schurke!“

Der wieder wurde noch lauter. „Detektiv, ich verlange Schutz gegen solche Beleidigungen und eine sofortige Untersuchung seiner Taschen!“

Der Beschuldigte griff aber schon selbst hinein und brachte, während er sich neuerdings entfärbte, ein silbernes Zigarettenetui, wie solche viele englische Herren bei Ausgängen gern bei sich tragen, hervor. Sprachlos hielt er es von sich.

„Folgen Sie mir!“ forderte der Beamte barsch und faßte ihn am Arm. „Und Sie, meine Herren,“ er sah den Anschuldiger und den Bestohlenen an, „bitte ich, sich nach dem Polizeihilfsbureau am Eingange zu bemühen. Wir brauchen des Zeugnisses halber Ihre Namen.“

Die sich in sehr lauter Weise abspielende Szene hatte natürlich alle Ausstellungsbesucher und Ausstellungsbeteiligten ringsum aufmerksam gemacht und angelockt. Der Beschuldigte protestierte zwar weiter, aber er war doch schließlich froh, aus einer Umgebung, in welcher ihn jedermann für einen Taschendieb halten mußte, fortzukommen. —

Inzwischen hatte sich an der Hinterseite von Seidenhäschens Käfig etwas anderes abgespielt. In dem Augenblicke nämlich, in welchem sich der Geheimpolizist als Beamter legitimierte und dadurch alles Interesse auf seine Person lenkte, öffnete eine Hand die dort in dem Drahtgeflecht angebrachte Tür, schob sich durch den kleinen Käfig hindurch, griff auf der anderen Seite heraus und zog das Bündchen vorsichtig hinter die Gardinen.

Die Hand gehörte dem Herrn mit der modebraunen Reisehandtasche an. Und gerade, als vorn der Beschuldigte seinem An-

schuldiger ein „Schurke!“ ins Gesicht schleuderte, verschwand hinten Seidenhäschchen in der modebraunen Reisehandtasche. —

Im Polizeibureau gab der Festgenommene an, ein Liverpooler Kaufmann zu sein. Man glaubte ihm nicht. Der Herr, welchem das Zigarettenetui entwendet worden war, hatte der Aufforderung, im Bureau zu erscheinen, Folge geleistet. Er bat, man solle ihn in der bedeutungslosen Angelegenheit nicht weiter behelligen. Man wartete aber noch auf den anderen Zeugen, den Herrn, welcher den Diebstahl bemerkt hatte. Allein dieser ließ sich nicht blicken. Dafür wurde aber das Verschwinden Seidenhäschchens bekannt.

Nun sahen die Beamten klar. Der Unschuldiger hatte in der Absicht, eine Szene heraufzubeschwören und hierdurch einem Genossen günstige Gelegenheit für den Raub des wertvollen Hundes zu verschaffen, den Taschendiebstahl selbst ausgeführt und das gestohlene Zigarettenetui dann einem Unschuldigen in die Tasche gesteckt. —

Der Lady Mabel Primrose ging der Verlust ihres Seidenhäschchens so nahe, daß sie über Nacht krank wurde. Sie glaubte an einen Racheakt und hielt somit ihren Liebling für rettungslos verloren.

Indessen entwickelte sich die Angelegenheit ganz so, wie es bei Entführungen der Fall zu sein pflegt.

Am Mittag des nächsten Tages traf ein Brief bei der Lady ein, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß es ihrem Lieblinge ganz gut gehe, allerdings scheine er nicht an trockene Brotrinden gewöhnt zu sein. Dieses Martyrium bald zu beenden, läge jedoch ganz bei ihr. Man fordere für ihn ein Lösegeld von 500 Pfund (10,000 Mark). Da der Hund laut Katalog 900 Pfund wert sei, wäre man also sehr bescheiden. Die Summe sei in Gold Punkt sechs Uhr am Abend durch eine Bote vor das Haus der Lady zu bringen und dem Manne, der das Kennwort „Seidenhäschchen“ murmele, auszuhandigen. Eine Stunde später würde ein anderer Mann den Hund unverfehrt abliefern. Es würde noch folgendes bemerkt. Wäre die Summe nicht zur Stelle, würde am anderen Morgen ein Ohr Seidenhäschchens eintreffen. Ließe die Besitzerin aber dem Abholer des Geldes seitens der Polizei eine Falle stellen, würde am anderen Morgen der Kopf des Hundes eintreffen. Was den

Ablieferer betreffe, so würde mit diesem Geschäftigend ein Dienstmann betraut werden, der von nichts wisse.

Ihr Liebling lebte also wenigstens noch! Die Lady atmete auf. Aber sollte sie den Expressern gehorchen? Sie dachte wohl an die Polizei, welche in der Zwischenzeit mehrfach in ihrer Villa vorgespochen hatte, schließlich aber siegte die Angst, daß ihrem Seidenhäschchen ein Leid zugefügt werden könnte, über alle Bedenken. Zu der bezeichneten Stunde schickte sie die verlangte Summe durch ihre vertraute Zofe vor's Haus.

Und eine Stunde später lieferte ein Dienstmann Seidenhäschchen wohlbehalten wieder ab. F. D. R.

**Fürstinnen von bescheidener Herkunft.** — Eine der jüngsten regierenden Fürstinnen ist Florence, die Beherrscherin von Patiala. Es ist noch gar nicht lange her, daß sie ihr väterliches Haus, das in einem bescheidenen Dorfe Irlands lag, verließ, um sich als „Kinderfräulein“ ihr Brot zu verdienen. Durch ihre Jugend, Schönheit und Anmut gelang es ihr, das Herz eines indischen Fürsten zu erobern, der sie zu seiner rechtmäßigen Gattin und Mitregentin erhob.

Ähnlich war es der Fall mit der Gemahlin des Scherifen von Wagan in Marokko. Auch sie, eine Engländerin von Geburt, machte den großen Sprung von einer einfachen Angestellten im Haushalte des Herrschers zur Fürstin, und sie verstand es, von ihrer neu erworbenen Macht den besten Gebrauch zu machen. Denn eine ihrer ersten Handlungen war es, daß sie den fünfzig Sklavinnen, die ihr ihr Gemahl an ihrem Hochzeitstage zu persönlicher Dienstleistung zugewiesen hatte, die Freiheit schenkte. Ihrem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß in ganz Wagan die Sklaverei abgeschafft wurde, und schon wenige Monate nach seiner Heirat erschien ein Erlaß des Scherifen, laut dem die zweitausend Sklaven, die ihm persönlich gehörten, als frei erklärt wurden.

Prinzessin Heinrich von Pleß war vor ihrer Heirat ein Fräulein Cornwallis; ihre Schwester wurde die Gattin des Herzogs von Westminster, dessen Reichthum wohl noch größer sein mag als der des genannten schlesischen Magnaten.

Länger ist es schon her, daß die Heirat der schönen Bamba Müller mit dem indischen Maharadscha Dhuleep Singh Aufsehen

erregte. Die Braut war von bezaubernder Schönheit, aber arm wie eine Kirchenmaus. Um letzterem Mangel abzuhelpfen, soll ihr der Bräutigam am Hochzeitstage ein Geschenk von fünfzigtausend Pfund Sterling (eine Million Mark) in bar und Juwelen im gleichen Werte gemacht haben.

Als Dienstmädchen mit einem Jahreslohn von etwa sechzig Mark begann die Fürstin Wasetschirkoff ihre Laufbahn. Später ging sie zur Bühne, wurde Tänzerin am Edeutheater in Paris, und hier war es, wo, durch ihre Kunst und Anmut hingerissen, ihr späterer Gatte sich in sie verliebte. Über die sprichwörtlichen neun Tage hinaus bildete diese Heirat das Tagesgespräch in der französischen Hauptstadt, und unter den zweitausend Hochzeitsgeschenken, die dem jungen Paare verehrt wurden, befanden sich nicht weniger als hundertzwanzig silberne Becher in verschiedener Größe, die aber sämtlich die Form eines Tanzschuhes aufwiesen.

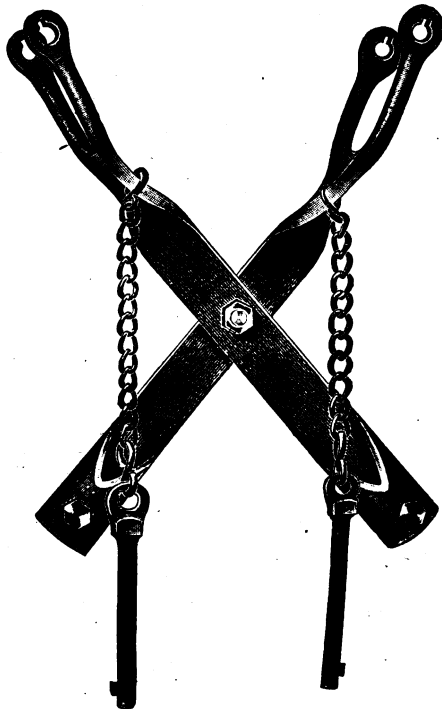
Daß Tänzerinnen die „weltbedeutenden“ Bretter mit einem Fürstendiademe vertauscht haben, ist gar nicht so selten vorgekommen. Die unlängst verstorbene Fürstin Windischgrätz gehörte in ihrer Jugend als Maria Taglioni dem königlichen Ballett zu Berlin an. Prinzessin Ludwig von Bayern, die Frau des ältesten Bruders der verstorbenen Kaiserin von Osterreich, war als Fräulein Antonia Barth Balletttänzerin in München.

Viele dieser Verbindungen der „Mächtigen dieser Erde“ mit den Töchtern des Volkes haben sich als recht glücklich erwiesen. Manchmal erweist sich die ungleiche Heirat aber auch für beide Teile gleich verhängnisvoll. Bis vor kurzem konnte man auf dem Fleischmarkte in St. Petersburg einen Mann sehen, der in der bescheidenen Stellung eines Portiers seinen Lebensunterhalt fand. Geboren war er aber als Fürst und gehörte einer der ersten Familien des Landes an. Die schöne, aber ungebildete und leichtsinnige Tochter eines Krämers hatte er einst geheiratet, die ja durch diese Verbindung in den Fürstenstand erhoben wurde. Aber nur achtundvierzig Stunden lang durfte sie sich ihrer neuen Würde erfreuen, denn dann erschien in der Wohnung des jungen Paares ein Adjutant des Zaren. Er war der Überbringer eines kaiserlichen Befehls, der den Bräutigam nicht nur aller seiner Titel und Würden, sondern auch seines Vermögens verlustig erklärte, worauf seine junge,



wankelmütige Gattin, um derentwillen er dieses ungeheure Opfer gebracht hatte, ihm ohne weiteres davonlief. J. C.

**Neue Erfindungen: I. Duendts Leiterstützen.** — Diese äußerst praktische Erfindung besteht darin, mittels eigenartiger

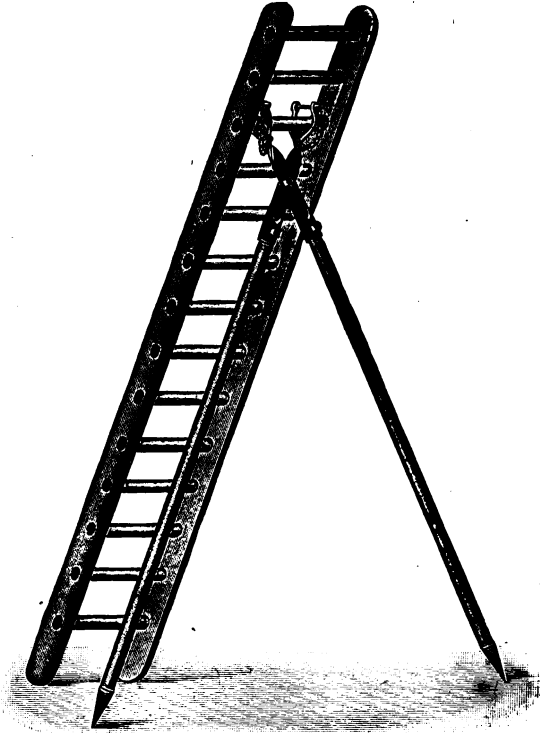


Die Leiterstützen.

Stützen eine freistehende, durchaus sichere Leiter geschaffen zu haben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Obstbäume, auch wenn sie noch so sorgfältig gepflanzt werden, und bereits zu den besten Hoffnungen berechtigen, oft zu Grunde gehen, weil die Bäume durch das Anlegen von Leitern beschädigt werden. Duendts

Leiter verhütet jeden Schaden, da sie freistehend ist und mit dem Baume überhaupt nicht in Berührung kommt.

Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß Quendts Leiter auf jedem Gelände, ob Abhang, Graben, Ebene und so weiter, gleich

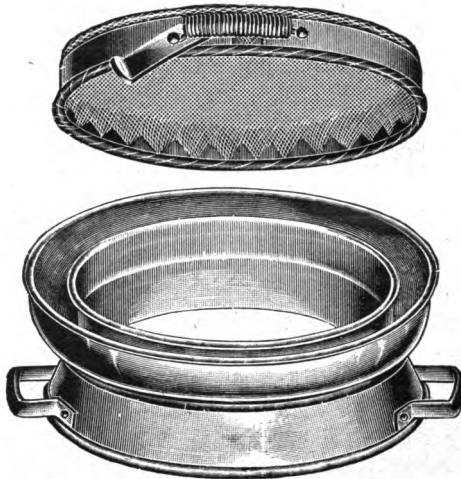


Die aufgestellte Leiter.

gut arbeitet und nie versagt, dabei ist sie äußerst leicht zu handhaben und kann jeden Augenblick an eine andere Stelle versetzt werden. Jeder Unfall ist so gut wie ausgeschlossen, denn die Leiter steht außerordentlich sicher. Die eigenartigen Stützen können leicht an jeder bereits vorhandenen Leiter angebracht werden,

daher ist die Anschaffung auch mit nur wenig Unkosten verknüpft und somit nach jeder Richtung hin empfehlenswert. Nähere Bezugsquellen erfahren Interessenten durch den Erfinder, Gutsbesitzer G. Quendt, Zapfengrund bei Wutha in Thüringen.

II. Patentsieb mit auswechselbaren Roßhaarböden. — Für Haushalt und Industrie ist es gelungen, ein Sieb zu schaffen, welches nicht nur eine leichte und vollständige



Patentsieb mit auswechselbaren Roßhaarböden.

Reinigung, sondern auch die Auswechselbarkeit des Siebbodens gestattet. Das Patentsieb, welches aus Emaille, Aluminium, Weißblech hergestellt werden kann, zeichnet sich im Gebrauch durch unerreichte hygienische Eigenschaften aus: kein Rosten, kein Grünspan, kein Ansetzen von Speiseresten zwischen Siebboden und Siebrand, kein Staub. Das neue Sieb braucht bei schadhafem Boden nicht weggeworfen zu werden, wie es bei einem gewöhnlichen Sieb der Fall ist, man wechselt den beschädigten Boden nur aus und setzt einen neuen ein. Das Sieb besteht aus Siebrumpf, Siebboden, Spannring mit Hebelverschluß, die Siebböden sind aus Roßhaar-

gewebe oder aus verzinnem Draht- und Messinggewebe in allen Maschenweiten hergestellt, so daß es zu allen möglichen Vorrichtungen, zum Sieben und Durchschlagen für jeden Zweck verwendbar ist. Die Vorteile sind unverkennbar, die Firma „Centaur“ in Berlin SW. 48, Friedrichstraße 6, hat damit etwas Mustergültiges geschaffen, die Vorrichtung kann mit Recht bezeichnet werden als das Sieb der Gegenwart und der Zukunft. P. R.

**Der Hofschnupfen.** — Der Herzog von A. gebrauchte im Jahre 1852 die Kur in Baden bei Wien und traf daselbst häufig mit dem Humoristen Saphir zusammen, dessen Wit ihm manche vergnügte Stunde bereitete. Eines Tages sprachen sie über das „schlüpfrige Parkett“ bei Hofe, auf dem schon so mancher gestürzt sei, Saphir aber behauptete schließlich, mit einem gehörigen „Hofschnupfen“ könne sich jeder halten. Als der Herzog nähere Aufklärung verlangte, erzählte ihm der Humorist folgende Fabel: Der König der Tiere, der Löwe, berief einst seinen Hof; alle kamen bis auf den Wolf, den Bären und den Fuchs; endlich aber machten auch diese sich auf den Weg, und der Wolf kam von den dreien zuerst an.

Der Löwe befahl seinen Höflingen, dem Wolfe alle getroffenen Anstalten zu zeigen. Der fand alles gut — bis auf das königliche Gemach, dessen üblen Geruch er frei und furchtlos tabelte.

Da riefen die Hofleute: „Sehet, der will unseren Herrn schelten!“ Und sie fielen über ihn her und trieben ihn mit Stößen und Schlägen vom Hofe fort.

Auf seinem Heimweg begegnete ihm der Bär, und dem erzählte er, wie es ihm ergangen war. „Wenn das so ist,“ meinte Meister Pech, „daß am Hofe die Wahrheit nichts gilt, so werde ich wohl lügen müssen, um ungeschlagen durchzukommen.“

Der Bär kam zu Hofe, und auch ihm befahl der Löwe, nachzusehen, ob alles in Ordnung sei und nirgend etwas fehle. Der Bär ging nun in Gesellschaft der Höflinge durch das ganze Schloß, lobte alles unverschämt, und als er in das Prunkgemach kam, verstieg er sich sogar zu Ausrufungen der höchsten Bewunderung über den köstlichen Geruch, der da herrsche.

„Ei, du spottest unseres Herrn,“ riefen da die Höflinge, „denn du willst Wohlgerüche riechen, wo gar keine sind!“ Und sie stießen und schlugen ihn ebenfalls zum Schlosse hinaus.

Ganz trübselig trottete der Bär hinweg, begegnete alsbald dem Fuchs und erzählte diesem, wie es ihm und dem Wolfe bei Hofe ergangen sei. Der Fuchs erschrak heftig, denn er konnte sich dem Gange an den Hof nicht entziehen, aber er nahm sich vor, sehr vorsichtig zu sein.

Als Meister Reineke an den Hof kam, befohl der Löwe auch ihm, alles im Schlosse zu besehen und zu berichten, wie er's finde. Auch der Fuchs sprach über alles seine Zufriedenheit aus und freute sich, daß alles so schön und gut geordnet sei. Zuletzt ins Prunkgemach geführt, fragten ihn die Höflinge, wie er den Geruch in diesem Zimmer finde.

„Verzeiht,“ erwiderte der Fuchs, „über den Geruch in diesem Zimmer kann ich kein Urtheil abgeben, denn seit mehreren Tagen leide ich an einem Stochschnupfen, der mich auch rein gar nichts riechen läßt.“

Dieser Stochschnupfen rettete den Fuchs, denn er ward in die höchsten Ehrenstellen am Hofe eingesetzt. E. L.

**Gesellschaftsstatut vor dreihundert Jahren.** — Was in England der Klub, war einst in Deutschland das „Kränzchen“. Es ist nicht uninteressant, durch Mittheilung der Gesetze eines solchen deutschen Kränzchens aus dem Jahre 1608 den Geist der damaligen Gesellschaft kennen zu lernen. Die Gesetze oder Statuten, welche wir hier wörtlich wiedergeben, waren für eine bürgerliche Gesellschaft der damaligen Zeit aufgestellt.

„Sintemalen ehrbare Gemeinschaft so manchen Zünften und Gewerben zum Nutz und Frommen gerichtet, wie jeder männiglich wohlwissend, als haben sich einige gute Leutlein zusammen getan, die alle Mittwochen des Jahres, den Brach-, Heu- und Erntemonaten ausgenommen, bei dem Herrn Hans Adam zusammenkommen, und sich untereinander freuen wollen, allbierweilen unser Leben kurz, und deren Trübsalen unseres Wandels hienieden eben mit wenige sehnd. Zu sothaner löblichen Gemeinsach sind folgende Satzungen erkieset:

1) Die Gesellschaft soll aus zehn Wieder Männern bestehen, und mit mehr.

2) Die Gesellschaft versammelt sich unter dem Namen der „Zehner“ Abends um fünf Uhr, und geht christlichem Bürgergebrauch nach, wenn der Zeiger zehn summt, auseinander.

3) Jeder Kränzler mag auch zuweilen seine Fräwe Liebste mit zur Stelle bringen; sie muß sich aber nit zu viel mit Blappern herausnehmen, viel weniger große Hofierungen verlangen; auch hat sie in denen fünf Kränzel-Stunden ihrem Liebsten und Meister nichts zu befehlen.

4) Die Gesellschaft wird mit Butterschnitten, kalten Braten, Bier und jeder Kränzler wird extra noch mit einem Maaß reinen Ungarischen Weins bedient. Das Bier wird in Krügen, mit Zinn beschlagen, und die Speisen auf hölzernen Tellern verabreicht.

5) Die Zeit der Kränzeley wird folgendermaßen eingetheilt. Zum Anfang wird von Staats-Sachen zerschiedentlich hin und her gemunkelt. Darauf mag spielen, wer Lust zu Karten hat, aber nur bis um achte; denn von achte bis neune wird getischt, und den Beschluß macht wieder politischer Kurzweil.

6) Zur Erhaltung guter Zucht und Sitte werden folgende Ämter und Würden festgesetzt. Der ein heißt Schultheiß, sitzt zu oberst und die andern Kränzler müssen seinen Gebotten unterthänig sein. Der andere heißt Kränzelschreiber, führt's Laden-Buch, und sitzt zunächst dem Schultheißen. Der dritte heißt Säkelmeister, hat den Beutel, führt Buch und Rechnung über Einnahm und Ausgab. Der vierte heißt Kellner, hat Aufsicht über Speise und Trank. Der fünfte heißt Meister Triumph und beaufsichtigt das Spiel. Diese Ämter und Würden werden alle halbe Jahr durchs Loß verwechselt.

7) Wird festgesetzt, daß die Gesellschaft eine wahrhaftte und gründliche Chronicam von unserem lieben Städtlein durch den ehrengedachten Meister Hans Adam niederschreiben lassen.

8) Damit dem unnützen Hofieren der Garaus gemacht werde, so wird der Zuruf: Hör Er, Hör Sie, hiermit feierlich eingeführt, worauf jeder oder jede stille zu schweigen hat.

9) Der Gewinner beim Spiel hat den vierten Teil des Gewinnfließ dem Säkelmeister aufrichtig einzuhändigen, der solchen zu Buche bringt.

10) Die Zechen wird auf einen Halben Gulden rheinisch festgesetzt, welchen Jeder, er komme oder er komme nicht, an den Säkelmeister ohnweigerlich nachzahlet, und muß letzterer sich jedesmal mit dem Meister Adam berechnen.

11) Bringt wer seine Frauen Liebste mit, so bezahlt er für ihren Eintritt absonderlich drei Marien-Groschen.

Sothane löbliche Sazz- und Ordnungen steiff, fest und unverbrüchlich zu halten, haben sich sämtliche Meister durch Handschlag angelobet, behalten sich vor, daran zu mehren und zu mindern, so viel ihnen gut deucht, und haben zu mehrerer dessen Uhrkund und Beglaubigung ihre eigenhändige Rahmens-Fertigungen unter Beidrückung ihrer Pitschiere wohlwissentlich angehänget und beigethan. So geschehen im Jahre nach unsers lieben Herrn Geburt dem Ein Tausend Sechs Hundert und Achten am heyl. Dreikönigs-Tage.“

C. L.

**Ein vorsichtiger Käufer.** — Graf Woronski und Lord Alworth, zwei reiche Lebemänner, die unter dem zweiten Kaiserreich das Pariser Pflaster unsicher machten und sich einbildeten, klüger wie die große Masse zu sein, spotteten eines Tages wie sehr häufig über die Dummheit der letzteren. Der Graf ging so weit, zu behaupten, daß, wenn er hundert Zwanzigfrankenstücke für fünfzehn Franken das Stück verkaufen wollte, sich kein Käufer finden würde.

Sie vereinbarten zu diesem Zweck eine Wette und besprachen sich dann mit einem Ladeninhaber der Rivolistrasse, daß er die Goldstücke im Fenster seines Ladens auslegen und bei etwaigen Anfragen keine Gründe für den Verkauf angeben sollte.

Die Goldstücke wurden also in das Fenster gelegt, und richtig — zwei Wochen hindurch meldete sich kein Käufer.

In der dritten Woche kam ein Bauer aus der Normandie zufällig an dem Laden vorbei und sah die Goldstücke im Fenster. Er betrat den Laden und fragte den Inhaber, ob die Münzen auch echt wären. Nachdem er sich hiervon überzeugt hatte, sagte er: „Nun gut, dann nehme ich den Posten.“

Der Eigentümer des Ladens wollte nun nicht die Verantwortlichkeit des Verkaufs auf sich nehmen und sandte daher nach seinen beiden Auftraggebern.

Diese willigten in den Verkauf ein, doch verlangten sie, daß der Käufer im voraus bezahlen müsse. Dieser zögerte keinen Augenblick, zählte fünfundzwanzig Louisdor ab, steckte sie in die Tasche und sagte: „Hier sind die übrigen fünfundsiebzig Louisdor als Kaufpreis für meine fünfundzwanzig.“

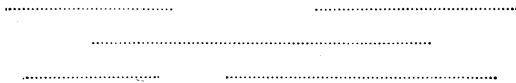
Damit verließ er schmunzelnd den Laden.

Graf und Lord aber blieben verblüfft stehen und konnten sich niemals darüber einigen, wer denn nun eigentlich die Wette verloren hatte.

M. N.

**Aus dem Seelenleben der Bienen.** — Der Nachsommer 1893 war außerordentlich schön und warm gewesen, und schon damals fiel es den Naturfreunden der Gegend, in welcher ich mich damals befand, auf, daß sich ungewöhnlich viele Puppen des sogenannten „Totenkopfes“ vorfanden. Gerade selten ist dieser größte unserer Nachtschmetterlinge eigentlich ja nie gewesen, aber eine so große Anzahl, wie sie uns der unheimlich trockene Sommer von 1893 brachte, erinnere ich mich nie gesehen zu haben. Dieser Schmetterling ist nun ein großer Bienenfreund, das heißt, er liebt den Honig über alles und bringt, wo er kann, in die Bienenstöcke ein, um sich nach Herzenslust gütlich zu tun. Die Bienen aber konnten sich dieses unbequemen Gastes nicht entledigen, denn sein Panzer ist zu hart, als daß ihn ihre Stacheln zu durchdringen vermöchten. Daher ist es ihnen unmöglich, den unbefugten Postgänger abzustechen, wie sie es etwa mit anderen Insekten oder sogar mit Mäusen tun.

Es war in der schönsten Trachtzeit, und da hielten die Bienen eine große Beratung ab. Das Resultat davon war, daß sich wenige Tage nachher vor fast allen Fluglöchern ein Wachsbaus befand, welcher ungefähr so aussah:



Die schlauen Bienen hatten damit vollkommen ihren Zweck erreicht. Die Wachsbaus waren so angelegt, daß der viel größere Schmetterling sich nicht darin wenden konnte und daher außer stande war, in den Kasten einzudringen, während die Bienen dies selbstverständlich leicht zu stande brachten. Ich hatte in der Folge wiederholt Gelegenheit, mich an den vergeblichen Versuchen des tolpatschigen Schmetterlings zu weiden, welcher gar zu gerne Honig genascht hätte, aber leider nicht mehr konnte.

Die Unruhe zweier Völker hatte mir aber gezeigt, daß in diese schon vorher Schmetterlinge eingedrungen waren. Es reizte mich,



zu erfahren, wie sich die Bienen helfen würden. Als ich nach einigen Tagen die Völker untersuchte, fand ich die Leichen der Schmetterlinge vor. Die Bienen hatten sie auf die hintersten Brutwaben gedrängt und durch einen Querbau aus Wachs vom Honigraum isoliert. Die Schmetterlinge mußten Hungers sterben. Aber nun wurde die Sache erst recht gefährlich, denn die Bienen waren zu schwach, um die großen Körper aus dem Bau zu schaffen, und doch durften sie den Verwesungsgeruch, der davon auszufließen begann und leicht die Brut gefährden konnte, nicht dulden. Also balsamierten sie den Leichnam einfach ein, indem sie ihn mit einer dicken Schicht Wachs überzogen. Dadurch war der Körper des Schmetterlings hermetisch abgeschlossen, und die Bienen fühlten sich nicht weiter belästigt.

Diese Einbalsamierungsmethode kannte ich übrigens schon. Ich hatte schon derart einbalsamierte Mäuse gesehen, welche in Bienenstöcke eingedrungen und von den Stichen der wütenden Bienen getötet worden waren.

Man wird dabei zum mindesten zugeben müssen, daß sich die kleinen Tierchen zu helfen wußten. Was mich aber ganz besonders interessierte, war der Umstand, daß zu gleicher Zeit die Wachsborrichtung vor den Fluglöchern auch vor Stöcken angebracht wurde, welche von Schmetterlingen nicht im mindesten heimgesucht worden waren. Wie kamen die Bienen dazu?

Dafür habe ich nur eine einzige Erklärung, und die besteht darin, daß sich diese Vorgänge während der Trachtzeit, also während der Zeit der größten Honigernte, abspielten. Nun ist es bekannt, daß die Bienen eines Volkes zwar jede Biene eines anderen Volkes einfach abstechen, wenn es ihr einfällt, sich zu ihnen zu verirren, allein sie machen doch eine Ausnahme, nämlich in der Trachtzeit, wo jede beladene Biene aufgenommen wird. Ich kann mir nun denken, daß sich einige Bienen in ein falsches Volk verslogen hatten, nachher wieder hinauslamen und sich ihrem Stamme wieder zugesellten. Dort haben sie nun Bericht von der Gefahr und von den Vorkehrungen anderer Völker erstattet, und die bis jetzt unbelästigten Völker bauten vorsichtigerweise die Schutzwehren. Anders vermöchte ich mir diesen Vorgang nicht zu erklären.

Zwei Jahre später traten die Schmetterlinge wieder verhältnismäßig zahlreich, wenn auch nicht so massenhaft wie 1893, auf.

Die Bienen erwarteten diesmal den Schaden nicht erst, sondern bauten ohne weiteres die Schutzvorrichtungen, und zwar bauten, mit Ausnahme eines einzigen Volkes, alle die Völker wieder die Wachswälle, welche zwei Jahre zuvor von den Schmetterlingen bedroht worden waren.

Die Sache interessierte mich nun aufs neue, denn ich mußte mir sagen, daß entweder die Handlung der Bienen rein instinktiv war, weil sie es wieder so machten wie früher, oder aber, daß sich innerhalb der Völker eine Überlieferung erhalten hatte. Für den Instinkt sprach der Umstand, daß die Schutzvorrichtungen überhaupt wieder gebaut waren, dagegen, daß die Wälle nicht genau nach dem früheren Schema gebaut wurden, wenigstens nicht bei allen Völkern. Und dann war die Gefahr diesmal nicht halb so groß wie zwei Jahre zuvor, indem, wie gesagt, 1895 kein einziger Totenkopf in die Kästen eindrang, während zwei Jahre zuvor viele eingedrungen waren. Daß sich die Bienen an das Experiment vor zwei Jahren erinnern hätten, ist ausgeschlossen, denn keine Biene mit Ausnahme der Weisel erreicht ein höheres Alter als allerhöchstens acht Monate. Und daß die Weisel die Überlieferung auf die neuen Bienen generationen gebracht hätten, ist unwahrscheinlich, erstens weil die Weisel nichts vor den Fluglöchern zu suchen hatten und daher die Vorrichtungen nicht kannten, dann, weil die Weisel ganz andere Funktionen auszuüben haben, und endlich, weil ich sonst noch ein halbes Duzend Gründe habe, an den Weiseln in dieser Hinsicht zu zweifeln. Immerhin wäre die Möglichkeit der Überlieferung durch die Weisel nicht ganz von der Hand zu weisen gewesen, wenn sich nicht innerhalb der beiden Jahre verschiedene der in Frage kommenden Völker überhaupt umgeweiselt hätten.

In meiner Annahme, daß sich gewisse Vorkommnisse bei den Bienen überliefern, wurde ich seither durch andere Beobachtungen bestärkt. Ich befand mich in einem Dorfe, in welchem verschiedene Bienenbesitzer lebten. Da die wenigsten unter ihnen geschulte Bienenzüchter waren, so half ich ihnen mit Rat und Tat aus, so daß ich bald ein halbes Duzend Stände zu besorgen hatte. Einer meiner Klienten bemerkte mir einmal, daß er ein Volk besitze, dessen Schwärme sich alle Jahre an derselben Stelle anhängen und daß

sie dort sehr unbequem zu fangen wären. Er zeigte mir den Platz, es war im Balkenwerk der Hauseinfahrt.

Als nun die Schwarmzeit wieder nahte, bestrich ich die Stelle mit Teer in der Hoffnung, den Schwarm abzuhalten, sich dort anzufestigen. Eines Vormittags wurde ich gerufen, der Schwarm hatte sich trotz meiner Vorbeugungsmaßregel doch wieder dort oben angefestigt. Die Stelle, von der die Rede ist, bot nichts außergewöhnlich Günstiges, welches die Bienen hätte veranlassen können, sich gerade dorthin und nicht ebensogut anderswo anzuhängen.

Ich kaufte meinem Nachbarn das Volk ab und verbrachte es in meinen Bienenstand. Dieser befand sich mindestens zwanzig Minuten von dem meines Nachbarn entfernt, und außerdem bot der Ausflug meines Standes viel bessere Schwarmgelegenheiten als der meines Nachbarn. Das hinderte aber nicht, daß das Volk, als es das nächste Mal schwärmte, also im folgenden Jahre, wieder den alten Sammelplatz fand und sich dort anhängte. Dabei bemerkte ich, daß ich, in Folge einer Flügel Lahmheit der Königin, mich genötigt gesehen hatte, diese im Frühjahr durch eine andere zu ersetzen. Die einzige Biene, welche den vorjährigen Schwarm miterlebt hatte, existierte also nicht mehr. Außerdem ist der Wechsel beim Schwärmen nicht die führende Biene. Ferner zieht jeweilen die alte Königin mit den jüngsten Bienen aus. Endlich bot, wie gesagt, der Schwarmort im Giebelwerk jener Einfahrt keine besonderen Vorteile, und es hatte sich, soweit das Besinnen meines Nachbarn sich zurückstreckte, dort nie ein Schwarm angefammelt außer aus jenem bestimmten Volke. Also mußte gerade dieses Volk eine ganz besondere Vorliebe für diese Stelle haben. Warum? Nun, dieses Warum war immerhin schwerwiegend genug, um ganze Generationen zu veranlassen, jenen Platz Jahre hindurch vor allen anderen zu bevorzugen.

Ich erzählte von dieser merkwürdigen Beobachtung gelegentlich in Imkerkreisen, und nun erinnerten sich viele Imker, ähnliches selbst schon beobachtet zu haben. Der waadtländische Naturforscher Huber hat eine solche Beobachtung vor schon fast hundert Jahren gemacht. Die Tatsache ist also an und für sich nicht neu, wohl aber die Erklärung, nämlich, daß die Bienen gewisse intellektuelle Fähigkeiten besitzen, welche man bisher an ihnen noch zu wenig

eingehend beobachtete, und die sie befähigen, gewisse Traditionen von Generation zu Generation zu vererben. C. A. L.

**Die nördlichste Eisenbahn der Erde.** — Seit der Erbauung der Lofotenbahn, der nördlichsten Eisenbahn der Erde, kann man jetzt mit dem Expresszug, der am Dienstag und Freitag Nachmittags von Stockholm abgeht, die etwa 1700 Kilometer lange Strecke bis nach Narvik im äußersten Nordosten Norwegens in vierundvierzig Stunden zurücklegen. Der Expresszug besteht aus einem Salonwagen mit zwei Rauchsalons, einem Restaurationswagen und je nach der Zahl der Reisenden aus drei bis vier Schlafwagen. Die Fahrt, die fast ganz Schweden durchschneidet, ist äußerst interessant, da sie durch Gebiete von hohem landschaftlichen Reiz führt. So ist der Blick auf die reisenden Stromschnellen des Angerman Elf, des Ume Elf und des Undelf Elf, an denen der Zug vorbeieilt, von wildromantischer Schönheit.

Der fesselndste Teil der Reise beginnt aber mit dem Eintritt in Lappland, das man über die Stationen Gellivare und Kiruna mitten durchquert. Früher nur unter großen Beschwerden erreichbar, ist jetzt durch die Lofotenbahn dieser bereits im Polarkreis liegende Ausläufer Europas mit seinen weiten Heideflächen, seinen zahllosen Seen, sanften Hügeln und hohen Schneebergen und seinen im halben Naturzustande lebenden, merkwürdigen Bewohnern bequem zu besuchen. Der Reisende, der auf den Stationen die gedrungenen, braunhäutigen Gestalten der Lappen in ihrer Volkstracht sieht, kann sich nach einem anderen Erdteil verfehlt glauben.

Die Lappen sind finnischer Abstammung. Dem entspricht auch ihre Charakterveranlagung. Schwermütig und wortkarg einerseits, sind sie andererseits gutmütig, gastfreundlich und neugierig. Überwiegend sind sie ein Nomadenvolk, dessen wertvollster Besitz die Rentiere bilden. Mit ihnen ziehen die Familien von Norden nach Süden und umgekehrt, je nachdem die Jahreszeit geeignete Weideplätze darbietet, durch das Land. Beträchtliche Verluste sind dabei unausbleiblich. Zahlreiche junge Tiere sterben, wenn sie dauernd das eiskalte Schneewasser trinken, und ebenso geht stets eine Anzahl zu Grunde, wenn ein mit Treibeis gefüllter Fluß überfrohrt werden muß.

Die Kleidung der Männer und Frauen ist fast vollständig gleich. Ihr hauptsächlichster Schmuck sind weiße Borden und Besätze. Die Frauen und Mädchen tragen bunte Perlen im Haar. Der Lappländer



Phot. Guffea-Traviens.

Eine Lappenfamilie an einer Station der Lofotenbahn.

ist ein geschickter und schlauer Jäger, der eifrig und mutig den Bären und Wölfen nachspürt. Tagelang kann er den Bären auf Schneeschuhen verfolgen, bis er ihn endlich stellt und ihm mit dem breiten,

kräftigen Spieß entgegengeht. Sowohl bei der Bewachung der Renttiere als auch auf der Jagd wird der Lappe trefflich von seinen Hunden unterstützt. Es ist ein stämmiger Spitzer mit derbem, schneeweißem Haar, heller Schnauze und dunklen, klugen Augen.

Infolge der Ausbeutung des Waldreichtums durch schwedische Unternehmer und der Vorschübung industrieller Anlagen längs der Bahn, die die Wasserkräfte zu ihrem Betrieb ausnützen, werden jetzt die Wohnsitze des eigenartigen Volkes mehr und mehr eingengt, so daß es mit schwerer Not zu kämpfen hat.

Wie schon erwähnt, endet die Lokotzenbahn in Narvik. Das Städtchen liegt am Fjord Ofoten und wird von dem 1448 Meter hohen Löttaberg überragt. Es wurde erst im Jahre 1902 gegründet, zählt aber bereits gegen dreitausend Einwohner. Seine Gründung und sein schnelles Aufblühen verdankt es dem Umstand, daß es der Ausfuhrhafen für die gewaltigen Erzmassen ist, die im nördlichen Schweden gewonnen werden und zu einem beträchtlichen Teil nach Deutschland gehen.

Th. S.

**Der Kirchendieb.** — Vor mehr als hundert Jahren verschwanden in der Kathedrale zu Abbeville in Südkarolina die von den Gläubigen gestifteten großen Wachskerzen wiederholt. Der Dieb wählte mit Vorliebe die schönsten, umfangreichsten Kerzen, die sich stolz und gerade zu besonderer Größe erhoben, während er die kleinen, dünnen Kerzen verschmähte. Die Geistlichen wie die ganze Gemeinde waren außer sich.

Zunächst wurde eine strenge Aufsicht über das Kirchenpersonal ausgeübt, das man stark im Verdacht hatte, es stehle die schönen Kerzen und verkaufe sie weiter. Doch die sorgfältigsten Nachforschungen ergaben nicht das geringste Resultat. Nur so viel bekam man heraus, daß die Diebstähle während der Nacht begangen wurden, wenn die Kathedrale in tiefer Ruhe lag.

Man beschloß, der Sache jedenfalls auf den Grund zu gehen und Nachts im Innern der Kirche zu wachen. Mehrere Nächte vergingen, ohne daß sich etwas Ungewöhnliches ereignete. Endlich eines Nachts, als der Küster gerade die Kirche verlassen wollte, bemerkte er beim schwankenden Scheine des ewigen Lichtes, daß ein Tier von eigentümlicher Gestalt langsam über die Fliesen des Chores kroch und von Zeit zu Zeit halt machte. Das Tier schien

zu horchen, ob nicht irgend ein Geräusch eine Gefahr oder die Anwesenheit eines Feindes verriet.

Als das Tier, eine ungeheure Eidechse, sich überzeugt hatte, daß es niemand stören konnte, setzte es seine Wanderung fort. Das Geräusch seiner kurzen Beine war auf den Steinfliesen bei der in der Kirche herrschenden Stille deutlich vernehmbar.

Der Küster wurde ängstlich, ein Schauer durchlief seinen Körper, die Haare sträubten sich ihm auf dem Kopfe, er betraugte sich mehrmals und zitterte an allen Gliedern. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er sah, wie die riesenhafte Eidechse mit ihren Krallen an dem hohen Leuchter emporkletterte, sich der dicksten Kerze bemächtigte, sie in den Rachen nahm und damit verschwand.

Als er die Entdeckung erzählte, die er gemacht, verhöhnte man ihn, und als er sie wiederholte, hielt man ihn für verrückt. Doch selbst die Spötter und Ungläubigen mußten sich den Tatsachen fügen, als man mehrere Abende später feststellte, daß die Erzählung des Küsters der Wahrheit entsprach. Eine Gruppe von acht Personen, die sich an verschiedenen Orten der Kirche aufgestellt, sah deutlich, wie die Eidechse ihr Treiben wiederholte. Das Tier nahm an diesem Abend sogar eine angezündete Kerze, und beim Lichte der Flamme konnten die Zeugen der Szene bemerken, daß das Tier unter einer schadhaften Fliese des Kirchenschiffes verschwand.

Am nächsten Morgen legte man mit aller Vorsicht eine Reihe von Steinfliesen frei und fand denn auch richtig die ungeheure Eidechse, den Kerzendieb. Man bemächtigte sich des sich wütend wehrenden Tieres und tötete es. Noch jetzt hängt das ausgestopfte Tier in der Sakristei der Kathedrale. M. N.

**Der Lorroborti.** — Der Nationaltanz der australischen Eingeborenen, der bei den Zusammenkünften zweier Stämme, bei den Jünglingsweihen und Friedensschlüssen aufgeführt wird, ist der Lorroborti. Der Platz, auf dem man den Tanz abhält, ist eine Lichtung im Busch. In der Mitte lodert ein großes Feuer, denn der Tanz wird nur bei Nacht abgehalten.

Zunächst sind die Teilnehmer am Tanz, nur Männer, noch nicht sichtbar. Sie haben sich in das dunkle Gebüsch zurückgezogen, um den Festputz anzulegen. Dagegen versammeln sich auf der einen

Seite des Feuers die Weiber, die mit Gesang und Musik den Tanz begleiten sollen.

Plötzlich rauscht es im Gebüsch. Die Tänzer, gegen dreißig Mann, schreiten heraus und treten in den Lichtkreis des Feuers. Ein jeder hält zwei Bambusstöcke in den Händen. Sie haben sich sämtlich mit weißem Ton Ringe um die Augen und lange Striche auf Brust, Arme und Beine gemalt. Um die Knöchel tragen sie Büschel von Gummibaumblättern. Jetzt setzen sich die Weiber und legen straff gespannte Dpossumhäute, die sie sonst als Mäntel benutzen, über die Kniee, um bei Beginn des Tanzes darauf zu trommeln. Zwischen ihnen und dem Feuer stellt sich der Tanzleiter auf, der in jeder Hand einen Stock hält. Ringsherum stehen oder sitzen in weitem Umkreis die Zuschauer.

Der Tanzleiter wirft einen prüfenden Blick auf die Männer, nähert sich langsam den Weibern und schlägt plötzlich seine beiden Stöcke zusammen. Bißschnell haben sich die Männer in eine Linie geordnet, schreiten dann vor und machen halt. Noch einmal mustert der Tanzleiter ihre Reihe; endlich gibt er das Zeichen zum Beginn. Er schlägt mit seinen beiden Stöcken den Takt, die Männer fallen mit den ihren ein, die Weiber singen und trommeln dazu auf den Dpossumfellen, und nun gerät wildes Leben in die Tänzerlinie. Bald springen sie zur Seite, bald gehen sie ein paar Schritte vorwärts, bald wieder rückwärts, sie strecken und biegen sich, schwingen die Arme und stampfen mit den Füßen. Aber die Bewegungen sind niemals regellos, sondern vollkommen gleichmäßig, und zwischen Tönen und Bewegungen wird aufs genaueste Takt gehalten.

Der Tanzleiter vollführt, während er mit seinen Stöcken taktmäßig klappt, einen seltsam näselnden Gesang, der jedesmal lauter oder leiser wird, sobald er einen Schritt vorwärts oder rückwärts tut. Er steht nicht einen Augenblick auf der Stelle still, sondern wendet sich bald zu den Tänzern, bald zu den Weibern hin, die alsdann ihre Stimmen mit aller Kraft erheben.

Allmählich steigt die Erregung der Tänzer immer mehr. Die Taktstöcke klappen schneller, die Bewegungen werden immer rascher und heftiger, die Tänzer schütteln sich, springen bis zu einer unglaublichen Höhe in die Luft und stoßen endlich, wie aus einem



Munde, einen wilden Schrei aus. Einen Augenblick später sind sie im Gebüsch verschwunden.

Dieser erste Teil wird noch mehrere Male wiederholt. Beim Schlußteil des Tanzes ändert sich der Vorgang. Wenn jetzt die Männer wieder aus dem Gebüsch herausgetreten sind, bilden sie einen vier Glieder tiefen Haufen. Die erste Reihe springt zur Seite, die hinteren drängen vor, und in dieser Weise bewegen sie sich vorwärts, den Weibern entgegen. Die Truppe erscheint in diesem Augenblick als ein unentwirrbarer Knäuel. Man fürchtet, die Tänzer müßten einander mit den wild geschwungenen Stöcken die Schädel zerschmettern. Indeß herrscht in Wirklichkeit jetzt eine ebenso strenge Ordnung wie früher, und eine jede Bewegung ist berechnet.

Die allgemeine Erregung hat nunmehr ihren Höhepunkt erreicht. Die Tänzer schreien, stampfen, springen; die Weiber trommeln wie sinnlos und singen mit aller Kraft ihrer Lungen. Das Feuer, das hoch emporlodert, streut einen Regen von Funken über die wilde Szene.

Da hebt der Tanzleiter seine beiden Arme hoch über den Kopf, ein lauter Schlag mit seinen Stöcken durchbricht den Lärm — und mit gewaltigen Sprüngen stürmen die Tänzer in das Gebüsch zurück. Der Torborborri ist beendet. Th. S.

**Eine Toilettegeschichte.** — Als König Eduard von England sich das letzte Mal in Biarritz aufhielt, wurde er von einer amerikanischen Millionärin, Frau Bar. na aus New York, zur Tafel geladen, wie dies auch früher schon öfters geschehen war. Das Mahl war natürlich auserlesen, und die Wirtin erschien in einer köstlichen blaßblauen Toilette, die aufs reichste mit herrlichen Spitzen geschmückt war. Der Fisch wurde eben herumgereicht, als der Diener die Ungeschicklichkeit beging, einen Teil der Soße über das Kleid der Frau Baring zu verschütten. Peinliche Pause. Alle erwarten einen Hornesausbruch der Dame. Statt dessen bittet sie ganz kühl und ohne jede Erregung den an ihrer Seite sitzenden König um Erlaubnis, sich einen Augenblick zurückziehen zu dürfen.

König Eduard, der natürlich ebensogut wie andere Menschenkinder weiß, von welcher Wichtigkeit für eine Dame ihre Toilette ist, konnte sich nicht enthalten, seine Bewunderung über die Selbst-

beherrschung seiner Wirtin auszudrücken, entließ sie, und das Mahl nahm ruhig seinen Fortgang.

Nach etwa zwanzig Minuten erscheint Frau Baring wieder: ein Traum, eine Zauber- und Glanzgestalt! Ein zehnmal schöneres, reicheres phantasiereicheres, und eleganteres Kleid brachte ihre Schönheit zu erhöhter Geltung.

Der König vereinigte sich mit allen Tischgästen in dem uneingeschränkten Lobe der Geistesgegenwart und der Schönheit seiner liebenswürdigen Wirtin.

Frau Baring hatte sich nämlich zu diesem Mahle bei dem berühmten Kleiderkünstler Worth in Paris eine neue Toilette bestellt, weil sie jenes blaßblaue Kleid, so schön es auch an sich war, doch schon einmal bei einem diplomatischen Empfange getragen hatte. Die Stunde des Diners näherte sich, die Sendung aber ist noch nicht zur Stelle. Da hat die Amerikanerin einen kühnen Gedanken. Sie ruft den Diener, der bei Tische bedienen sollte, und gibt ihm den Befehl, auf ein bestimmtes Zeichen der Kammerzofe hin das Gericht, das er gerade auftragen werde, über ihr Kleid auszuschenken. Der Diener begriff nicht, wohl aber die Zofe. Das ersehnte Postpaket kommt an, die Zofe macht ihr Zeichen, der Diener verübt sein Ungeschick, Frau Baring zieht sich zurück — und erzielt in ihrer neuen Toilette einen Erfolg, den sie sonst sicher nicht errungen hätte. D. v. B.

**Der Taler im Sprichwort.** — In kürzester Zeit wird der Taler als Zahlungsmittel aus dem Verkehre verschwunden sein, aber nicht so bald wird er aus der Erinnerung des Volkes verschwinden, denn seine Sprichwörter, Redensarten und Lieder werden den Taler nicht in Vergessenheit kommen lassen.

Daß „die alten Taler“ die besten sind, behauptet der Deutsch-amerikaner, und der Holländer erklärt, „daß die Taler jedem auf den Weg helfen“. „Wer's glaubt, zahlt einen Taler,“ ist eine alte Redensart, ebenso: „Wo der Taler geschlagen ist, gilt er am meisten.“ Scherzend behauptet der Holfsteiner, daß die ersten zehntausend Taler am schwersten zu verdienen seien, und der Schwabe sagt: „Ein angerissener Taler und ein angerissener (trunkener) Gast haben wenig Raft,“ weil beide bald weggehen. In Bayern sagt man von einem, der zu Gebatter stehen soll oder Hochzeit halten will,

„er muß seine Taler putzen“, ebenso heißt es: „Guckt der Taler zum Fenster heraus, so hat auch das Mädchen bald Hochzeit im Haus.“ In Böhmen sagt man von einem Mädchen, das die Dreißig überschritten: „Sie hat den ersten Taler voll,“ weil der Taler dreißig Groschen hatte. „Wer keinen Taler besitz', muß einen krummen Budel machen,“ meint der Russe, das heißt, er muß betteln gehen. Mit den Talern schwinden auch die Freunde, denn „Taler sind Gäste; wer sie hat, hält sie feste“. Allgemein gilt der erworbene Taler mehr als der gewonnene oder ererbte. Vom Glückspilz glaubt man, daß, wenn er einen Taler auf's Dach wirft, zwei herunterfallen; aber „auf des Verschwenders Taler gehen neun- undvierzig Schillinge“ statt achtundvierzig. Als im Jahre 1875 die Goldwährung aufkam, benützte man vielfach die alten Silbertaler zum Schmuck an Humpen. Eine derartige Inschrift lautete: „Sonst als Taler für den Zahler, jetzt als Becher für den Becher!“

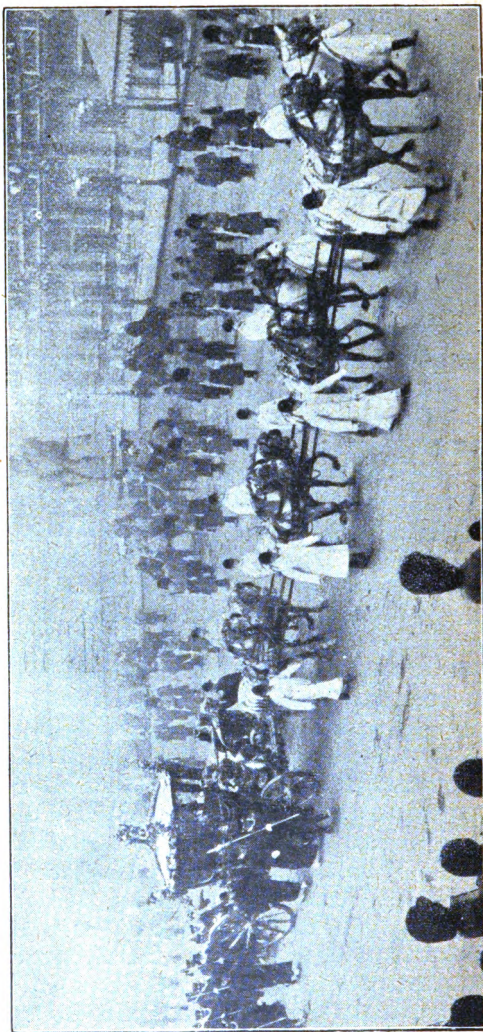
E. T.

#### **König Eduards Auffahrt zur Eröffnung des Parlaments.** —

König Eduard VII. von England, der seit 1901 an der Spitze des Britischen Reiches steht, ist in überraschend kurzer Zeit zu großer Beliebtheit in London gelangt. Sehr im Gegensatz zu seinen eigenen Gewohnheiten als Prinz von Wales, im Gegensatz auch zu seiner Mutter, der verstorbenen Königin Viktoria, hält sich der König gern in London auf und zeigt sich auch öfter dem Volke, das in London, wie überall, prächtige Schaustellungen liebt. Anlaß zu einer solchen gibt unter anderem die Fahrt zur Eröffnung des Parlaments bei Beginn einer neuen Session. Der Weg vom Buckinghampalast, dem Residenzschloß des Königspaares, bis zum Parlamentsgebäude ist auf beiden Seiten mit Gardetruppen besetzt, die mit ihren hohen Kopfbedeckungen äußerst martialisch wirken. Langsam fährt der schwerbergoldete Kolofoprunkwagen mit dem König und der Königin, den acht reichgeschirrte edle Pferde, von weißrötigen Dienern begleitet, ziehen, dahin, während seitlich und hinterher die Parlamentswache mit Hellebarben schreitet. Die letzte Anfuhr des Herrscherpaares am 29. Januar 1908 war dadurch interessant, daß Frauenrechtlerinnen diese Gelegenheit benützten, um sich beim König Gehör zu verschaffen.

Nach der Anfuhr im Parlamentsgebäude begibt sich der König

die Treppe hinauf in den Kings robing room (des Königs Ankleidezimmer), wo er das Königsornat vervollständigt, wie es die nun folgende glänzende Zeremonie im Sitzungssaal des Oberhauses verlangt. In feierlichem Zuge, von den höchsten Würdenträgern des Staats geleitet, begibt sich der Monarch durch die Royal Gallery dorthin. Dem reichen spätgotischen Tudorstil des ganzen Parlamentsgebäudes und dem



Die Fahrt des Königs von England zur Parlamentsöffnung.

Zweck der Räume angemessen, atmet hier alles stolze Pracht. Auf dem Mosaikfußboden der Galerie spiegelt sich die reichvergoldete getäfelte Decke. In den Langseiten stellen zwei große Fresken Nelsons Tod bei Trafalgar und Blüchers und Wellingtons Zusammentreffen nach der Schlacht bei Waterloo dar. An den Türen des Ganges stehen Bronzestatuen der Königin Elisabeth, Wilhelms III., der Königin Anna, der Könige Alfred, Wilhelm I., Richard I., Eduard III. und Heinrich V. Im Saal der Peers sind die Sitze mit rotem Leder überzogen. Am Südbende des Saals steht, auf einigen Stufen erhöht und unter einem reichen vergoldeten Baldachin, der prächtige Thron des Königs und der Königin, daneben rechts der niedrigere des Thronfolgers. Vor dem Thron, in der Mitte des Saals, ist der divanartige Sitz des Lordkanzlers, der die Eröffnung wie überhaupt die Verhandlungen des Oberhauses leitet.

J. P.

**Ungleiche Ehe.** — Ein norwegischer Gutsbesitzer erlebte auf seinem Gutshofe folgendes Idyll aus dem Gänseleben. Er besaß eine Gans, die wegen ihrer großen Buttaulichkeit und Zahmheit der Liebling der Diensthofen war und vor allen anderen den Vorzug hatte, ja sie bekam sogar einen ihrem Charakter entsprechenden Namen und ward „Madame Schnüffler“ genannt, weil sie überall nach Fütter umhersuchte und ihren Schnabel in alles hineinsteckte.

Besagte Madame Schnüffler hatte das eigentümliche Glück, die Liebe eines wilden Gänserichs zu erregen, und ihr bildender Umgang wirkte auf den wilden Gefellen so wohlthuend ein, daß er dem Nomadenleben entsagte und nicht mehr von ihrer Seite wich. Ein paarmal versuchte er es zwar, sie zu einem kühnen Flug durch die Lüfte zu bewegen, sie ermahnte ihn aber schnatternd, solchen Torheiten zu entsagen. Er ließ sich also das Pantoffelregiment seiner Gattin gefallen und führte sie auf Wiesen und Feldern galant umher und streckte zischend den Schnabel aus, wenn irgend jemand seiner Geliebten zu nahe kam. Der Himmel segnete den Bund des liebenden Paares und schenkte ihm zwölf goldgelbe allerliebste Gänschen, die rasch heranwuchsen, aber die Welt zunächst im Zweifel ließen, ob sie sich dem ruhigen Berufe ihrer Mutter widmen oder eines schönen Tages mit ihrem wilden Vater davonfliegen würden.

Bevor dies Rätsel gelöst war, kam ein Habicht auf den mehr als verruchten Einfall, eines von den Jungen zu rauben, und es wäre unrettbar verloren gewesen, wenn der Vater sich nicht freischend emporgeschwungen, den Räuber verfolgt und ihm nach hitzigem Kampfe den Getaubten wieder abgejagt hätte. Mutter Schnüffler hatte der ganzen Szene mit großem Geschnatter zugehört; als aber ihr Liebling klatschend auf die feuchte Wiese herabfiel und nach einigen Versuchen ebenso breitbeinig davonwatschelte wie seine Geschwister, beruhigte sich ihr Gemüt wieder; auch der tapfere Vater lehrte zu seiner Gattin zurück, redete und schnatterte ein langes und ein breites, und da die Kinder nach erreichter Volljährigkeit sittsame und ordentliche Gänse wurden, die hübsch zu Hause blieben und ihre Eier in den Stall legten, darf man annehmen, daß seine Lehren tiefen Eindruck auf ihr jugendliches Gemüt gemacht haben. C. L.

**Der Hundekönig.** — Im Jahre 1821, kurz nach der Unabhängigkeitserklärung von Peru, wurde in ganz Amerika eine Proklamation erlassen, in welcher ein König unter glänzenden Versprechungen Untertanen für sein noch völlig unbewohntes Land suchte. Diese Bekanntmachung ging vom König Juan, dem Beherrscher der Certoöinsel, aus. Juan stammte aus Kuba, und als die spanischen Provinzen in Südamerika sich erhoben, um das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, focht Juan in dem Heere der Patrioten von Peru mit vieler Tapferkeit und schwang sich auf diese Weise zu einem hohen militärischen Rang empor. Nach Beendigung des Krieges fehlte es in Peru an Geld, um die Helden gebührend zu belohnen. Da kam man auf den Ausweg, die Schuld statt in klingender Münze in Land zu bezahlen, und der General erhielt die Weisung, sich eine Insel aus der Encantadosgruppe auszusuchen. Juan wählte sich die Insel Certoö, welche noch völlig unbewohnt war, und ließ sich ein Dokument darüber ausfertigen, daß ihm dieselbe als sein völlig unabhängiges Eigentum übergeben worden sei, und er dort als souveräner Herrscher schalten und walten dürfe. Auf seine alsbald erlassene Proklamation meldeten sich etwa achtzig Personen, Männer und Frauen, welche sich bereit erklärten, ihm nach Certoö zu folgen und sich dort anzusiedeln. Diese wurden nun mit dem Nötigen ausgestattet, mit einigem Werkzeug, Rindern und

Ziegen versehen und dann nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft. Kurz vor der Abfahrt erschien der „König“ selbst und erregte nicht wenig Aufsehen, da er in Begleitung einer großen Anzahl bissiger Hunde auftrat, die jedem Unbekannten bei der Annäherung drohend die Zähne wiesen. Von diesem Augenblicke an erhielt Juan den Namen „Hundekönig“, den er auch zeit seines Lebens behielt.

Man kam auf Certos an und traf sofort Anstalten, sich daselbst heimisch zu machen. Aus den Lavablöcken, welche die etwa acht Meilen im Umfange fassende Insel reichlich besaß, wurden Hütten und Häuser gebaut, auch Felder und Gärten angelegt, und als alle ihr Unterkommen hatten, ließ sich Juan einen möglichst standesgemäßen Palast errichten. Allein die vielen Versprechungen, die er seinen Untertanen gegeben, vermochte er nicht zu erfüllen, und so brach nur zu bald Unzufriedenheit aus, die zu Aufruhr und Angriffen auf den König führte, denn die Mehrzahl der Ansiedler bestand aus Abenteurern und Auswürflingen der menschlichen Gesellschaft, die vor nichts zurückschreckten. Juan bildete sich nun aus den besseren Elementen eine Leibwache, mit der er zuzeiten gegen seine eigenen Untertanen zu Felde ziehen mußte. Dabei kam es zu blutigen Zusammenstößen, und endlich mußte der König zu seinem Leidwesen sehen, daß die ohnehin schwache Bevölkerung der Insel in sehr bedenklichem Maße zusammengeschnitten war. Nur seine Hunde blieben ihm treu, und nie tat er einen Schritt aus seinem Palast ohne dieses Gefolge.

Mitunter legten vorüberfahrende Schiffe an der Insel an, um sich mit Trinkwasser zu versorgen, denn Certos besaß einige gute Quellen. Diesen Umstand benützte Juan, um dem drohenden Niedergang seines Reiches aufzuhelfen; er ließ wiederholt den ans Land kommenden Matrosen das Anerbieten stellen, auf der Insel zu bleiben, und machte ihnen dabei allerlei verlockende Versprechungen. Obwohl er nun diesen Zuwachs seiner Untertanen in jeder Weise begünstigte, führten jedoch gerade diese Leute schließlich sein Verderben herbei. Als sie die gemachten Versprechungen nicht genügend erfüllt sahen, wurden sie ungeduldig, verbanden sich mit den übrigen Mißgestimmten und begannen gegen den König offene Feindseligkeiten. Dieser mußte schließlich mit seinen Hunden die

Flucht in den dichten Wald ergreifen, der das Innere bedeckte, und erst nach längerer Zeit erlaubte man ihm, daß er sich einschiffen und die Insel verlassen durfte. Dies geschah denn auch, und all seiner Habe und seiner Würde beraubt, kehrte König Juan nach Peru zurück.

Vergeblich hoffte er, daß man ihn zurückerufe. Die Bewohner von Certos verlangten nicht mehr nach dem Hundekönig, der gar bald vergessen war. Die Zügellosigkeit, welche nun auf der Insel einriß, verleitete später viele Abenteurer, sich dort niederzulassen; die Bevölkerung nahm der Zahl nach daher rasch zu, aber auch die Verwilderung und Unsicherheit, so daß allmählich wieder eine Auswanderung begann, und die frühere Verödung eintrat. Noch heute ist die Insel verlassen und nur in geringem Maße bevölkert. C. T.

**Einträglige Aufmerksamkeit.** — Großfürst A. verbrachte einige Zeit in Paris und besuchte natürlich auch die Theater. Das Spiel der Primadonna des G.-Theaters gefiel ihm sehr, und so sandte er ihr eines Tages durch seinen Diener einen Blumenstrauß.

Einige Wochen darauf wurde ihm eines Vormittags eine Dame gemeldet, die im Empfangszimmer auf ihn wartete. Als er dieses betrat, fand er eine hübsche junge Dame, die ihn mit folgenden Worten anredete: „Hoheit scheinen mich nicht zu erkennen? Ich bin die Sängerin Mariquita vom G.-Theater und wollte Ihnen für die vielen gütigen Beweise Ihrer Aufmerksamkeit danken.“

„Ich erkenne Sie jetzt, Madame,“ entgegnete der Großfürst, „aber ich glaube, Sie täuschen sich. Ich habe Ihnen nur ein einziges Mal einen Blumenstrauß gesandt.“

„Aber Ihr Diener brachte mir doch seit Wochen jeden Morgen einen,“ war die Antwort der verdutzten Künstlerin.

Der erstaunte Großfürst ließ den Diener kommen, und die Sache fand nun eine unerwartete Lösung.

Der Diener gestand nämlich folgendes: „Als ich der Dame das erste Bukett brachte, gab sie mir ein Trinkgeld von fünf Franken, und da das Bukett nur drei Franken kostete, so hatte ich noch zwei Franken darüber. Daher wiederholte ich die Spenden und zwar stets mit demselben Erfolg.“

Leider hörte von nun an diese ergiebige Einnahmequelle auf zu fließen.

M. N.



**Entstehung eines geflügelten Wortes.** — Die Entstehung des geflügelten Scherzwortes: „Sehn wir uns nicht in dieser Welt, so sehn wir uns in Bitterfeld,“ dürfte wenig bekannt sein, obgleich man es sich oft mit kleinen Abänderungen beim Abschiednehmen gern zuruft.

Wie kommt nun gerade die Stadt Bitterfeld, die in der Provinz Sachsen liegt und erst in neuerer Zeit durch ihre Tonwaren und durch ihre Kohlenindustrie in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, dazu, so besonders als Ort des Wiedersehens hervorgehoben zu werden? Die Antwort auf diese Frage findet sich im „Führer durch Bitterfeld und Umgebung“ von E. Obst. In und bei Bitterfeld ist nämlich ein Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Verkehrsstraßen; namentlich gabelt sich am Gasthaus zur Krone die von Leipzig über Delitzsch nach Norden führende Straße, so daß der eine Zweig nach Dessau und weiter, der andere über Wittenberg nach Berlin geht. Vor Erbauung der Eisenbahnen wurde diese Straße besonders von den Besuchern der Leipziger Messe benützt, deren Heimat in der angegebenen Richtung lag; sie fuhrten oder gingen bei der Heimkehr vielfach zusammen, bis eben in der „Krone“ die erste Teilung des Reisendenstromes stattfand, und umgekehrt fügte es sich in der Regel als natürliche Folge des Postlaufes und Reiseverkehrs, daß sie sich bei Besuch der nächsten Leipziger Messe an jener Stelle zuerst wieder trafen. Deshalb kam unter ihnen das Verschen auf:

„Sehn wir uns nicht in dieser Welt,

So sehn wir uns in Bitterfeld!“

welches bald die weiteste Verbreitung fand, da es durch die „Messfremden“ in alle Gegenden Deutschlands getragen ward. E. T.

**Eine grausame Rache** nahm einst Lord Darrington an einem damals sehr gefeierten jungen Maler. Lord Darrington besaß eine sehr schöne Schwester, die sich bei einem Aufenthalt in Rom in einen italienischen Maler sterblich verliebte. Der Maler verlobte sich auch mit ihr, gab sie dann aber plötzlich ohne Grund auf, da er, wie er sagte, nur seiner Kunst leben wolle, und eine Heirat ihm in seiner Laufbahn nur hinderlich sein werde. Lord Darrington reiste ab von Rom, brachte seine Schwester nach London, und sein ganzes Interesse schien sich während der nächsten Jahre auf nichts weiter zu richten, als Gemälde zu kaufen. Mit einer großen Zahl von Bildern kehrte er dann nach Rom zurück und forderte eines Tages

von dem Künstler Genußtuung. Sie ward gewährt, und der Lord wählte Pistolen als Waffen. Mit seinem Schusse — der Maler hatte in verhängnisvollem Leichtsinne daneben geschossen — zerschmetterte der Lord das rechte Handgelenk des Malers dergestalt, daß die Hand, die so herrliche Kunstwerke geschaffen, amputiert werden mußte.

Nach der Amputation fand sich der Lord abermals bei dem Maler ein. „Meine Rache ist noch nicht befriedigt,“ redete er den Künstler an, „ich habe Sie vielmehr zu einem Leben ewiger, vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tode als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgelöschten Ruhm!“

„Das können Sie nicht,“ erwiderte der Künstler ruhig, „meine Gemälde werden immer für mich sprechen!“

„Sie irren! Das werden sie nicht mehr, denn ich habe sie alle gekauft und werde sie noch heute vernichten lassen. Sehen Sie, ob diese Liste vollständig ist!“

Vergebens bat und flehte der Künstler, der Lord blieb unerbittlich, und noch am selben Tage ließ er sämtliche Bilder verbrennen. Et.

**Verschwundene Luftfahrer.** — Niemand hegt mehr die Hoffnung, daß der Ingenieur Andree, welcher mit einem Gefährten den Nordpol mit dem Luftballon erreichen wollte, und ebenso die englischen Leutnants Martin-Leake und Caulfield, die in Gegenwart des Königs Eduard und des japanischen Prinzen Fushimi in Farnborough in dem Kriegsballon „Thrasher“ aufstiegen, sich gerettet haben können. Alles deutet darauf hin, daß die unglücklichen Luftschiffer im Meere ertrunken sind, doch werden wohl die wahren Tatsachen ein ewiges Geheimnis bleiben. Prinz Fushimi wird dabei an das Geschick eines japanischen Offiziers gedacht haben, der um die Erlaubnis bat, bei Port Arthur einen Ausflug unternehmen zu dürfen, um die Stärke des Feindes in einem der Außenforts zu erkunden. Er erhielt die Erlaubnis, täuschte sich jedoch in den Luftströmungen, so daß er statt über die belagerte Stadt auf die See hinausgetrieben wurde. Die Dunkelheit brach herein, und der kühne Offizier verschwand. Alle möglichen Anstrengungen wurden gemacht, um zu erfahren, was aus ihm geworden sei, denn der Offizier war der kaiserlichen Familie verwandt — doch alles vergebens.

In der Luftschifferabteilung der englischen Armee muß man bis zum Jahre 1881 zurückgehen, um eine ähnliche tragische Geschichte zu finden. Zu jener Zeit ließ man den Ballon „Saladin“ aufsteigen, und bis zum heutigen Tage weiß man nichts über das Schicksal des einen Insassen, des Parlamentsmitgliedes Walter Powell. Der Ballon stieg in Bath auf und trug Powell, Styh-Gardner und den Kapitän Templer, einen erfahrenen Luftschiffer. Widrige Winde veranlaßten die Luftschiffer, bei Bridport den Abstieg zu unternehmen, und als der Ballon sich der Erde näherte, bat Kapitän Templer seine Freunde, aus dem Fahrzeug herauszuspringen. Er und Styh-Gardner sprangen auch, wobei der letztere sich das Bein brach, doch Powell folgte nicht. Der Ballon schoß infolge des Gewichtsverlustes in eine immense Höhe und verschwand in den Wolken. Die Zeitungen meldeten, daß keine Spur von dem Verschwundenen jemals wieder entdeckt worden sei, doch entspricht dies nicht der Wahrheit. Einige Jahre nach dem Verschwinden des Ballons fand man einen Teil der Gondel in einer gebirgigen Gegend Spaniens.

M. N.

**Die Antwort des Sennen.** — Kaiser Franz Joseph wollte früher oft in den Bergen des Waadtlandes, wo seine Gemahlin alljährlich eine Kur zu machen pflegte. Das Kaiserpaar hatte sich eines Abends auf einem Spaziergang von seinem Gefolge entfernt und traf endlich auf einer Alpweide einen Sennen an. Der Kaiser fragte ihn, ob er vielleicht frische Milch hätte. Der Senne bejahte, und bald war die Hütte erreicht, und die Gäste wurden befriedigt. Der Kaiser, welcher Gefallen an dem Burschen hatte, bezahlte die Milch mit einem Goldstück, und nun entspann sich zwischen dem biederen Sennen und den hohen Gästen folgende Unterhaltung.

„Ihr scheint ein reicher Herr zu sein, daß Euch die Milch so viel wert ist.“

„Ich bin der Kaiser von Osterreich, und dies hier ist meine Gemahlin.“

Als ob er alle Tage Fürstlichkeiten beherberge, fragte der Senne die Kaiserin: „Nun, wie gefällt es Euch denn in unseren Bergen?“

„Recht gut. Aber in Territet unten werden wir immer von den Leuten recht belästigt, die uns verfolgen, um uns zu sehen. Da ist es weniger angenehm.“

„So, so — die Leute laufen Euch nach? Nun, dann sind es gewiß die Fremden, denn wir Schweizer Bauern haben zu viel zu tun, als daß wir den Leuten nachlaufen könnten.“ C. A. L.

**Ein poetisches Kochrezept.** — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ward einem längst gefühlten Bedürfnis endlich abgeholfen und zum Wohle der Menschheit auch ein poetisches Kochbuch herausgegeben, aus dem wir die schöne Arie „Geröstete Kalbsleber“ wiedergeben wollen, die nach der Melodie „Wir sitzen so fröhlich beisammen“ zu singen ist.

Damit die Begierde der Gäste  
Im Anfang nicht werde zu laut,  
Entschäle geschwind, meine Beste,  
Der Leber des Kalbes die Haut.  
Zerschneide die Leber in Stücke,  
So breit und so dünn es kann sein,  
Und schneide mit trockenem Blicke  
Hernach eine Zwiebel sehr fein.  
Jetzt nimm du vom Schmalze, dem schönsten,  
Ein Stück wie ein Hühnerei groß,  
Und lasse die Zwiebel gelb rösten  
In der Pfanne erglühendem Schoß.  
Nun schütte die Leber zu diesen,  
Und säe noch Mehl drauf herum,  
Und wende sie ohne Verdriessen  
Mit fleißiger Hand um und um.  
So lässest dieselbe du braten,  
Nicht hart, doch genugsam: dann tu  
Vom Salze nach eignem Beraten  
Und Essig ein wenig dazu.  
Berrühre ein paarmal Besagtes  
Und richt auf der Platte es an,  
Dann streu noch ein wenig zerhacktes  
Zitronengeschäle daran.

C. L.

---

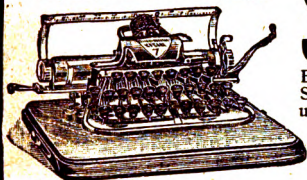
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

**Seidenstoffe. Wunder-**  
volle Neuheiten. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



Filiale: **BERLIN**  
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

## **S** Blickensderfer **Schreibmaschine**

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

**Groyen & Richtmann, Köln.**

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein beliebtes Haus- und Familienbuch:

### **Illustrierte Geschichte des Krieges 1870/71** Jubiläumsg- Ausgabe.

Mit 318 Illustrationen, 14 Karten und Plänen im Text, 5 Kunstbeilagen und 4 Extrakarten. In elegantem Ganzleinenband 9 Mark 50 Pf.

Die Illustrierte Geschichte des Krieges 1870/71 bildet mit ihren vielen prächtigen Bildern, Karten und Plänen, sowie der Frische und Lebendigkeit der Darstellung ein schönes Prachtwerk, interessant für diejenigen, welche die glorreiche Zeit miterlebt haben, wie für die jüngere Generation.

↔ **Zu haben in allen Buchhandlungen.** ↔

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

## Vater Unser! von Gabriel Max.

Wir haben von dem berühmten Gemälde des hervorragenden Meisters eine prachtvolle Heliogravüre (Papierformat 57 : 72 cm) herstellen lassen, die wir unseren Abonnenten und allen Kunstfreunden zum Vorzugspreise von nur 3 Mark anbieten.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen. □



### W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Erste Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Cruhe. Preis 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Bd. 2. Lumpenmüllers Lieschen. Bd. 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Bd. 4. Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pate. Bd. 5. Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen. Bd. 6. Die Andere. — Unverstanden. Bd. 7. Herzenskrisen. Bd. 8. Lore von Tollen. Bd. 9. Eine unbedeutende Frau. Bd. 10. Unter der Linde. Zwölf Novellen.

### W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Zweite Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Cruhe. Preis 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. Mamsell Unnütz. Bd. 2. Um fremde Schuld. Bd. 3. Erzählungen. Inhalt: Sabinens Freier. — Franziska von Schleben. — Das Raupenhäuschen. — Der silberne Hirschfänger. — Großmutter's Whistkränzchen. — Marianne Sievening. Bd. 4. Haus Beetzen. Bd. 5. Trotzige Herzen. Bd. 6. Antons Erben. Bd. 7. Im Wasserwinkel. Bd. 8. Sette Oldenroths Liebe. Bd. 9. Doktor Dannz und seine Frau. Bd. 10. Alte Liebe. — Großmutter's Kathrin. — Kori Lorenzen. — Originale. — Maiblumen. — Hilgendorf. — In Erinnerung.

Der neueste Roman der beliebten Erzählerin ist:

**Wie auch wir vergeben.** Geheftet 3 Mark.

Elegant gebunden 4 Mark.  
Ein echter „Heimburg“. Ein Buch voll rührender Herzlichkeit. („Halle'scher Courier.“)

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 908 0

**WILSON  
ANNEX**